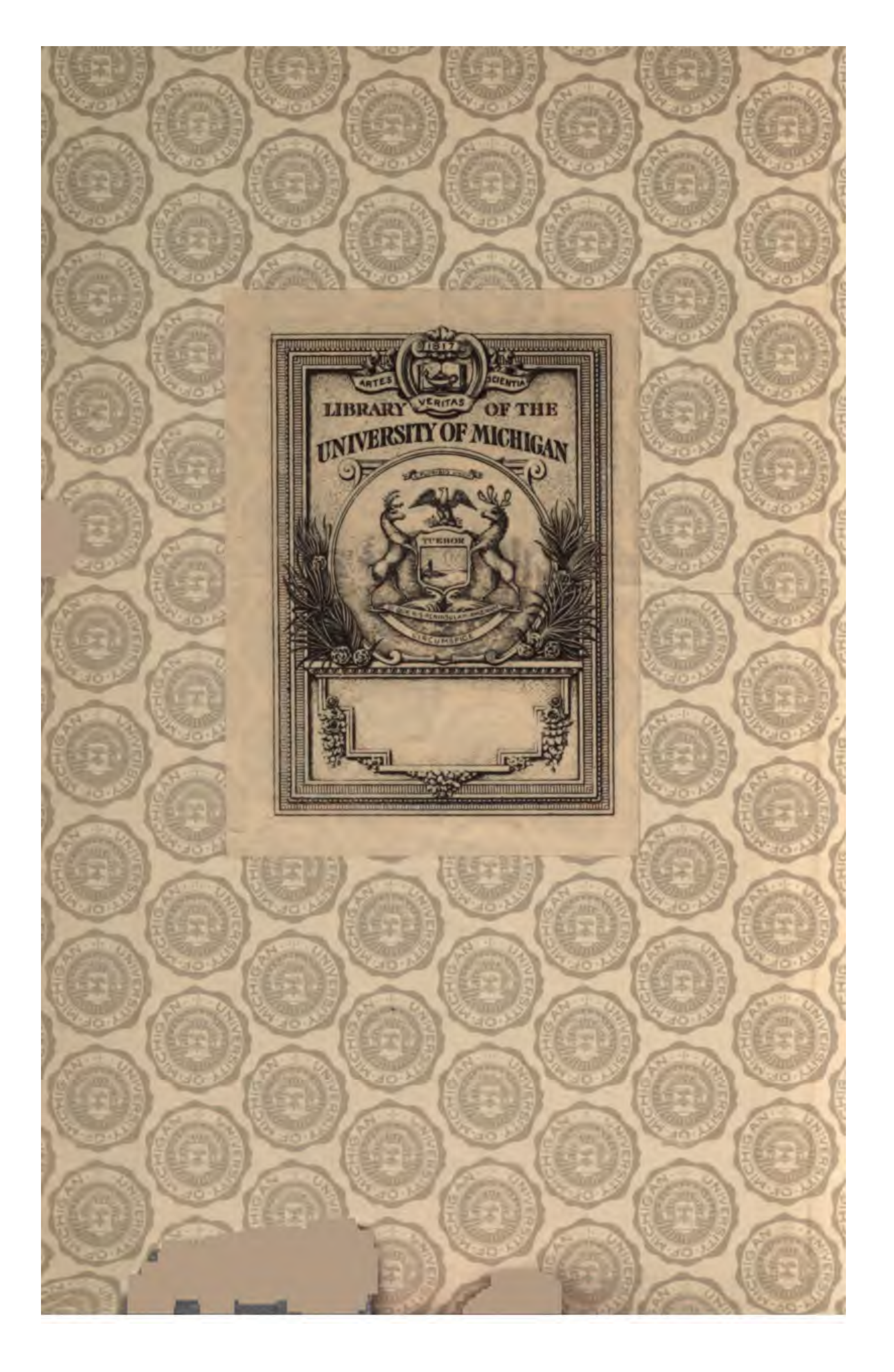





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE







Die Ursachen unserer Niederlage

Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg

Von

General d. Inf. Alfred Krauß

Wien

Zweite, durchgesehene Auflage



J. F. Lehmanns Verlag, München

1921

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising.

An das deutsche Volk!

Dir, deutsches Volk, gewidmet von einem Deiner Söhne, die obwohl im Raume angrenzend, doch von Dir getrennt sind.

Erkenne Dich selbst, deutsches Volk, und Du wirst den Willen und die Kraft haben, alle Deutschen zu vereinigen und damit den Weg zu Deiner Größe betreten.

Wien, im Jänner 1920.

Alfred Krauß
General der Infanterie.

Inhalt.



Vorwort zur 2. Auflage.

Die Aufnahme meines Buches war in Deutschland und in Österreich eine sehr verschiedene. In Deutschland hat man meine in der Einleitung klargelegten Absichten richtig gewürdigt und mir mein offenes Auftreten — bis auf eine Ausnahme, der ich aber dankbar bin — nicht verübelt. Ich danke der deutschen Öffentlichkeit für diese selbstbewußte, durch keine Kritik aus dem Gleichgewicht zu bringende Haltung; sie gibt mir die Zuversicht, daß ein solches Volk sich nie selbst verlieren wird, weil es die Kraft hat, über sich selbst klar zu werden. Ich danke aber auch der Ausnahme, weil sie meine offenen Worte meinem beschränkten Österreichertum zuschreibt. Damit gibt sie mir das beste Mittel in die Hand, um die Aufnahme meines Buches in Österreich in das rechte Licht zu rücken.

In Österreich haben deutschfeindliche Kreise — Kreise, die nichts von dem Zusammenschluß des deutschen Volkes wissen, sondern Österreich in einen neuen Donaustaat zwängen wollen — das Buch auf Grund herausgerissener Stellen als ein Pamphlet bezeichnet, das die alte Monarchie und ihre Armee herabsetze und verächtlich mache. Das Urteil des hervorragenden deutschen Schriftstellers und Generals im „Tag“, das mir als Österreicher einseitige Parteinahme vorhält, ist der beste Beweis, daß diese falsche Ansicht nur auf parteipolitischer Gehässigkeit ruht. Das führende klerikale, anschlußfeindliche Blatt Österreichs, „Die Reichspost“, sah sich dann doch veranlaßt festzustellen, daß meinem Buch auf Grund einseitig gewählter Zitate eine falsche Charakteristik unterschoben wurde. In Österreich fehlt leider die wirklich d e u t s c h e Presse, die Veröffentlichungen, wie mein Buch, nur im Hinblicke auf ihren Wert für das d e u t s c h e V o l k beurteilt.

Die Kritik des Buches veranlaßt mich nicht, für eine neue Auflage Änderungen an seinem Inhalte vorzunehmen. Nur einige unwesentliche Unrichtigkeiten und Druckfehler sind beseitigt worden. Die Kritik läßt es aber wünschenswert erscheinen, einiges näher zu begründen und zu ergänzen. Um den Druck der Neuauflage nicht zu erschweren, soll dies hier im Vorwort zur zweiten Auflage geschehen.

Die von mir gebrachte kurze Charakteristik Kaiser Karls hat im gegnerischen Lager die meiste Entrüstung hervorgerufen. Gewöhnt, alles, was von der Krone kam, urteilslos als vorzüglich und als Gnade hinzunehmen, glaubt man jeden als ehrlos hinstellen zu können, der vom Beruf eines gekrönten Hauptes eine höhere Vorstellung

hat und von jedem Herrscher höchste Sittlichkeit und Pflichterfüllung erwartet. Mit dieser hohen Vorstellung über Herrscherpflichten stehe ich nicht allein da. Kaiser Karl teilt sie auch. Als ich im September 1918 zur Berichterstattung beim Kaiser war, brachte ich das Gespräch auf die unsinnigen, von übelwollenden Personen verbreiteten Gerüchte, ich sei ein Feind des Adels, der Kavallerie und der Kirche. Ich sagte, daß diese Feindschaften, wenn sie bestünden, mich zu einem dummen, urteilslosen Menschen stempeln würden, was ich gewiß nicht sei. Wahr sei aber, daß ich an alle Drei die höchsten Forderungen stelle, ihren hohen Pflichten und Aufgaben voll und ganz nachzukommen. Der Adel verpflichte. Er bringe nicht nur Rechte mit sich, sondern vor allem Pflichten gegen Kaiser und Vaterland. Wer diese Pflichten nicht erfülle, sei des Adels nicht wert.

Der Kaiser sagte darauf: Sehr richtig, daher habe ich die höchsten Pflichten und Aufgaben, nicht wahr? Ich stimmte zu. Diese Erkenntnis des ersten Edelmannes des alten Reiches macht es zur selbstverständlichen Folge, daß eine offene sachliche Erörterung dieser Pflichterfüllung und ihrer Folgen keinem ehrlichen Manne verwehrt sein darf und niemanden verletzen kann.

Ich habe mir die Aufnahme dieser Charakteristik reiflichst überlegt. Ich hatte sie einige Male aus dem Entwurfe entfernt und habe sie immer wieder eingeschaltet. Sie gehört unbedingt in dieses Buch, um die folgende geschichtliche Entwicklung zu begreifen. Man kann den ganzen Weg zum Untergang nicht erfassen, ohne das Charakterbild der Persönlichkeit zu kennen, die im Mittelpunkt des Geschehens gestanden hat. Das Charakterbild sollte alles Geschehene verständlich machen, es sollte aber auch den unglücklichen jungen Fürsten in mancher Hinsicht entlasten. So stand z. B. die Szene im Hofzug nach Spa nicht in der zuerst nach München gesandten Handschrift. Ich hielt sie nicht für nötig. Als aber Graf Wedel seine Enthüllungen brachte, sandte ich diese Schilderung als Nachtrag nach München. Sie war nach meinem Empfinden notwendig geworden, um das zu erklären, was Graf Wedel enthüllte. Der Hauptgrund für die Aufnahme dieser Charakteristik lag aber im Zweck des ganzen Buches. Es sollte, wie ich in der Einleitung sage, dem deutschen Volke nützen, weshalb jede Beschönigung und jede Empfindelei beiseite bleiben mußte. Die Charakteristik dieses jungen Fürsten, die man sorgfältig und ohne jede Voreingenommenheit, welcher Art immer, lesen muß, soll dem deutschen Volke für alle Zukunft nützen. Sie soll ihm klarmachen, wohin es führen muß, wenn ein junger, von gutem Willen erfüllter Herrscher nur verantwortungslose, sklavisch ergebene Berater findet, wenn nicht verantwortungsfreudige Männer den Herrscher lenken und führen, vor Mißgriffen bewahren, aber auch gegen Verantwortung tatsächlich und wirksam decken.

Man hat weiter behauptet, daß persönliche Mißgunst und vermeintliche Zurücksetzung meine Feder geführt haben. Nein! Man

täuscht sich, wenn man glaubt, wie es auch mehrere Besprechungen erkennen lassen, daß persönliche Gereiztheit und Erbitterung, oder persönliche Genugtuung aus meinen Worten sprechen. Ich habe alle Ereignisse, Handlungen und Personen möglichst klar und scharf, aber unbedingt nur sachlich beurteilt und nirgend persönliche Rücksichten mitsprechen lassen.

In einer Besprechung meines Buches wird in dieser Hinsicht bemerkt, ich sei „Anwärter auf den Posten eines Generalstabschefs gewesen". Gemeint ist damit die Tatsache, daß ich wiederholt als Chef des Generalstabes genannt wurde.

Ich habe seinerzeit eine Schilderung der mich betreffenden Zukunftspläne als zu persönlich aus der Handschrift gestrichen. Sie soll jetzt hier nachgetragen werden, um Unrichtigkeiten zu beheben.

Schon 1915 erhielt ich eine halbamtliche Verständigung, daß Erzherzog Friedrich mich als Nachfolger des Generals von Conrad in Aussicht nehme. Ich unternahm nichts, um dieser Absicht entgegenzukommen. Auch in der Folge wurde ich ohne mein Zutun in der Armee und in der Öffentlichkeit ständig als der berufene Chef des Generalstabes genannt. Erzherzog Eugen äußerte sich wiederholt, daß ich zum Chef des Generalstabes oder zum Kriegsminister geeignet sei; er sprach dies auch dienstlich aus. Ich ließ den Erzherzog nicht im Zweifel, daß ich diese Stellungen nicht anstrebe, daß ich sie nicht wolle, da ich wisse, welche riesige Verantwortung sie mir brächten, eine Verantwortung, die ich bei den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen nicht übernehmen wolle. Bei meiner Veranlagung würde diese Verantwortung schwer auf mir lasten, meine Haltung bestimmen und meine baldige Enthebung zur Folge haben.

Im Jänner 1917, gelegentlich eines Besuches des Kaisers Karl in Südtirol, versicherte mir ein Flügeladjutant des Kaisers, den ich als Vertrauten des Kaisers kannte, daß meine Zeit noch kommen werde. Ich sei wiederholt als Chef des Generalstabes, als Kriegsminister, als Ernährungsminister, ja von einer sehr ernst zu nehmenden Seite sogar als österreichischer Ministerpräsident in Vorschlag gebracht worden.

Ich antwortete darauf in der sicheren Voraussicht, daß davon der Kaiser Kenntnis erhalte: „Ich strebe keine dieser hohen Stellungen an, ja ich wolle sie gar nicht erhalten, weil ich die Wucht der Verantwortung in dieser Zeit kenne. Ich könne die Last der Verantwortung bei den bestehenden Verhältnissen nicht übernehmen. Bei meiner Auffassung von Pflicht hätte ich keine ruhige Minute mehr, wäre für meine Familie verloren und käme in hundert Konflikte mit Andersdenkenden. Nur wenn der Kaiser aus eigenster Erkenntnis mir die Verantwortung auferlegen wolle, weil er vollstes Vertrauen gerade zu mir habe, würde ich, einem Befehle des Kaisers folgend, einen solchen Posten übernehmen. Nur wenn mich weder meine Bewerbung noch das Wohlwollen anderer Würdenträger, sondern nur das volle Vertrauen des Kaisers allein

in eine solche Stellung bringe, könnte ich die Kraft und die Unabhängigkeit finden, den schweren Weg zu gehen, ohne in kürzester Zeit der Feindseligkeit Anderer zum Opfer zu fallen. Nur dann könnte ich die Bedingungen sichern, unter welchen ich die Erfüllung der übernommenen Pflichten für möglich hielte. Dann würde ich aber die schwerste Verantwortung freudig übernehmen, dann ginge ich meinen Weg der Pflicht geradeaus, ohne nach rechts oder links zu sehen."

Meine Sorge, eine dieser verantwortungsvollen Stellen könnte mir ohne Erfüllung dieser Voraussetzung aufgezwungen werden, war grundlos. Man dachte doch nicht ernstlich an mich. Noch im Juni 1917, als der Kriegsminister gewechselt wurde, war ich mit zwei anderen Generalen in Aussicht genommen worden. Die Wahl fiel nicht auf mich.

Ebensowenig wie aus diesem Grunde persönliche Gefühle meine Feder führten, ebensowenig war ich bei Beurteilung der strategischen Lage und der daraus folgenden Schlüsse etwa beschränkt „österreichisch". Nicht dieser Beschränktheit entspringt meine Ansicht, daß nach der Niederwerfung Serbiens Italien anzugreifen war, sondern der allgemeinen Erkenntnis, daß dort der nächste Schritt zur Entscheidung zu machen war. Der Einwurf eines hervorragenden Generals, daß Italien ein Nebenkriegsschauplatz war, daß daher in Italien eine den Krieg entscheidende Wirkung nicht zu erzielen gewesen sei, veranlaßt eine weitere Klärung dieser Frage.

Hier liegt wieder eine, bei Fachleuten so oft zu findende, zu starre Auffassung von fachlichen Begriffen vor.

Italien war zweifellos nur ein Nebenkriegsschauplatz. Das durfte es aber nicht ausschließen, daß dort eine örtliche Entscheidung herbeigeführt wurde, die entweder die Entscheidung des ganzen Krieges einleiten, oder unter besonderen Umständen sogar geben mußte. Italien war auch 1796 nur ein Nebenkriegsschauplatz gewesen; der Hauptkampf zwischen Frankreich und Österreich wurde damals auf deutschem Boden geführt. Allein das Auftreten Bonapartes, eines auf die Entscheidung losgehenden Feldherrn auf diesem Nebenkriegsschauplatz, eines Feldherrn, der auch die Fähigkeit zeigte, entscheidende Schläge zu führen, brachte die Entscheidung des ganzen Krieges, erzwang den Frieden.

Auch Serbien war im Jahre 1915 nur ein Nebenkriegsschauplatz. Aber man erkannte, daß ein entscheidender Schlag auf diesem Gebiete die Entscheidung des ganzen Krieges so stark beeinflußte, daß die Entscheidung zunächst in Serbien herbeigeführt werden mußte. Die offene Verbindung mit der Türkei und damit die Erhaltung ihrer Widerstandskraft, wovon es abhing, ob Rußland, das riesige Menschenreservoir, mit Kriegsmaterial reichlich versehen werden konnte oder nicht, war die augenfällige Begründung für die zunächst entscheidende Rolle dieses Nebenkriegsschauplatzes. Daher führte man dort

unter zeitweiliger Zurückstellung der Hauptkriegsschauplätze Frankreich und Rußland und unter Zusammenfassung aller verfügbar zu machenden Kräfte einen entscheidenden Schlag. Der Krieg wurde damit nicht entschieden. Aber die Fortführung des Krieges konnte unter günstigen Bedingungen und Aussichten erfolgen.

Weniger sinnfällig, aber nicht minder klar und bestimmt, war diese entscheidende Rolle Italiens um die Jahreswende von 1915 auf 1916. Die zwischen Pleß und Teschen bestehende Spannung und Eifersucht, das vollkommen verfehlte politische Verhältnis Deutschlands zu Italien haben es verursacht, daß man diese entscheidende Rolle Italiens an maßgebendster Stelle, in Pleß, nicht erkannt hatte.

Wie aus meinen Darlegungen am Schlusse des Kapitels „Die Operationspläne der Mittelmächte. Die Gründe ihres Mißlingens" und im Kapitel „Generalstabschef des Erzherzogs Eugen" klar hervorgeht, mußte der „entscheidende" Schlag gegen Italien so geführt werden, daß die ganze italienische Feldarmee gefangen, also vernichtet wurde. Damit wäre dieser Feind aus der Reihe der Kämpfer ganz geschieden; daß die Entente „ein Abspringen Italiens niemals geduldet hätte" wäre dann wohl ganz nebensächlich und unwirksam geworden. Italien wäre bis hinunter nach Tarent und Reggio, vielleicht sogar bis an die Westspitze Siziliens der widerstandslosen Besetzung durch die Mittelmächte zum Opfer gefallen. Zu dieser Besetzung wären keineswegs sehr starke Kräfte nötig gewesen.

Der ungeheure moralische Erfolg eines solchen entscheidenden Schlages gegen Italien muß wohl jedermann einleuchten. Aber auch die von mir im Buch angedeuteten militärischen Vorteile bedürften eigentlich keiner eingehenderen Klarstellung. Von dem Gelingen eines Überfalles über die italienisch-französische Grenze sei ganz abgesehen. Die gegen Italien stehenden Kräfte wären zum größten Teile frei geworden. Dagegen hätte die Bedrohung der französischen Grenze südlich vom Genfer See zur starken Besetzung dieser Grenze, also zur Schwächung der französisch-englischen Hauptfront gezwungen. Die Gefahr, daß die Mittelmächte durch die Schweiz vorbrechen könnten, wäre in den Augen der Franzosen so groß geworden, daß auch die Grenze gegen die Schweiz stark besetzt worden wäre. Damit wäre die Erlangung einer zahlenmäßigen Überlegenheit an der entscheidenden französisch-englischen Front möglich geworden.

Von Genua aus konnte der ganze Seeverkehr Frankreichs nach Tunis, Algier und Marokko gesperrt werden. Die kurze Entfernung zu den südfranzösischen Häfen, die sichere Basis an der ligurischen Küste hätte den Unterseebootkrieg hier ebenso wirksam gemacht, wie von der Südspitze Italiens aus. Von dort aus hätten die Unterseeboote den Seeverkehr in der schmalen Stelle des Mittelmeeres zwischen der Westspitze Siziliens und der afrikanischen Küste bei Tunis wirksam unterbinden können. Was dies für die Streitkräfte der Entente

östlich dieser Linie, was für den Seeverkehr Englands und Frankreichs überhaupt bedeutet hätte, bedarf keiner Erklärung.

Die Erkenntnis aller dieser Folgen hätte aber eben auf deutscher Seite den klaren, durch keine einseitige Auffassung getrübten Blick für die strategisch-politische Lage der Mittelmächte und der Entente vorausgesetzt. Daß diese einseitige Auffassung vorhanden war, wird dadurch bewiesen, daß die Kriegserklärung an Italien unterblieben ist. Dort, auf deutscher Seite, war leider die verderbliche Einseitigkeit in der Auffassung vorhanden, die der hochstehende Kritiker mir zuschreibt; man sah nur Frankreich und England, man wollte seinen Krieg zu Ende führen, obwohl man erkannte, daß die Kraft dazu fehlte.

Man lese die Ausführungen des Generals von Falkenhayn in seinem Werke „Die Oberste Heeresleitung 1914—1916" auf den Seiten 164—168 (Telegramm vom 16. Dezember 1915 an das k. u. k. AOK.) und 176—184 (Vortrag an Kaiser Wilhelm, Weihnachten 1915), um jetzt zu erkennen, wie falsch die Voraussetzungen des negativ geführten Beweises, daß man in Frankreich angreifen müsse, gewesen sind. Dabei fehlen in dem geistreichen und daher bestechenden Gedankengang alle Anzeichen eines Feldherrnwillens, die Entscheidung des Krieges unbedingt und wo immer durch machtvolle und entscheidende Schläge herbeizuführen, so wie es Bonaparte in Italien 1796 getan hat. Man sage nicht, das sei 1915 nicht möglich gewesen! Der maßgebende Mann hat den sieghaften Willen zu solchen entscheidenden Schlägen, soweit sie nach der allgemeinen Kriegslage möglich waren, nicht besessen, er strebte vielmehr Unmögliches, daher nicht Entscheidendes an. Die positiven Gründe für den Angriff in Frankreich, die General von Falkenhayn auf den Seiten 183 und 184 angibt, zeigen, daß dieser Wille zur Entscheidung fehlte und daß man erhoffte, durch längeres Loshämmern an nicht entscheidenden Stellen ein Verbluten Frankreichs zu erreichen — denn daß weder Belfort noch Verdun entscheidende Stellen waren, darüber dürfte wohl jeder Soldat im Klaren gewesen sein.

Die ganzen Schlußfolgerungen der Obersten Heeresleitung haben sich als falsch erwiesen. Sie haben dahin geführt, den Feinden den Zeitgewinn zu geben, den Falkenhayn selbst auf den Seiten 177 und 178 als gefährlich hinstellt. Er sagt sehr richtig, daß England dadurch zur Einsicht gebracht werden müsse, daß seine „eigentlichen Waffen, die französischen, russischen und italienischen Heere außer Gefecht gesetzt werden müßten".

Die schwächste dieser eigentlichen englischen Waffen, die also, welche zuerst mit vereinten Kräften außer Gefecht gesetzt werden mußte, war die italienische Armee. Die Schwäche Italiens lag aber nicht in der zahlenmäßigen Schwäche seiner Armee, nicht in ihrer Artillerie und nicht in ihrer Bewaffnung und Ausrüstung überhaupt — all das stand auf voller Höhe — sondern allein in der geringen

Widerstandskraft ihrer Infanterie im Vergleich zur Widerstandskraft der Franzosen und der Engländer und im Vergleich zur Stoßkraft der deutschen und der österreichisch-ungarischen Truppen.

Die geringe Widerstandskraft des italienischen Heeres trat später bei der Offensive in Südtirol hervor, wo im schwierigsten Gebirgsgelände die italienischen Truppen anfangs völlig überrannt wurden und der Durchbruch nur an Führungsfehlern scheiterte; noch deutlicher trat die Überlegenheit der deutschen und der österreichisch-ungarischen Truppen in der zwölften Isonzoschlacht zutage, in welcher der Durchbruch gegen eine starke italienische Übermacht so vollständig gelang, daß die ganze italienische Isonzofront zusammenbrach.

Der Durchstoß gelang damals, im Oktober 1917, trotz der gegen 1915 weit geringeren Stoßkraft der deutschen und der k. u. k. Truppen so glänzend, daß dadurch folgender Schluß gerechtfertigt wird:

Eine gemeinsame deutsche und österreichisch-ungarische doppelseitige Offensive aus Südtirol und am Isonzo, mit dem Ziel, aus Südtirol heraus durchzubrechen und an der Brenta oder an der Etsch den Italienern den Rückzug zu verlegen und so die ganze italienische Feldarmee gefangen zu nehmen, mußte bei guter Vorbereitung glänzend gelingen.

Es scheint aber, daß man in Pleß diese wesentlichste Schwäche Italiens nicht erkannte. Nur so läßt es sich erklären, daß General von Falkenhayn sagen konnte: „Die gegen Italien gewählte Taktik hatte sich vortrefflich bewährt. Es lag kein Grund vor, zu zweifeln, daß sie sich in Zukunft ebenso bewähren würde.“ (Seite 164.)

Bei dieser Auffassung war die natürliche Folge: Statt damit zu beginnen, die schwächste dieser englischen Waffen, das italienische Heer, außer Gefecht zu setzen, wurde bewußt an einer Stelle in Frankreich losgeklopft, wo die Außergefechtsetzung nicht möglich war, daher auch nicht erwartet wurde, denn man rechnete nur mit einem langsamen Verbluten der Franzosen. Hingegen wollte man die glänzende Gelegenheit zur *Vernichtung* der italienischen Armee nicht erkennen; Falkenhayn verschließt sich völlig dem Gedanken des doppelseitigen Angriffes am Isonzo und aus Tirol mit dem Ziel, die ganze italienische Armee zu vernichten. Er spricht nur von der Bedeutungslosigkeit auch einer schweren Niederlage Italiens im Nordosten des Landes und sagt: „Selbst wenn der Schlag glückt, trifft er Italien nicht tödlich.“ Er dachte also gar nicht an den tödlichen Schlag, den ich meine, an die Gefangennahme der ganzen italienischen Armee. *Darin lag das Verhängnis unserer Kriegführung.*

Auch dafür hat bei der Obersten Heeresleitung das Verständnis gefehlt, daß die innere Schwäche Österreich-Ungarns vor allem durch die Vernichtung des Erbfeindes Italien und durch den damit gewonnenen moralischen Aufschwung am besten überwunden werden konnte. General von Falkenhayn sagt darüber auf Seite 128: „In einem Punkte aber war die Oberste Heeresleitung ohnmächtig. Sie

hatte keine Möglichkeit, auf die inneren Verhältnisse im Donaureiche Einfluß zu üben und die Folgen der dort bestehenden Gärung für das österreichisch-ungarische Heer hintanzuhalten. Die dadurch drohenden Gefahren sind wohl erkannt worden. Man hat es auch an Warnungen und Mahnungen nicht fehlen lassen. An die Wurzeln des Übels konnte man jedoch nicht gelangen."

Ja, die Oberste Heeresleitung hatte das Mittel, das Gefüge Österreich-Ungarns zu festigen. Allerdings lag es nicht in „Warnungen und Mahnungen", die nur verletzen und verbittern mußten, sondern es lag in dem verständnisvollen Eingehen auf die Bedürfnisse, die sich aus der Eigenart der Monarchie ergaben; eines war die gemeinsam erzielte Vernichtung des von allen Völkern der Monarchie gehaßten alten Feindes Italien.

Die Vernichtung der italienischen Armee war somit nicht nur ein Gebot der strategischen Lage, sondern auch ein politisches Gebot, ein Gebot der Rücksichtnahme auf die inneren Verhältnisse Österreichs, die man nehmen mußte, wie sie waren. Da man dies nicht erkannte, da man Österreich dieses „Opfer", das keines war, nicht bringen wollte, ging auch Deutschland als Besiegter aus dem Kriege hervor.

Ich wiederhole daher meine Behauptung: Die Mittelmächte sind nicht der überlegenen Führung der Ententeheere unterlegen, sondern den schweren Fehlern der eigenen militärischen Führung, die trotz ihrer vielfach glänzenden Erfolge in den grundlegenden Entschlüssen nur zu oft fehlgriff.

Neben der Zustimmung vieler deutscher Kameraden erhielt ich auch mehrere Zuschriften mir ganz unbekannter Personen, die ihre begeisterte Zustimmung zu meinen Ausführungen kundgaben. Diese vielseitige Zustimmung aus Deutschland tröstet mich darüber, daß die Aufnahme meiner Arbeit in meinem engeren Vaterlande eine vorherrschend unfreundliche war. Sie gibt mir auch die Gewähr, daß ich meine in der Einleitung betonte Absicht, dem deutschen Volke zu Nutz und Frommen gearbeitet zu haben, erreicht habe.

Damit übergebe ich auch die zweite Auflage meines Buches den Händen meines geliebten Volkes. Im Vereine mit anderen von gleicher Absicht getragenen Werken wird es das deutsche Volk zur Erkenntnis seiner Eigenart, seiner Fehler, aber auch seiner Größe bringen. Es wird ihm helfen, sich eine gute Zukunft zu schaffen.

Wien, im November 1920.

Alfred Krauß, Gen. d. Inf.

Einleitung.

Ein verlorener Krieg! Welche Tragik kommt in diesen drei Worten zum Ausdruck. Ein ganzes Volk muß nicht nur auf die Erreichung des zum Kriege führenden Lebenszieles, auf die Hoffnung für eine bessere Zukunft verzichten, es wird auf der Bahn seiner Entwicklung um viele Jahrzehnte zurückgeworfen, es muß das bitterste, niederdrückende Gefühl ertragen, daß alle Opfer an Blut und an Gut nutzlos dargebracht wurden. Die Mutter- und Witwentränen, der Jammer all der vaterlosen Waisen, der stete Anblick zahlloser verstümmelter Kriegsopfer werden nicht durch die stolze Entwicklung des ganzen Volkes aufgewogen, sie werden vielmehr zur größten Bitternis der dem aufgezwungenen Frieden folgenden Zeit der Not. Das Bewußtsein dieser von vielen tausenden Familien nutzlos gebrachten Blutopfer stachelt den Grimm über die Niederlage und ihre Folgen im einzelnen und in der Masse ins Maßlose auf. Die sinnlose Wut sucht vor allem nach Schuldigen. Der so oft nach einer Niederlage hörbare Ruf „Verrat", die Suche nach dem Verräter, nach den Schuldigen ist eine natürliche Folge der übermäßigen Erregung. Bei der immer urteilslosen Masse, die besonders in einem solchen Erregungszustand leicht den sinnlosesten Schlagwörtern folgt und ihnen zum Opfer fällt, darf diese Erscheinung nicht wundernehmen. Bedenklicher ist es aber, wenn die zu Führern eines Volkes sich aufwerfenden Männer, die mit der Kühnheit, in so schwerer Zeit führen zu wollen, auch ein über den Durchschnitt hervorragendes klares Urteil verbinden sollten, in verwerflicher Volksverleitung das Suchen nach den Schuldigen in selbstbefleckender Weise betreiben, statt das Volk auf den so schwer zu findenden Weg der Selbsterkenntnis zu führen. Nur dieser Weg allein kann aber zur Besserung führen, in der Zukunft! Über das Vergangene zu rechten und zu schmähen ist nutzlos, es macht das Tragen nur noch schwerer.

Schuld an dem Unglücke tragen alle, denn wenn in einem großen Volke Jeder seine Pflicht gegen die Gesamtheit zu jeder

Zeit, im Frieden und im Kriege erfüllt, dann ist dieses Volk unbesiegbar. Wo ein großes Volk nach heldenhaftem Waffenkampf in sich zusammenbricht, dort hat es an dieser Pflichterfüllung der Bürger, an den Bürgertugenden gefehlt. Dort, in dem Mangel an Bürgertugenden ist die Grundlage aller anderen Erscheinungen zu suchen. Die zu Führern in schwerster Zeit, zu Führern auf den Schlachtfeldern, zu Führern in der Heimat geeigneten Männer können nur aus einem Volk großer Bürgertugenden herauswachsen. Warum hatten die Römer in jeder schweren Zeit ihren großen Mann, ihren Retter? Weil die Römertugenden das unerreichte Vorbild eines in der Gesamtheit aufgehenden Volkes geblieben sind. Warum zeigen die Deutschen trotz allen hervorragenden Eigenschaften seit jeher einen so ausgesprochenen Mangel an großen Staatsmännern, an politischen Führern, den einzigen Bismarck ausgenommen? Weil ihnen selbst die erste wahre Tugend eines Volkes, ein einzig einig Volk zu sein, bisher gefehlt hat.

Nun ist es eine seltene Erscheinung, daß die Einsicht auch die eigene Schuld erkennt. Immer sucht man die Schuld auf einen anderen abzuwälzen. Bei einem verlorenen Krieg bietet sich dieses Schuldopfer von selbst dar: Die Armee und ihre Führer. Die Armee und ihre Führung tragen zweifellos auch Ursachen von Sieg oder Niederlage in sich. Aber unwahr ist es, unaufrichtig oder unehrlich, sie allein zur Büßerin zu machen. So wie der Krieg nicht von heute auf morgen da ist, so kann auch die Ursache von Sieg und Niederlage nicht in die Kriegszeit allein fallen. Die Ursachen des Krieges reichen immer weit zurück; so wie sich Tropfen an Tropfen reiht, bis das Gefäß übergeht, so schließt sich Ursache an Ursache, bis der Krieg als letzte Folge eintritt, als unvermeidliche Notwendigkeit, als Naturgesetz. Jede dieser Ursachen, die Art ihrer Zurückstellung und ihres Zusammenschließens trägt aber in sich auch schon einen Teil der künftigen Kriegsentscheidung, einen Keim von Sieg oder Niederlage.

Die Ursachen unserer Niederlage reichen somit auch weit zurück in die Zeit des sogenannten Friedens, in die Zeit der politischen Kämpfe. Sie sind mannigfachster Art und nicht ohne gründliche Erforschung zu erkennen und zu bewerten.

Nachträglich finden sich immer eine Unzahl gescheiter Leute, die das Unglück schon von allem Anfang kommen sahen. Die einen

meinen, nach der Schlacht an der Marne war der Krieg für die Mittelmächte verloren; andere sind jetzt der Überzeugung, oder waren es schon damals, daß der verschärfte Unterseebootkrieg und der Eintritt Amerikas in die Reihe unserer Feinde die Ursache der Niederlage sind, andere wieder meinten, daß der Krieg von allem Anfang an verloren war. Diese mögen der Wahrheit noch am nächsten kommen, insoferne als sie die Ursachen der Niederlage nicht in der Kriegführung, sondern in der Führung zum Kriege suchen. Falsch wäre es aber, diese Meinung, der Krieg sei von allem Anfang an verloren gewesen, auf die Machtgruppierung zu beschränken, also zu sagen, gegen die Übermacht der Feinde war nicht aufzukommen.

Dieser oft zu hörenden Ansicht gegenüber stehe ich nicht an, jetzt noch klar und deutlich zu behaupten, daß die Mittelmächte ihren Kampf gegen die Welt nur durch ihre eigenen Fehler verloren haben, daß wir in diesem Kampf nur durch unsere eigene Schuld unterlegen sind und nicht durch die Macht und Kraft unserer Feinde.

Nur das alte Österreich hat einen Krieg in ebenso schuldvoller Weise verloren, den Krieg von 1859.

In beiden Fällen begann der Krieg wegen einer völlig verfehlten Politik schon unter höchst ungünstigen militärischen und politischen Verhältnissen. Aber selbst diese Ungunst der Lage hätte überwunden werden können, wenn der falschen Politik nicht schwere militärische und neue politische Fehler entsprungen und gefolgt wären.

Die Ursachen der Niederlage sind also in der Politik und in der militärischen Führung, sowohl vor dem Kriege als auch in der Kriegszeit zu suchen. Die schweren Fehler wurzeln in den inneren Verhältnissen und zwar in Österreich-Ungarn in der nationalen, jede Einheitlichkeit erschwerenden Zusammensetzung der Bevölkerung, in Deutschland in den Fehlern des deutschen Volkes. Das wechselweise Ineinandergreifen dieser Verhältnisse zeitigt eine Mannigfaltigkeit der Ursachen, die nur bei offener und rückhaltloser Darlegung dem deutschen Volke verständlich wird. Will man für die Zukunft des deutschen Volkes aus diesen bitteren Ereignissen Nutzen ziehen, dann muß jede Beschönigung und jede Empfindelei beiseite gesetzt werden. Rückhaltlos sollen daher auch die nationalen Fehler des deutschen Volkes geschildert werden. Das geht nicht, ohne harte Worte zu gebrauchen. Jeder Deutsche möge bedenken, daß diese Worte aus deutschem Herzen kommen, das nur in der vollen Hingabe jedes Deut-

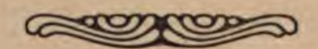
schen an die Gesamtheit des Volkes die Rettung deutscher Größe erkennt. Die Not und die bittere Wahrheit sollen die Mittel sein, das deutsche Volk zu härten und zu veredeln. Jeder, der zu dieser bitteren Wahrheit sein Scherflein beiträgt, tut seine Pflicht gegen sein Volk.

Die Hauptträger des Kampfes waren Deutschland und Österreich-Ungarn. Neben diesen kommen die Türkei und Bulgarien wenig in Betracht.

Von den beiden Hauptkämpfern kann in diesem Buche Österreich-Ungarn auf Grund eigenen Erlebens gewürdigt werden, wogegen Deutschland nur von außen auf größere Entfernung beurteilt werden kann. Danach können hier nur österreichisch-ungarische Verhältnisse eingehender geschildert werden; die Rückwirkung der Verhältnisse dieses Bundesgenossen auf die Kriegführung war aber gewiß sehr gewichtig und war von deutscher Seite von Anfang an als eine bekannte und gegebene Größe in Rechnung zu stellen.

In den folgenden Abschnitten des Buches werden auch die Politik vor dem Kriege und die sich daraus ergebende Vorbereitung des Krieges in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht besprochen.

Als Behelf genügt jeder gute Atlas.



Politik und Kriegführung.

Man ist gewöhnt, in der Politik immer einen Gegensatz zu sehen zum Kriege, wobei die Gunst der Masse sich der Politik zuwendet, als der friedlichen Form der Staatsbetätigung nach außen hin. Dies kommt gefühlsmäßig darin zum Ausdruck, daß man den Krieg als eine gesonderte Handlung für sich ansieht, die mit dem Abreißen der Politik beginnt, und daß man die Ursachen eines unglücklichen Krieges allein in der Kriegführung sucht. Begünstigt wird diese Auffassung durch den in der menschlichen Natur liegenden und daher immer zur Geltung kommenden Gegensatz zwischen den Hauptträgern der Politik und des Krieges. Dieser Gegensatz führt zu dem altbekannten Streite über die Zuständigkeit von Politikern und Heerführern zur Entscheidung von für Politik und Kriegführung wichtigere Fragen, zu dem Streite über das Thema: Zusammenhang und Wechselwirkung von Politik und Kriegführung. Dieses Thema wird gekennzeichnet durch den Vorwurf Blüchers, daß die Feder das verdorben, was das Schwert gewonnen, durch die alte Klage, daß sich Staatsmänner und Diplomaten unberechtigt in die Kriegführung einmengen und durch die Brandmarkung des Typus der angeblich politischen, kriegshetzerischen Generale.

Clausewitz, der große Kriegsphilosoph, hat dieses Thema in seinen Werken schon geklärt. Er spricht natürlich dem Krieg die Eigenschaft einer abgesonderten Handlung ab und widerlegt auch die Auffassung, daß Politik und Krieg gegensätzliche Handlungen seien. Er faßt seine Ansicht in dem Hauptsatz zusammen: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln." Clausewitz sagt damit, daß der Krieg als Folge der Politik und ihrer Absicht aus ihr herauswächst, daß seine Führung sich nicht am Tage der Kriegserklärung von der Politik und ihren Folgen frei zu machen vermag. Er sagt damit aber auch, daß schon die Politik in ihren Zielen, in ihrem Vorgehen und Verhalten auf die Führung eines immer mög-

lichen Krieges Rücksicht nehmen muß, soll sie gut geführt sein. Der Ausspruch von Clausewitz ist aber vielfach mißverstanden worden. Als „Fortsetzung der Politik" konnte die Führung des Krieges in eine Abhängigkeit zur Führung der Politik gebracht werden, konnte die Politik auch während der Kriegshandlung Forderungen und Maßnahmen aufstellen, die der Kriegführung schädlich und gefährlich werden, ohne daß sie sich selbst Mühe zu geben brauchte, sich der Kriegführung anzupassen. Auf diese Weise konnte ein schädliches Nebeneinander von Politik und Kriegführung entstehen. Da alle Bemühungen, die Machtbereiche abzugrenzen, an der Untrennbarkeit der Sache scheiterten, führte dieser Zustand immer und überall zu Reibungen und Streitigkeiten. Wo den leitenden Personen die Größe an Charakter und Verstand fehlte, konnten diese Streitigkeiten bis zur gehässigen Feindschaft ausarten und damit dem Erfolg Abbruch tun.

Bekannt ist, daß selbst zwischen Moltke und Bismarck sowohl 1866 als 1870 solche Reibungen entstanden sind, die nur dank der Größe dieser beiden Männer und ihrer Übereinstimmung im Ziele keinen größeren Schaden verursacht haben.

Da auch der Weltkrieg auf Seite der Mittelmächte gleiche Erscheinungen zeigt, da auch jetzt die alte Auffassung über Politik und Krieg zutage tritt, ist es nötig, dieses Thema noch eingehender zu klären, um zu zeigen, wie schädlich die falsche Auffassung über den Zusammenhang von Politik und Krieg wirken muß, und wie schwer eine schlecht geführte Politik die Kriegführung von Anfang an beeinflußt.

Die Politik ist in allen ihren vielfachen Formen und Abarten nichts anderes als der Kampf aufeinandertreffender Belange. Wo dieser Kampf der Interessen, der in der Politik mit Reden, Versammlungen, Noten, Konferenzen geführt wird, nicht durch eine höhere tatsächliche Macht in diesen Grenzen gehalten werden kann, dort muß er, wenn ein Ausgleich der Interessen unmöglich erscheint, zur Gewaltanwendung führen, zum Kriege, zur Revolution.

In jedem Ordnungsstaat kommt die Eigenschaft der inneren Politik als Kampf entgegengesetzter Interessen weniger zur Anschauung, weil jeder ordnungsmäßige Staat ausführende Organe (Polizei, Gendarmerie, Heer) besitzt, die jede offene Gewaltanwendung zur Durchsetzung der eigenen Interessen ausschließen oder im Keime

ersticken und die ordnunghaltende richterliche Gewalt stützen. Wo aber das verläßliche ausführende Organ, vor allem das verläßliche Heer, fehlt, oder wo es am Mut gebricht, diese Organe zu verwenden, dort werden die Parteien bald von Behauptungen zur Gewaltanwendung schreiten; der Staat ist auch im Inneren der Willkür des Gewalttätigen preisgegeben. Der Kampf der Parteiinteressen führt dann nur zu leicht zum Umsturz, zur Anarchie, zur Gewaltherrschaft Einzelner oder einzelner Gesellschaftsklassen; der Staat kommt dabei in Gefahr zugrunde zu gehen.

Die Eigenschaft der Politik, ein Kampf der Interessen zu sein, tritt am schärfsten in der äußeren Politik hervor. Die Staaten sind die höchsten gesellschaftlichen Organisationen der Menschen. Über ihnen steht niemand, sie sind selbstherrlich. Die Lebensbelange dieser Staaten stoßen sich unausgesetzt im Weltraume. Immer und überall gibt es daher Reibungen und Streitsachen. Da eine über den Staaten stehende ordnunghaltende und richtende Gewalt fehlt, führt jeder Interessengegensatz, der nicht durch Verhandlungen und Ausgleich beseitigt oder vertagt werden kann, zur Gewaltanwendung, zum Kampf mit den Waffen, zum Krieg.

Der Übergang vollzieht sich oft unmerklich; man kommt von Worten zu Drohungen, von Drohungen zur Gewaltanwendung. Die Handlung ist eine einheitliche, d. h. die Politik ist ebenso Kampf (mit Noten, Verhandlungen, Kongressen, Drohungen) wie der Krieg, der Kampf mit den Waffen.

Politik und Krieg sind eine einheitliche Kampfhandlung. Die Politik unterliegt daher den gleichen Grundgesetzen wie der Krieg — nur die Kampfmittel sind verschieden.

Die Wesenseinheit zwischen Politik und Krieg soll an den wichtigsten Grundgesetzen jedes Kampfes dargetan werden.

Wie in jedem Kampfe ist der auf ein bestimmtes Ziel Losgehende, der Angreifer, dem bloß Abwehrenden, dem Verteidiger, auch in der Politik überlegen. Der Angreifer besitzt gegenüber dem Verteidiger die moralische Überlegenheit des bestimmten tatsächlichen Willens, der Entschlußkraft, welche Überlegenheit sich aus der Politik bis in die Kriegshandlung fortzieht. Sie gibt dem politisch und militärisch Angreifenden die Fähigkeit, sich die Zeit seines Angriffes zu wählen — die Zeit, politischer und militärischer Schwäche des

Gegners — und für diese Zeit seine eigene Kraft auf das höchste Maß zu steigern. Der politisch Angegriffene kommt mit seinen Maßnahmen in die Hinterhand, in Abhängigkeit von dem Auftreten des Angreifers; er muß entweder im Gefühl seiner Unterlegenheit nachgeben und den politischen Willen des Angreifers annehmen, oder er muß trotz seiner Schwäche den Kampf fortführen bis zur höchsten Steigerung, bis zum Kampf mit den Waffen. Er muß den Krieg unter politisch und militärisch ungünstigen Kampfverhältnissen aufnehmen. Nur ein unangreifbarer Staat (England) oder ein an Kraft tatsächlich weit Überlegener kann diese reine Abwehr wagen, ohne mit seiner militärischen Niederlage rechnen zu müssen. Wie leicht täuscht man sich aber heute in der Abschätzung des Kraftverhältnisses gleichartiger Staaten.

So wie in der Kriegführung die Verbindung von Verteidigung und Angriff — die Defensiv-Offensive — die Vorteile beider Kampfarten vereinigt und daher sowohl in operativer Beziehung auf dem Kriegsschauplatz, als in taktischer auf dem Schlachtfelde der Kampfhandlung die größte Kraft und Wucht verleiht (Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg; Napoleon-Schlacht bei Austerlitz), so ist dies auch in der Politik der Fall (Bismarck 1870). Sowie im Kriege nur die größte Führerkunst dieses Doppelspiel zu meistern vermag, wie nur diese den Zeitpunkt des Überganges von der Abwehr zum ungestümsten Angriff zu treffen vermag, so kann nur größte Staatskunst den Zeitpunkt dieses Überganges so richtig wählen, daß tatsächlich die eigene höchste Stärke auf gegnerische Schwäche trifft. Klarer Blick für die Wirklichkeit der Verhältnisse, starker verantwortungsfreudiger Wille, rasche Entschlußkraft, volle Beherrschung der Machtmittel des eigenen Staates und klares, großes politisches Ziel sind die Voraussetzungen bei dem Staatsmann für diese Art der Führung der Politik. Sein Wirklichkeitssinn muß ihn den Zusammenstoß mit einem bestimmten Gegner für die nächste Zeit als unvermeidlich erkennen lassen. Diesem Gegner muß er durch seine politische Haltung die Überzeugung beibringen, daß er den Frieden wolle, nur an Abwehr denke und dabei doch in unverfänglicher, nicht aufreizender Weise den Krieg vorbereiten. Diese Haltung wird vom Gegner als Schwäche gedeutet werden, wird ihn daher zu politischem Angriff verleiten. Ein zufälliger oder diplomatisch herbeigeführter politischer Konflikt kann durch geschickten

diplomatischen Vorgang jederzeit zum Kriegsanlaß gesteigert, der Gegner zur Kriegserklärung verleitet werden. Dieser ganze Vorgang besteht somit darin, daß man einem als unvermeidlich erkannten Krieg mit einem Gegner nicht ausweicht, ihn zu gelegener Zeit herbeiführt und an sich herankommen läßt. Diese Politik ist nur der Form nach Verteidigung, im Geist, im Wesen ist sie Angriff. In ihrem Geiste liegt es, wenn ihr der Angriff auf den Feind nun als Fortsetzung mit anderen Mitteln, als Krieg, mit vollster Wucht folgt. Der Erfolg ist dann fast sicher.

Diese Art der Führung der Kampfhandlung Politik — Krieg bringt auch einen großen moralischen Vorteil: Sie schiebt dem Gegner die üble Nachrede des Kriegsbeginnes zu. Wie groß dieser moralische Vorteil sein muß, zeigt Napoleons Ausspruch: „Drei Viertel des Erfolges hängen im Kriege vom moralischen Element ab, und nur ein Viertel fällt den materiellen Eigenschaften zu."

Ein Staatsmann, der es versteht, diese Vorteile zu nützen, sein Volk mit dem Willen nach dem großen politischen Ziel zu erfüllen, in ihm die Begeisterung für den von außen aufgezwungenen Krieg, für seine gerechte Sache zu wecken, wird es unbedingt zum militärischen Sieg führen.

Hier zeigt sich die Einheit der Kampfhandlung, das untrennbare Zusammengreifen von Politik und Krieg in klarer Weise.

Die beste Art des Angriffes ist der Überfall; er trifft den Feind in unfertigem Zustand. Dasselbe Gesetz gilt auch für die Politik und ihren Zusammenhang mit dem Krieg. Eine Politik, die ihre Absichten immer lange vor der Tat breittritt, kann nicht auf Erfolg rechnen. Auch bei politischen Schachzügen ist die Überraschung des Gegners die beste Gewähr für das Gelingen der eigenen Absichten. Politiker, die erst überall anfragen wollten, wie sich die Anderen zu einer Besitzergreifung, zur Besetzung eines freien Gebietes oder zur Angliederung eines besetzten Gebietes, wie sie sich zum Abschluß eines Bündnisses, eines Vertrages stellten, würden wenig Lorbeeren ernten.

Diese Forderung nach Überraschung, nach dem Überfall tritt besonders bei Eintritt in den Brennpunkt der Kampfhandlung hervor, beim Übergang der Politik zum Krieg. Ein Politiker, der, zum Krieg entschlossen, die politischen Vorbereitungen und die diplomatischen Förmlichkeiten durch Wochen hinzieht, statt sie in wenigen Stunden zu beenden, versündigt sich gegen das Wesen der Politik und des

Krieges; er verkennt die Erfordernisse des Krieges, den er herbeiführen will und schädigt die Kriegführung.

Ein weiteres Grundgesetz jedes Kampfes lautet: Schätze deinen Feind richtig ein, sowohl nach Kraft als nach Können. Kein Fehler ist in Politik und Krieg gefährlicher als die Unterschätzung des Feindes. Viele Schlachten, ja viele Kriege sind offenkundig und nachweisbar durch diesen Grundfehler verloren gegangen; auch die Politik muß zum Mißerfolg führen, wenn dieses Grundgesetz mißachtet wird. Die Kraft des Gegners kann erkundet und daher richtig eingeschätzt werden. Das Können aber ist geistiger Natur, eine richtige Einschätzung ungemein schwierig. Hier kann man sich vor Selbsttäuschung und damit vor Schaden nur bewahren, wenn man dem Gegner das wichtigste und den eigenen Plänen gefährlichste Vorgehen zumißt, und danach sein eigenes Verhalten einrichtet. Der Politiker muß daher bei allen Handlungen mit der gefährlichsten Gegenhandlung des Gegners rechnen, mit der Gewaltanwendung, mit dem Kriege. Weiter muß er aber jedesmal je nach der allgemeinen Lage mit dem Eingreifen anderer Mächte rechnen und mit den Folgen dieser Möglichkeiten. Jede politische Bindung, die man ohne diese Voraussetzung eingeht, ist leichtfertig aufgenommen worden. Sie führt entweder zu einer diplomatischen Niederlage oder zu einem Kriege, den man wegen falscher Einschätzung des Feindes dann wahrscheinlich verliert.

Dieses unausgesetzte Hineinwirken des Krieges in die Führung der Politik und das Fortwirken politischer Versäumnisse in die Kriegshandlung zeigt uns die Kampfhandlung Politik—Krieg deutlich als untrennbare Einheit.

Halten sich die Lenker der Kampfhandlung — Staatsmann und Feldherr — an diese Grundgesetze des Kampfes, dann geht ein weiteres Grundgesetz als Folge in Erfüllung. Das Wesen des Kampfes erfordert es, ihn bei äußerster Zusammenfassung der Kraft rasch zu beenden, den Feind rasch zur Annahme des eigenen Willens zu zwingen. Jeder Kampf, der sich lange hinauszieht, also jede langandauernde oder oft wiederkehrende politische Spannung, jeder Krieg längerer Dauer, lockt dritte Partner an, sich hineinzumengen, weil die lange Dauer des politischen Kampfes oder des Krieges, also der Kampfhandlung überhaupt, Kräftegleichheit vermuten läßt, die Einmengung daher wenig gefährlich macht. Politik und Kriegführung, Staats-

mann und Feldherr, müssen also von allem Anfang an in vollster sachlicher Übereinstimmung zusammenwirken, die Kampfhandlung Politik — Krieg gemeinsam vorbereiten und durchführen, um diesem Grundsatz des Kampfes gerecht zu werden. Wo diese Gemeinsamkeit der Arbeit, wo die einheitliche Leitung fehlt, dort fehlen auch schon viele Bedingungen des Erfolges von Politik und Krieg.

Beispiele: Die lange Vorbereitung des Krieges in politischer und militärischer Richtung, der schleppende Verlauf der Kriegshandlung veranlaßten in den Jahren 1853—54 die europäischen Großmächte sich in den Streit Rußlands mit der Türkei einzumengen. Die Kampfhandlung endete im Krimkriege ungünstig für Rußland. Die gleichen Verhältnisse hatten im russisch-türkischen Kriege 1877/78 die politische Einmengung Österreich-Ungarns und Englands zur Folge und führten endlich zum Berliner Kongreß, der Rußland um die Früchte seines mühsam errungenen Sieges brachte. Dagegen hinderte die rasche Beendigung des Kampfes 1866 eine Einmengung Frankreichs; die kurze Dauer der von Bismarck bald zum Kriege geführten politischen Spannung und der überwältigende Verlauf der Kriegshandlung bis Sedan bestimmten im Jahre 1870 die anfangs eingriffslüsternen Nachbarn, Österreich-Ungarn und England, zur Vorsicht und zur Zurückhaltung.

So durchdringen sich Politik und Kriegführung unausgesetzt. Die Politik muß immer mit dem Kriege rechnen, sie muß ihr ganzes Verhalten, schon wegen ihrer eigenen Natur als Kampf, den Forderungen der Kriegführung anpassen, die oft plötzlich die Führung der Kampfhandlung übernehmen muß. Die Kriegführung wieder muß unausgesetzt in ihren Vorbereitungen die politische Lage, den politischen Kampf und seine mögliche Entwicklung berücksichtigen und muß auch während des Krieges die Rückwirkung aller ihrer Maßnahmen und Erfolge oder Mißerfolge auf die politische Entwicklung beachten und beurteilen.

Politik — Krieg sind eine einheitliche Kampfhandlung, in welcher der Krieg den Gipfelpunkt, die höchste Kraftanspannung bedeutet.

Der Krieg als höchste Kraftanspannung der einheitlichen Kampfhandlung Politik — Krieg verlangt das unbedingte Ineinandergreifen aller Staatskräfte. Alles: Äußere und innere Politik, Verwaltung, Finanzwesen, Ackerbau, Handel, Gewerbe, Industrie, Volksernährung, alles muß sich bewußt unter einheitlicher Leitung in den Dienst

der Kriegführung stellen. Nur dieses freudige, von einem Willen gelenkte Zusammenwirken bringt die höchste Kraftentfaltung.

Dieses Zusammenwirken läßt sich nicht im letzten Augenblicke, bei Ausbruch des Krieges herbeiführen. Es muß in langer Friedenszeit planmäßig vorbereitet werden. Es fordert von allen leitenden Personen volles Verständnis für den Ernst des Krieges und für die Bedürfnisse der Kriegführung und willige Unterordnung unter das Gesamtinteresse.

Die äußere Politik muß ihr Verhalten immer mit der Möglichkeit eines Krieges in Einklang bringen. Leichtsinnig und daher falsch wäre es, politische Unternehmungen mit dem Gedanken zu beginnen, sie führten ohnedies nicht zu einem Kriege. Bei scharfem Widerstande der Gegenpartei kommt es entweder zu einem, dem anfänglichen forschen Auftreten widersprechenden schädlichen Rückzuge, oder aber zu einem Kriege wider Willen.

Die Politik muß bei der Aufstellung der politischen Ziele und bei der Wahl der Wege und Mittel zur Erreichung dieser Ziele immer auf die Bedürfnisse der Kriegführung vordenken, sie muß unter Umständen ihre ganze Haltung dem durch die politische Lage aufgezwungenen Plan für die Kriegseröffnung anpassen. Hohes militärisches Verständnis und unausgesetztes Zusammenarbeiten mit dem militärischen Leiter sind Voraussetzung. Unklarheiten, Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten dürfen nicht bestehen bleiben, sie müssen zum Vorteil der Kriegführung unbedingt beseitigt werden.

Im Vereine mit der inneren Politik soll der Krieg auf das Beste vorbereitet werden. Heer und Flotte sollen selbstverständlich jederzeit kriegsbereit gehalten sein; je näher ein Kriegsfall liegt, desto stärker muß die Wehr des Volkes bereitstehen. Alle inneren Schwächen sollen beseitigt werden; nur ein einiges Volk, das bewußt um sein Höchstes kämpft, um seine Zukunft, um sein Dasein, kann mit voller Kraft einen Entscheidungskampf beginnen. Die Politik soll daher rechtzeitig alle dieser Forderung schädlichen Erscheinungen bekämpfen und an der Wurzel fassen. Innere Kämpfe — und seien es auch nur politische Parteikämpfe — müssen die Widerstandskraft eines Volkes schwächen, selbst aufheben.

Alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung sollten für den Kriegsfall ständig ganz bestimmte Vorsorgen unterhalten. Es genügt auf

die Geldwirtschaft, auf die Anpassung und Auswertung der Industrie, Aufstapelung von Kriegsvorräten aller Art hinzuweisen.

Diese Forderungen während einer langen Friedensperiode, die zahlreiche Kriegsmöglichkeiten bietet, zu erfüllen, immer die vollständige schwere Kriegsrüstung zu tragen, ist nicht möglich. Von Zeit zu Zeit wird immer ein Tiefstand der Kriegsbereitschaft eintreten, dem dann die Politik in ihrem Verhalten Rechnung tragen müßte. Jeder Tiefstand der Kriegsbereitschaft wird aber für die streitbaren Nachbarn den Anreiz für rücksichtsloseres Auftreten bieten. Wenn es der Politik auch gelingt, die daraus folgenden Krisen zu überwinden, häuft sich mit der Zeit doch immer mehr und mehr Zündstoff auf, so daß jede lange Friedenszeit die Gefahr eines plötzlichen Kriegsausbruches steigert. Je länger der Friede gewahrt wurde, desto bedrohlicher wird jede auftauchende Kriegsgefahr, desto weniger Übereinstimmung herrscht aber meist zwischen Größe der Kriegsgefahr und Grad der Kriegsvorbereitung.

Eine Friedenspolitik mit dem Ziel, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, jede Reibung zu vermeiden oder gütlich zu beseitigen, wird am wenigsten in der Lage sein, die eben als allbekannt aufgestellten Forderungen eines Zusammenwirkens aller Staatskräfte herbeizuführen.

Die sicherste Gewähr für die Erfüllung dieser Forderung bietet dagegen die auf einen bestimmten Konfliktsfall zusteuernde Kriegspolitik. Alle Vorbereitungsmaßnahmen können für einen bestimmten Zeitpunkt getroffen werden. Da nicht ihre dauernde, ermüdende Aufrechterhaltung nötig ist, kann eine energische Staatsleitung für den gewählten Zeitpunkt tatsächlich die höchste Kraftentfaltung des Volkes vorbereiten.

Die einheitliche Kampfhandlung Politik — Krieg verlangt eine einheitliche Leitung. Diese einheitliche Leitung ist gewährleistet, wenn ein genialer Herrscher, der Staatsmann und Feldherr zugleich ist, an der Spitze des Staates steht. Wo dieser Herrscher fehlt, liegt die tatsächliche Führung von Politik und Krieg in verschiedenen Händen; an Stelle der Einheit des Fürsten tritt das Zusammenwirken von Politiker und Heerführer. Dieses volle Zusammenwirken, das der menschlichen Natur widerspricht, ist nur zu erwarten, wenn beide, Politiker und Heerführer, das Wesen von Politik und Krieg als einheitliche, untrennbare Kampfhandlung klar erkennen. Der Politiker

braucht hiezu die dem Staatsmann unbedingt nötige hohe militärische Begabung, die Charaktereigenschaften eines großen Soldaten. Der Heerführer braucht neben der sachlichen Tüchtigkeit den politischen Klarblick, den Blick für die Wirklichkeit, und die Charaktereigenschaften eines großen Führers; beide müssen also bedeutende, große Männer sein, die mit gleichem Willen, mit gleicher Kraft auf ein gemeinsam gewolltes großes Ziel losgehen. (Bismarck, Moltke.)

Wo dieses glückliche Zusammentreffen fehlt, wird die Zusammenarbeit zum Nachteil des Erfolges fehlen. Entweder der große Staatsmann findet im schlecht geführten Kriege nicht sofortige Erfüllung seiner Pläne (Cavour), oder der tüchtige Heerführer sieht an der Unwirklichkeit, an der Schwäche und Ziellosigkeit der Politik eine Hoffnung auf Erfolg nach der anderen versinken und muß den Krieg unter den aus der Politik folgenden Nachteilen beginnen. Wo aber beide Mittelmäßigkeiten sind, gehen sie entweder ganz getrennte Wege, oder Zwist und Streit stören die Gemeinsamkeit der Arbeit. Schwere Nachteile sind die Folge; sie können den Erfolg kosten.

Jedenfalls läßt das Wesen von Politik—Krieg als einheitliche Kampfhandlung den Schluß zu, den die Geschichte bestätigt, daß der Staatsmann die ausschlaggebende Person ist, da in der Politik der Anfang der Kampfhandlung liegt. Fehler, die in diesem Teil der Handlung gemacht werden, Mißerfolge, die daraus folgen, machen oft den Krieg von allem Anfang an aussichtslos, besonders wenn sie in der Mittelmäßigkeit der Heerführer ihre Ergänzung finden. Nur große Feldherren können trotz schlechter Politik vorübergehende Erfolge erringen.

Dagegen sichert das von einem großen Staatsmann politisch richtig gesteckte große Ziel den Erfolg, besonders wenn er das ganze Volk mit dem mächtigen Willen nach diesem politischen Ziel zu erfüllen vermag. Die Erringung und Erhaltung der Seeherrschaft (England), die nationale Einigung (Italien, Serbien, Rumänien) sind Beispiele solcher zu Volksideen gewordenen politischen Ziele. Die Kraft einer einmal ins Volk getragenen politischen Idee, also einer Kampfidee, ist so stark, daß sie selbst bei mittelmäßigen Politikern und beim Mangel bedeutender Feldherren zum Ziele führen muß.

Das beste Beispiel dafür gibt Sardinien—Italien. Die Idee der nationalen Vereinigung, die erst durch Cavours geniale Politik in die Volksmassen getragen und dort zu höchster Glut angefacht

wurde, war so stark, die von ihm begonnene geschickte Bündnispolitik wurde von seinen sonst mittelmäßigen Nachfolgern so skrupellos fortgesetzt, daß das Ziel der Vereinigung aller Italiener — mit Ausnahme der von Cavour an Frankreich verkauften — über eine ununterbrochene Kette italienischer militärischer Niederlagen erreicht wurde, allerdings erst im Verlaufe von sechs Jahrzehnten.

Ein großer Staatsmann muß nicht nur diese Bedeutung der Politik für die Kriegführung klar erkennen, sondern auch wissen, daß die Krönung seiner Ideen, seiner Erfolge nur durch den siegreichen Krieg, also durch eine möglichst gute, der Politik entsprechende Kriegführung erzielt werden kann. Er muß daher die größte Sorgfalt auf die Auswahl des ihm geistesverwandten, ebenbürtigen Feldherrn richten.

Diese allgemeinen und, wenn man will, theoretischen Darlegungen stellen die geistigen Zusammenhänge zwischen Politik und Krieg dar, *wie sie sind*, sie zeigen die Wirklichkeit dieser Beziehungen und ihre Gesetzmäßigkeit.

Gegen die Wahrheit dieser Gesetzmäßigkeit nützt kein Abscheu vor dem Krieg und seinen Greueln, mag er noch so tief den Einzelnen erfüllen, oder ganze Stände, Klassen, Parteien oder sogar Völker beherrschen. Es würde auch nichts nützen, mir, dem bloßen Verkünder dieser Wahrheiten kriegshetzerische Gesinnung zuschieben zu wollen. Obwohl ich von Jugend an Soldat mit Leib und Seele war, hatte ich vor dem Kriege immer den Wunsch, die Vorsehung möge es mir ersparen, an einem Kriege mitwirken zu müssen. Dieser Wunsch bestand unbedingt, er wurde noch wesentlich verstärkt durch die Erkenntnis, daß die eben dargelegte Wirklichkeit bei uns vollständig verkannt wurde, und daß daher ein Krieg uns mit unnötig großen, aller Voraussicht nach unnütz gebrachten Blutopfern belasten werde. So widersinnig es anscheinend klingen mag, war das Ergebnis meiner Erkenntnis das Streben, in meinem Wirkungskreise den Krieg auf das peinlichste vorzubereiten und der Wunsch, daß eine kluge Politik ihn rechtzeitig herbeiführe. Natürlich hätte die Erfüllung dieses Wunsches den Gegner ins Unrecht gesetzt, ihm die unnötig großen und unnütz gebrachten Blutopfer auferlegt. Das ist aber das Walten der Natur: *Du oder ich!* Solange es ein Recht gibt, gibt es auch ein Unrecht. Das Recht des Einen ist das Unrecht des Anderen. Das Recht, das sich der Eine nimmt oder ihm gegeben

wird, ist das Unrecht für den Anderen, gegen das er sich mit allen Mitteln aufbäumt. Nur wo ihm das Unrecht aufgezwungen wird, bleibt der Andere tatsächlich im Genusse des Rechtes. Dies setzt die höhere rechtsprechende und rechterhaltende Gewalt voraus, die gegenüber den Staaten und Völkern fehlt und immer fehlen wird. Ein Volk, das sich freiwillig und dauernd dem ihm zugefügten Unrecht beugt, nimmt freiwillig Sklavenketten auf sich, es ist reif zum Sterben. Ein Volk, das leben will, das wachsen und blühen will, muß den Kampf um *sein* Recht aufnehmen und durchführen, *mit allen Mitteln*. Darum bleibt der alte Römerspruch in Kraft: Willst Du den Frieden, bereite den Krieg vor — *und*, muß man hinzusetzen, *führe ihn rechtzeitig herbei*.

Diese allgemeinen Darlegungen wurden vorangestellt, um nach ihnen die Entwicklung des Weltkrieges und die Ursachen von Sieg und Niederlage richtig deuten zu können.

Die Mittelmächte, sowohl Preußen-Deutschland als Österreich und Österreich-Ungarn, hatten noch nie ihre Klingen mit England und mit Rußland gekreuzt gehabt. Nur tiefgreifende, in langer Zeit ausgereifte, nach und nach unüberbrückbar gewordene Gegensätze können somit dieses gewissermaßen jungfräuliche Zerwürfnis der vier Großmächte erklären. Die große Zahl der aufeinanderprallenden Feinde, die während des Krieges noch ständig zunahm und selbst die bisher jedem europäischen Krieg ferngebliebenen Vereinigten Staaten von Amerika in sich schloß, läßt sich nur damit erklären, daß ein Weltproblem vorlag, dessen Aufwerfung und Lösung Gelegenheit zur Erledigung zahlreicher anderer nebensächlicher Fragen gab.

Die politischen Zusammenhänge, die zum Kriege führten, müssen daher recht verwickelt sein, was schon daraus ersichtlich wird, daß im Lager der Feinde Mitteleuropas Mächte nebeneinander kämpften, die schon seit langem im schroffsten politischen Gegensatze zueinander standen und auch schon wiederholt im Kampfe aufeinandergeprallt waren.

Der älteste und daher bekannteste Gegensatz war die Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland. Er war auch gewissermaßen der Kristallisationspunkt, um den sich nach und nach die anderen Feindschaften gruppierten.

Frankreich hatte von jeher Deutschland als das Feld seines Ruhmes angesehen, auf dem es seine Gelüste nach billiger Machterweiterung verwirklichen konnte, billig, weil dem deutschen Volke die Einheit fehlte, weil seine Kaiser immer in der unfruchtbaren Idee des römisch-deutschen Kaisertums befangen, Zeit und Kraft auf das italische Problem verschwendeten, in stetem Kampf mit dem Papsttum standen und doch die geistigen Fesseln dieser Weltmacht nicht abzuschütteln vermochten. So hatten daheim die deutschen Fürsten freie Hand, ihre Macht zu festigen und zu steigern auf Kosten der einheitlichen kaiserlichen Macht. Das widerliche Bild der gegen den Kaiser zu auswärtigen Feinden stehenden Fürsten war eine typische Schande deutscher Geschichte. Die Idee des heiligen römischen Kaiserreiches deutscher Nation hat die Vereinigung aller deutschen Stämme unter einer Krone, in einer Religion verhindert; sie ist daher die Ursache des bis heute fortbestehenden Hauptfehlers des deutschen Volkes: des Sondertums der Stämme und der Volkssplitter, des Partikularismus, der anfangs nur in den Fürstenhäusern wurzelnd bald zum Wesen des Volksgefühles wurde. Dieser Kleinstaaterei entsprang die Schwäche des Deutschen Reiches, die von Ludwig dem XIV. benützt wurde, mitten im Frieden blühende deutsche Lande an sich zu reißen.

Frankreich war immer unter den Feinden des Deutschen Reiches zu finden.

Den größten Triumph über den Nachbarn errang es unter Napoleons Führung, indem es die beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen in mehreren Kriegen gänzlich zu Boden warf und förmlich zu französischen Sklaven machte, bis sich das gedemütigte deutsche Volk in flammender Begeisterung erhob und in den Befreiungskriegen das französische Joch abwerfend den Frieden in Paris diktierte. Aus jener Zeit stammt der französische Haß gegen deutsches Wesen. Daß das getretene, mißachtete deutsche Volk die Seele des den französischen Ruhm vernichtenden Willens war, das konnte Frankreich nie verzeihen. Darüber vergaß es sogar die Tatsache, daß ihm alle Kriege seit der Revolution von Englands Neid und Habsucht auferlegt worden waren.

Es sah nur die Werkzeuge und nicht den Erreger.

Unter Napoleon III. an die führende Rolle in Europa gewöhnt, mußte es den Aufstieg Preußens zur deutschen Vormacht, dessen Siege

über Dänemark und Österreich als Kränkung empfinden. So genügte ein kleinlicher, von Bismarck meisterlich ausgenützter Anlaß, um den Zusammenstoß mit Preußen herbeizuführen. Frankreich stieß aber auf das geeinte Deutschland und unterlag in dem großen Kriege von 1870/71 vollständig. Der Verlust von Elsaß-Lothringen und ein unbezähmbarer Durst nach Rache war das Ergebnis des Krieges. „Revanche" blieb von nun an der Leitgedanke alles französischen Denkens und Handelns. Nur deutsche Träumer ohne Wirklichkeitssinn konnten hoffen oder damit rechnen, daß die Zeit den gallischen Haß und die Sucht nach Revanche mildern oder gar beseitigen konnten. Ernste Politiker mußten damit rechnen, daß jede günstige Gelegenheit Frankreich an der Seite der Feinde Deutschlands finden werde, ja daß Frankreich die Seele jedes Angriffes auf Deutschland sein müsse. Frankreich hat nie ein Hehl aus dieser Gesinnung gemacht, es hat sich immer nur auf die Revanche vorbereitet. Trotzdem fand der gallische Haß in Deutschland keinen Widerhall. Weite Kreise des deutschen Volkes, das zu seinem Unglück nicht hassen kann, dachten an eine Völkerversöhnung. Auch das Geständnis Clemenceaus, daß er 49 Jahre auf den Augenblick deutscher Schmach gewartet habe, hat die Deutschen noch nicht von ihrem Wahn geheilt.

Darum sei es ihnen gesagt: Der französische Haß ist untilgbar; er kann nur enden mit dem Untergang eines der beiden Völker. Es ist der Haß des entarteten, dem Absterben zueilenden Volkes gegen seinen gesunden, jugendkräftigen Nachbar, in dem es seinen Erben sieht. Dieser Haß ist nicht einmal jetzt mit der Kühlung der Rache gesättigt. So wahnsinnig die Bedingungen des Friedens auch sind, der nicht gestillte Haß schreit immer nach neuer Demütigung und wird nicht ruhen bis es zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes oder zu einem neuen Kriege kommt. Die Führer des deutschen Volkes, die da glauben, in Zukunft eine Versöhnung zu erreichen, indem sie ihr Volk selbst entmannen und auf Menschlichkeit und auf Weltbürgertum bauend um Freundschaft betteln, wo ihnen nur Haß und Verachtung geboten werden, sind schlechte Führer, sind Verführer des deutschen Volkes.

Schüttle diese schlechte Führung ab, Deutsches Volk, und erinnere Dich, daß Du nie größer warst als dann, wenn deutscher Zorn Dir

das Schwert in die Hand drückte, um fremde Anmaßung abzuwerfen und fremde Sklavenketten zu brechen.

Seit dem Jahre 1871 hat also Frankreich unausgesetzt an der Vergeltung gearbeitet. Die Revanchеidee, die Idee des Hasses und der Rache war also eine der zum Kriege treibenden Kräfte.

Allein war Frankreich viel zu schwach, um dem deutschen Riesen an den Leib zu rücken. Da erstand ihm dank der deutschen Politik im Osten ein neuer Bundesgenosse.

Die treibende Idee der russischen Politik war von Alters her, seit Peters des Großen Zeiten, das Vordringen an ein dem Welthandel dienendes Meer. Der nächste und beste Weg führte nach Konstantinopel und an die Dardanellen. Konstantinopel, das alte Byzanz, war die Wiege der russischen Religion. Diese Stätte den Ungläubigen zu entreißen, auf der Hagia Sofia, der alten Sophienkirche, wieder das griechische Kreuz aufzurichten, war eine Idee, die, in ein gläubiges Volk gebracht, es zu den größten Opfern entflammen konnte. So hat denn auch die russische Politik an dieser Idee mit der Zähigkeit einer Kreuzzugidee festgehalten. Obwohl es auf dem Wege nach Konstantinopel immer und immer wieder seinem mächtigsten Gegner begegnete, England, führte es sechs blutige und kostspielige Kriege, um seinem Ziele näher zu kommen.

England wollte den russischen Riesen, der noch hinter der Dornenhecke der Abgeschlossenheit schlummerte, nicht in den freien Weltverkehr eintreten lassen; es stand daher immer und überall im Wege, wenn Rußland auf dieses Ziel losging, ob in Europa oder in Asien. An der Besitznahme von Konstantinopel und der Dardanellen hätte es Rußland mit Waffengewalt gehindert. Zur Knebelung Rußlands verstand es England schon 1841 alle Großmächte zu veranlassen, im Dardanellenvertrag der Türkei die Verpflichtung aufzuerlegen, die Meerengen für alle Kriegsschiffe im Frieden geschlossen zu halten. Im Pariser Frieden, der den Krimkrieg abschloß, wurde Rußland in der Haltung einer Flotte und von Seearsenalen im Schwarzen Meere beschränkt.

Der alten englischen Gepflogenheit nach trat England, das nie eine starke Armee unterhalten hat, nur äußersten Falles selbst Rußland in den Weg; es stellte ihm immer andere Mächte entgegen, die England entweder gegen Entschädigung oder aus Unverstand Schergendienste leisteten.

Die traditionelle Freundschaft zwischen Preußen und Rußland wurde das erstemal anläßlich des Krimkrieges getrübt, als Preußen aus unbekannten Gründen unter den politischen Gegnern Rußlands stand. Es beteiligte sich zwar nicht am Kriege, ebensowenig wie Österreich, forderte aber im Vereine mit dem politisch gleich unklug geführten Österreich am 20. April 1854 die Räumung der Donaufürstentümer Moldau und Walachei. Beide Mächte erklärten das weitere Vorrücken der Russen gegen den Balkan oder die Einverleibung der Donaufürstentümer als einen Kriegsfall.

Rußland hat dieses Eingreifen Österreichs, das es als Undank für die im Jahre 1849 geleistete Hilfe brandmarkte, nie verziehen. Preußen konnte sich zwar die russische Freundschaft noch 1870 zunutze machen, indem es Rußland zur Sicherung seines Rückens gegen Österreich-Ungarn bewog, wofür Bismarck 1871 die Aufhebung der Beschränkungen Rußlands im Schwarzen Meere erwirkte. Aber schon der nächste russisch-türkische Krieg ergab neue Spannungen.

Österreich-Ungarn benützte den langdauernden russisch-türkischen politischen Konflikt, um sich seine Nichteinmischung durch Überlassung von Bosnien und der Herzegowina seitens Rußlands abkaufen zu lassen.

Deutschland beobachtete wohlwollende Unparteilichkeit.

Als Rußland endlich nach langen Kämpfen die Türkei überwältigt hatte und seine Truppen auf Konstantinopel rückten, fuhr die englische Flotte in das Marmarameer ein. England erklärte, daß die Russen in Konstantinopel auf englische Truppen treffen würden. Dieses Eingreifen Englands zwang Rußland zum Friedensschluß. Die harten Bedingungen des Friedens von S. Stefano veranlaßten England zum Protest, zu Rüstungen und zur Androhung des Krieges. Es verlangte im Vereine mit Österreich-Ungarn, das sich wieder in den englischen Dienst gegen Rußland stellte, eine Umarbeitung des Friedensvertrages. Diese fand auf dem Berliner Kongreß unter Bismarcks Vorsitz statt.

Auf diesem Kongreß wurde Rußland um den größten Teil seiner Errungenschaften gebracht. Österreich-Ungarn begnügte sich freiwillig mit dem Auftrag zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, obwohl ihm die Einverleibung dieser Länder angetragen worden war. Rumänien wurde für die wertvollen Dienste, die es Rußland

geleistet, eine schlechte Belohnung; es mußte das reiche Beßarabien an Rußland abtreten und erhielt dafür die arme Dobrudscha.

Die Folgen dieses Kongresses waren schwerwiegend.

Rußland war schwer verärgert, richtete aber seinen Groll nicht auf seinen zähen Gegner, auf England, den Urheber der ganzen Angelegenheit, sondern auf dessen Handlanger, auf Österreich-Ungarn, weil dieses ohne einen Mann geopfert zu haben, durch Bosnien und die Herzegowina eine herrschende Stellung auf der Balkanhalbinsel gewonnen hatte, und gegen Deutschland, den ehrlichen Makler, dem es ganz unberechtigterweise die Schuld an dem Ergebnisse des Kongresses zuschob und es daher der Undankbarkeit zieh.

Rußland nahm gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland eine immer schroffere Haltung ein und suchte Beziehungen mit Frankreich anzuknüpfen. Als sich Rußland sogar zu Drohungen gegen Deutschland verstieg, schloß Bismarck 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich-Ungarn und löste damit die engen Beziehungen zu Rußland.

Rußland suchte sich nun in Bulgarien schadlos zu halten, um für die Zukunft in einer russischen Satrapie festen Fuß auf der Balkanhalbinsel zu fassen, auf halbem Wege nach Konstantinopel. Die Bulgaren zeigten aber keinen Willen, an Stelle der türkischen Herrschaft die russische treten zu lassen. Sie leisteten den russischen Wünschen auch nach der von Rußland erzwungenen Abdankung des Fürsten Alexander hartnäckigen Widerstand. Die Russen schrieben diese Haltung, gegen die sie machtlos waren, dem Einflusse Österreich-Ungarns zu und forderten von Deutschland eine ihren Wünschen günstige Einwirkung auf Österreich-Ungarn. Die Ablehnung dieses Wunsches steigerte 1887/88 die russische Gereiztheit bis zu Kriegsdrohungen und Kriegsvorbereitungen. Damals wurden die Weichselstellungen stark ausgebaut, die Armee wesentlich verstärkt und das Eisenbahnnetz zu strategischen Zwecken ausgebaut. Nur dem Einflusse Bismarcks und dem Wirken des jungen Kaisers Wilhelm gelang es, den Krieg zu vermeiden.

Von jetzt an sah aber Rußland in Österreich-Ungarn das unmittelbare und daher wichtigste Hindernis für seine politischen Pläne. Rußland konnte nur mit Hilfe seiner überwältigenden Landmacht Konstantinopel erringen und sich dort behaupten. Es mußte daher dorthin den Landweg benützen. Dieser führte aber durch den Engweg

zwischen Siebenbürgen und dem Meere. Die russischen Heere konnten diesen Engweg nur durchschreiten, sie konnten sich bei Konstantinopel nur halten, wenn sie Österreich-Ungarns vollkommen sicher waren. Die beiden letzten russisch-türkischen Kriege hatten diese Abhängigkeit klar gezeigt, sie hatten aber auch bewiesen, daß die Monarchie sich immer im englischen Sinne betätigte. Das Verhalten Österreich-Ungarns gegen seinen mächtigsten, unmittelbaren Nachbar war sicher unklug. Ob die Ursachen in der falschen Politik Österreich-Ungarns oder in der russischen zu suchen sind, könnte nur eine eingehende Untersuchung feststellen. Wahrscheinlich liegen die Fehler auf beiden Seiten.

Österreich-Ungarn hatte kein unmittelbares Interesse daran, Rußland an der Erwerbung der Meerengen zu hindern. Es durfte nur nicht zulassen, daß es von der russischen Übermacht allseitig umschlossen werde. Es mußte daher die Selbständigkeit von Rumänien und Bulgarien fordern. Es hätte dabei der vollsten Mitwirkung der Rumänen und Bulgaren sicher sein können. Den Kampf um Konstantinopel hätte Österreich-Ungarn ruhig den Beteiligten, Rußland und England, überlassen können, um so mehr als Rußland sich hiebei die unversöhnliche Feindschaft der Bulgaren und des Griechentums zugezogen hätte, die selbst auf den Erwerb dieses kostbaren Juwels rechneten, es daher lieber in der Hand der sterbenden Türkei als in der des mächtigen Rußlands gesehen hätten.

Es war aber leider von jeher eine Leidenschaft festländischer Diplomaten, England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Die russische Politik widmete sich in der Folge, dem nächsten Zwischenziele, der Beseitigung des unmittelbaren Hindernisses auf dem Wege nach Konstantinopel, der Beseitigung Österreich-Ungarns. Seit jener Zeit arbeitete es systematisch an der Zertrümmerung der Monarchie.

Es nützte hiezu die panslawistische Idee und Werbetätigkeit aus. An Stelle des undankbaren Bulgarien, das seine Freiheit gewahrt hatte und sich nicht zum blinden Werkzeug Rußlands hergeben wollte, trat als russischer Bannerträger Serbien im Verein mit dem stets geldbedürftigen, daher immer käuflichen Montenegro. Die Vereinigung aller Serben war die Lockung.

Eine systematische Wühlarbeit begann in allen slawischen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie, was um so bedenklicher war, als seit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina, gegen die

die Deutschen Österreichs heftigen Widerstand geleistet hatten, die Slawen in der Führung Österreichs die erste Rolle spielten.

Obwohl Österreich-Ungarn die zu besetzenden Länder erst nach blutigen Kämpfen in Besitz nehmen konnte, sah sich die österreichisch-ungarische Politik doch veranlaßt, in einer am 21. April 1879 mit der Türkei zustande gekommenen Abkommen die Oberhoheit des Sultans über diese Länder ausdrücklich anzuerkennen. Das unklare Verhältnis als Okkupationsgebiet sollte später der Monarchie noch recht unbequem werden.

Dieses merkwürdige Verhalten der Monarchie in der Frage der Angliederung oder Besetzung läßt sich nur mit den inneren Verhältnissen erklären. Bei einer Angliederung mußten diese Länder im Vereine mit Dalmatien nach ungarischer Auffassung an die ungarische Krone fallen. Damit hätten aber die Südslawen in Ungarn ein solches Gewicht erhalten, daß eine Loslösung der südslawischen Länder, der Übergang zum Trialismus, unvermeidlich gewesen wäre. Das wollten die Ungarn nicht. Man schob daher lieber die Regelung der staatsrechtlichen Frage auf die lange Bank und begnügte sich mit der unklaren, alle möglichen Keime zukünftiger Entwicklungen, aber auch Verwicklungen enthaltenden Lösung.

Somit fanden sich zwei gegen die Mittelmächte gerichtete, vom Willen zum Kampf erfüllte, daher zum Kampfe drängende Ideen zusammen: Die gegen Deutschland gerichtete Revancheidee Frankreichs und das panslawistisch-religiös aufgeputzte naturnotwendige Drängen Rußlands nach dem Meere, das seinen Weg über die Zertrümmerung Österreich-Ungarns nehmen mußte. Kein Wunder, daß sich die Beiden bald im Bunde fanden, aber in einem Bunde, der im Gegensatze zu dem Bunde der Mittelmächte, vom Angriffsgedanken erfüllt, tatsächlichen politischen Zielen zustrebte.

Die Schwäche dieses Angriffsbundes lag in der starken Überlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich, die voll zur Geltung kommen konnte, solange Rußland zur Entfaltung seiner Kraft lange Zeit brauchte. Frankreich wurde daher der willige Geldgeber Rußlands, um dessen Kriegsbereitschaft auszugestalten und zu verbessern. Trotz seiner Angriffsbestrebung wagte es dieser Bund um so weniger loszuschlagen, als die Mittelmächte durch den Anschluß Italiens und Rumäniens eine wesentliche Kraftsteigerung erfahren hatten. Italien, von Frankreich verletzt, war trotz seiner im Volke wurzelnden ir-

redentistischen Idee mit Österreich in den Bund getreten, ein Bund, der jedem klarblickenden Menschen widernatürlich erschien. Dasselbe galt für Rumänien, das die von Rußland kommende Gefahr für seinen Bestand wohl erkannte, wo aber die Volksleidenschaft Österreich-Ungarn feindlich gesinnt war, weil sie die Vereinigung aller Rumänen auf Kosten Ungarns erstrebte.

Immerhin erfüllte dieser Bund seinen Zweck, der Erhaltung des Friedens durch lange Zeit. Italien und Rumänien zogen aus dieser politischen Gestaltung große wirtschaftliche und politische Vorteile, ohne daß ihre Verpflichtung auf eine härtere Probe gestellt wurde. Im Gegenteil! Österreich-Ungarn, das diese Mächte unbedingt bei der Stange halten wollte, leistete dem Bündnis zuliebe an Selbstverleugnung das möglichste. Nicht nur, daß es der panslawistischen Wühlarbeit aus Rücksicht auf die innere Politik und die gute Stimmung der slawischen Politiker untätig zusah, duldete es wegen des Bündnisses die schamloseste irredentistische Hetze und Vorbereitung auf den unvermeidlichen Zusammenstoß. Nur in Ungarn wurde das entgegengesetzte Verfahren eingehalten. Dort wurden die Rumänen in kultureller und nationaler Richtung unterdrückt, so daß die nationale Verbitterung im Königreich sich unter dem Einfluß politischer Flüchtlinge immer mehr und mehr in Haß gegen die Monarchie verwandelte.

Durch die unglückselige ungarische Politik wurde die Schwäche Österreichs und damit auch der Monarchie gegen diese äußeren Einflüsse noch gesteigert. Die alle zehn Jahre wiederkehrenden Ausgleiche boten Ungarn die Gelegenheiten, die inneren Verhältnisse Österreichs, den Widerstand der slawischen Parteien gegen den Staat, zu seinem Vorteile zu verwerten. Die österreichischen Regierungen wurden dadurch immer zwischen zwei Mühlsteine gebracht. Die Schwächung Österreichs und damit der Monarchie war die unausbleibliche Folge. Dasselbe Bild wie die stets im Gegensatze zueinander stehenden beiden Staaten der Monarchie bot auch Ungarn für sich allein, in dem Kampf des eigentlich einen selbständigen Staat bildenden Kroatiens gegen den ungarischen Unterdrücker. Aber auch in Kroatien selbst gab es Feindschaft zwischen den katholischen „Kroaten“ und den orthodoxen „Serben“. Ein merkwürdiges Spiel der ungarischen Politik war es nun, daß sich die ungarische Regierung im Kampf gegen die monarchietreuen Kroaten auf die monarchiefeindlichen Serben stützte.

Merkwürdig war es, daß diese im auswärtigen Solde stehenden Serben einen Bestandteil der herrschenden ungarischen politischen Partei, der Arbeitspartei, bildeten und somit der Regierungsmehrheit angehörend, den besonderen Schutz der ungarischen Regierung genossen. So war der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza noch während des Krieges mit Serbien (1914 auf 1915) nicht dazu zu bewegen, gegen die ungarländischen Serben einzuschreiten, obwohl der Verdacht ihres Einverständnisses mit dem Feinde schon an Gewißheit grenzte. Man fand es vollkommen verständlich, daß in den öffentlichen Lokalen der Serben und in ihren Familienhäusern die Bilder der serbischen Königsfamilie angebracht waren, daß in Vereinen und Volksbibliotheken die serbischen Armeereglements auflagen, daß die Gebetbücher der Serben aus Moskau stammten und das Gebet für den Zaren Nikolaus und für die Zarin enthielten. Graf Tisza antwortete auf die Zuschriften und Ansinnen des Kommandos der Balkanstreitkräfte: Mit den Serben in Syrmien könne das Armeekommando machen was es wolle, es möge sich darüber mit dem Banus von Kroatien und Slawonien ins Einvernehmen setzen, „aber meine Serben laßt in Ruhe". Darunter waren die Serben im Banat und in der Batschka gemeint, also die ungarländischen Serben, die ihre Abgeordneten der Mehrheit Tiszas stellten. Das Parteiinteresse stand über dem Staatsinteresse.

So stand in der Monarchie alles im Kampf gegeneinander. Das stets gespannte und gereizte Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn fand sein Gegenstück in der Feindschaft Kroatiens gegen Ungarn alle Nationen standen im Kampfe gegeneinander und merkwürdig, je näher die Verwandtschaft, desto größer die Erbitterung des Kampfes, so daß der heftigste Kampf zwischen den slawischen Stämmen tobte. Unüberbrückbar war die Feindschaft zwischen Ruthenen und Polen, abgrundtief der auf religiösen Beweggründen ruhende Haß zwischen den stammesgleichen Kroaten und Serben.

Es war somit nicht zu wundern, daß die russische Politik hoffte, unterstützt von ehrsüchtigen Führern slawischer Stämme durch Schürung dieser Brände den Zerfall oder die Schwächung der Monarchie zu erreichen. Rußland förderte auch, wo es nur konnte, die Wühlarbeit der Rumänen und der Italiener. So arbeiteten Feinde und Verbündete an der „friedlichen" Zermürbung des alten Reiches.

Nur der mächtigste Verbündete der Monarchie, Deutschland,

das über zwölf Millionen Stammesgenossen in der Monarchie besaß, Stammesgenossen, die durch ihre Arbeit, durch ihre Kultur dem ganzen Staat seine Entwicklung, seine geistige und wirtschaftliche Bedeutung gegeben hatten, hielt sich ängstlich von jeder Einwirkung zurück, vermied es sogar sein Gewicht selbst nur zur moralischen Stärkung der Träger des österreichischen Staatsgedankens zu verwerten. Die slawisch-romanische Wühlarbeit fand daher nirgends Widerstand, weder bei den Monarchen, noch bei der Regierung, noch aber bei den Deutschen, die vom großen deutschen Volk verlassen, dem Erbfehler der Deutschen unterlagen, dem Mangel an Volksempfinden und daher dem Mangel an Einheit.

Diese Gleichgültigkeit der deutschen Politik gegen die innere Entwicklung des Kaiserstaates war einer der großen Fehler der deutschen Politik. Man hat ihn entschuldigt und wird ihn entschuldigen mit dem einwandfreien Verhalten der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten des empfindlichen Verbündeten. Bei klar bewußter Erkenntnis der Tragweite und klar bewußtem Willen hätte sich sicher ein Weg gefunden, die Unterstützung der Deutschen Österreichs gegen slawisch-romanische Bedrängnis in einwandfreier Weise durchzuführen.

Je länger die Einwirkung der slawisch-romanischen Wühlarbeit dauerte, desto verderblicher mußte die damit in alle Schichten der Bevölkerung reichende Vergiftung wirken, sie mußte auch in das Heer eindringen und sein Gefüge lockern.

Verschärft wurde diese Lage durch die unkluge Wirtschaftspolitik des Kaiserstaates. Gezwungen durch die Ungarn wurde gegen die beiden Agrarstaaten Serbien und Rumänien eine bis zum Wirtschaftskrieg gesteigerte schikanöse Absperrungspolitik getrieben, die zum Schlusse noch dadurch gekrönt wurde, daß man den Serben, die jedem logischen Schluß nach nur in den Reihen unserer Feinde zu finden waren, die vorzüglichen Skodakanonen aufdrängen wollte. Eine Steigernug der Abneigung bis zum blinden Haß war die natürliche Folge dieser Wirtschaftspolitik.

So wurde eine dritte mächtige Kampfidee gegen die Mittelmächte zur Geltung gebracht, die Idee der nationalen Vereinigung. Dieser Kampfgedanke richtete sich wohl ausgesprochen nur gegen Österreich-Ungarn, traf damit aber mittelbar auch das Deutsche Reich, was bei der weiteren politischen Entwicklung nicht außer acht zu lassen ist. Die Bedeutung dieser nationalen Bestrebungen mußte seitens der

deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsmänner um so gewissenhafter und sorgfältiger eingeschätzt werden, als sie drei wichtige Nationalitäten der Monarchie, die Italiener, die Rumänen und die Serben betrafen und sich auf das große Grenzgebiet an der ganzen Ost- und Südgrenze der Monarchie erstreckte. Man unterschätzte aber die Bedeutung dieser Bestrebungen und glaubte zwei davon, die italienische und die rumänische Irredenta, durch das Bündnis ausgeschaltet. Die Staatsmänner der Mittelmächte meinten, daß die mit den Herrschern und mit den Staatsmännern geschlossenen Verträge genügten und kümmerten sich nicht weiter um die lebhaft und drastisch zutage tretende Volksstimmung. Auch häufige Ausbrüche der Volksleidenschaft und die Unfähigkeit oder der fehlende Wille der italienischen und rumänischen Behörden diesen Ausbrüchen zu steuern oder sie zu sühnen, führten nicht zur Erkenntnis, daß Bündnisse wertlos sind, wenn sie nicht auch von Volk zu Volk geschlossen werden. Diese Erkenntnis trat leider erst ein, als bei Kriegsausbruch selbst die lebhaftesten Kundgebungen der Bevölkerung vor den italienischen Botschaften und rumänischen Gesandtschaften in Wien und Berlin auf frostige Ablehnung trafen; bei einigen Unverbesserlichen trat sie noch später ein — erst am 24. Mai 1915, dem Tage der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn. Den stärksten Beweis der völligen Blindheit unserer Staatsmänner und das Fehlen jedes Verständnisses für die bewegenden Kräfte von Politik und Krieg gibt die Schilderung des Grafen Czernin, wie er sich bemühte, den alten König Karol von Rumänien zu zwingen, seine Armee gegen den Willen des Volkes an die Seite Österreich-Ungarns zu stellen.

Graf Czernin schreibt:

„Die namenlose Erschütterung, welche in der Seele des Königs vorging, als er, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, plötzlich den Weltkrieg vor sich sah, erklärt sich dadurch, daß er ganz genau wußte, daß der Konflikt zwischen dem, was er als Ehre und Pflicht erkannte, und seinem Volke plötzlich offenbar werden müsse. Der arme alte Mann hat den Kampf durchgekämpft, so gut er konnte, und er ist in demselben geblieben. König Karol ist an dem Kriege gestorben. Die letzten Wochen waren eine Tortur für den alten Herrn, denn er empfand die Aufträge, die ich ihm auszurichten hatte, wie Peitschenhiebe. Ich hatte auftragsgemäß alles zu versuchen, um die dem Bündnis entsprechende sofortige Kooperation

Rumäniens zu erreichen, und ich mußte so weit gehen, ihn daran zu erinnern, daß ‚das gegebene Wort kein Deuteln zulasse, daß ein Vertrag Vertrag sei, und seine Ehre es ihm gebiete, das Schwert zu ziehen'. Ich erinnere mich an eine tatsächlich ergreifende Szene, wo sich der alte König, laut weinend, auf seinen Schreibtisch warf und mit zitternden Händen versuchte, sich den ‚Pour le mérite'-Orden, welchen er stets trug, vom Halse zu reißen. Ich kann ohne jede Übertreibung sagen, daß ich ihn unter diesen fortwährenden moralischen Keulenschlägen dahinsiechen sah, und daß die seelischen Aufregungen, die er durchmachte, zweifellos sein Leben verkürzt haben." (Aus „Im Weltkrieg".)

Bedarf diese Schilderung noch einer Erläuterung?

Solange die Entfaltung der ganzen russischen Kraft um Wochen länger dauern mußte als die Deutschlands und Österreich-Ungarns und solange Italien und Rumänien durch ihr Bündnis mit den Mittelmächten wenigstens zum Scheine gefesselt waren, solange also ein plötzliches Zusammenwirken dieser drei Kampfideen und ihrer Kräfte gegen die Mittelmächte nicht zu fürchten war, solange konnten die Mittelmächte die Lage beherrschen. Ihre Diplomaten mußten aber sehr auf der Hut sein, mußten die Steigerung der russischen Kriegsbereitschaft mit offenen Augen verfolgen und darauf achten, daß nicht durch Zuwachs eines neuen Angriffsgedankens die Italien und Rumänien angelegten Fesseln gelockert und im gefährlichsten Augenblicke gesprengt würden, wodurch dann die Lage der Mittelmächte höchst bedenklich werden mußte. Die alte Friedenspolitik der Mittelmächte mußte dann allerdings fallen gelassen werden, denn sie hätte den Feinden nur die Zeit gelassen, sich planmäßig zum Angriffe zu vereinigen. Die Politik der Mittelmächte mußte von dem Zeitpunkt der Erkenntnis dieser Verhältnisse zur Angriffspolitik werden, d. h. die Mittelmächte mußten sich zum Angriff in naher Zeit bereitstellen und den nächsten günstigen Anlaß benützen, den dann unvermeidlichen Kampf herbeizuführen oder wenigstens den Ring der Feinde zu sprengen. Jeder Anlaß war günstig, der in gelegener Zeit den Feinden das Brandmal des Kriegsbeginnes zuschob. Die Politik der Mittelmächte mußte in dieser Zeit jedes Spiel mit dem Feuer vermeiden, jedes schroffe Auftreten unterlassen. Wie wenig die Politik der Mittelmächte diesen Forderungen entsprochen hat, wird die weitere Schilderung der Ereignisse zeigen.

Die ersten Spuren einer neu hinzukommenden äußerst gefährlichen Kampfidee sollten sich nur zu bald einstellen.

Im Jahre 1884 erwarb Deutschland Südwestafrika, Togo und Kamerun, 1885 Ostafrika. Mit dieser energisch betriebenen Erwerbung einer Kolonialmacht kreuzte Deutschland die Wege Englands, das sich allein für berechtigt hielt, noch herrenlose Gebiete an sich zu reißen. England erkannte in diesem energischen, zielbewußten Auftreten des mächtig aufstrebenden Deutschen Reiches eine ferne Gefahr und fand darin eine Schmälerung seiner berechtigten Interessen. Sein Verhalten gegen Deutschland wurde kühler, ja selbst feindselig, als Deutschland in etwas zu unkluger und scharfer Art seinen Willen kund tat, sein Recht auf einen Platz an der Sonne durchzusetzen. Der ungeheure Aufschwung der deutschen Industrie und damit des deutschen Handels machte Deutschland bald zum gefährlichsten Wettbewerber Englands. Zur großen Genugtuung und zum Stolz aller Deutschen rückte das Deutsche Reich seinem Nebenbuhler mit Riesenschritten an den Leib. In manchen Industriezweigen beherrschte es bald den Weltmarkt ganz. Im Schiffbau und im Handelsdienste ließ sich fast mit Sicherheit der Zeitpunkt berechnen, in dem deutsche Tüchtigkeit, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit den Engländern den Rang ablaufen mußten. Wird der berechtigte Stolz über große Erfolge, die den anderen ohnedies schon verletzen und ihm Sorge machen, in anmaßender und verletzender Weise großsprecherisch dargetan, wird gleichzeitig eine in die Machtverhältnisse tief einschneidende Forderung, wie jene nach der „Freiheit der Meere", ausgesprochen, dann muß dieses unkluge Verhalten im Gegner das Gefühl des Hasses erwecken und großziehen.

Der unversöhnlichste Haß ist aber der Haß gegen einen gefährlichen und erfolgreichen Wettbewerber. Dieser Haß führt zum mitleidlosen, mit den schärfsten Mitteln geführten Konkurrenzkampf, der meist ein Vernichtungskampf wird, wenn ihm nicht durch Zusammenschluß in eine Handelsgemeinschaft der Boden entzogen wird.

Das erste Auftauchen dieses englischen Gefühles mußte somit die deutschen Staatsmänner entweder zu einem deutsch-englischen Bündnis führen oder sie mußten sich auf den Waffengang mit dem Nebenbuhler gefaßt machen. Man mußte deutscherseits als sicher annehmen, daß der bedrohte Wettbewerber nicht warten werde, bis der Gegner voll erstarkt war, sondern daß er sobald als möglich losschlagen werde.

Der Waffengang mit England bedeutete aber nach bewährten geschichtlichen Beispielen den Kampf gegen eine festländische Mächtegruppe. Die vierte Angriffsidee, die eine Weltfrage umfaßte, die Vorherrschaft im Handel und auf dem Meere, die also die anderen drei gegen die Mittelmächte gerichteten Kampfideen vereinigen konnte, mit der Zeit vereinigen mußte, war seit 1885 deutlich erkennbar vorhanden und in steter, aber langsamer Entwicklung begriffen. Die deutschen Politiker hatten also Zeit, diese Gefahr zu erkennen und ihren Folgen vorzubeugen.

Vorläufig war England noch in scharfem Gegensatze zu Frankreich, der in der Faschoda-Angelegenheit seinen Höhepunkt erreichte.

Daß man deutscherseits die Gefahr fühlte, beweist das 1900 angenommene Flottengesetz. Bis 1917 sollte die deutsche Kriegsflotte auf 38 Linienschiffe, 14 große und 38 kleine Kreuzer gebracht werden. Solche öffentlich festgelegte befristete Rüstungen haben einen schweren Fehler an sich: Man darf nicht erwarten, daß der dadurch Bedrohte oder sich bedroht Fühlende wartet, bis die Rüstung fertig ist.

Mit der Thronbesteigung König Eduards VII. (1901) bekam die englische Politik neue, für die deutschen Staatsmänner bemermerkenswerte Antriebe. Immer deutlicher trat das einzige Bestreben König Eduards zutage, den deutschen Wettbewerber zu vernichten. Zertrümmerung der deutschen Kolonialmacht, Vernichtung des deutschen Handelswettbewerbs waren die Ziele der von König Eduard belebten englischen Politik. Hiezu besserte er vor allem das Verhältnis Englands zu Frankreich. Die Beziehungen wurden von Jahr zu Jahr enger bis endlich 1904 der von Delcassé, dem unversöhnlichen Deutschenhasser, geschlossene Vertrag zustande kam, der alle kolonialen Streitpunkte zwischen Frankreich und England beseitigte; andere Streitpunkte gab es zwischen diesen zwei Staaten nicht mehr, da das absteigende Frankreich kein Nebenbuhler Englands mehr sein konnte. Frankreich anerkannte die englische Herrschaft in Ägypten, wofür es die englische Zustimmung zu seiner Vorherrschaft in Marokko erhielt.

Damit begannen die Unstimmigkeiten mit Deutschland. Frankreich suchte im Sinne des mit England geschlossenen Vertrages die Schutzherrschaft über Marokko zu gewinnen. Dies bedeutete aber, dem französischen Kolonialsystem zufolge, Unterdrückung aller fremdstaatlichen Belange. Da Deutschland in Marokko bedeutende Handels-

interessen zu schützen hatte, setzte es den Bestrebungen Frankreichs Widerstand entgegen. Der deutsche Kaiser fuhr damals (1905) in Aufsehen erregender Weise nach Tanger. Die Kriegsgefahr war groß; sie wurde aber beseitigt, man ging nach Algeciras. In dieser Konferenz zeigte sich den deutschen Diplomaten das erste Menetekel: Die Italiener, die durch die Anerkennung ihres Anspruches auf Tripolis durch Frankreich und England geködert waren, standen nicht auf der Seite ihres Verbündeten, sondern mit England an der Seite Frankreichs. Die deutschen und die österreichisch-ungarischen Diplomaten erkannten die Bedeutung dieses Verhaltens nicht, oder wollten sie nicht erkennen. Sie trösteten sich mit dem Begriff „Extratour". Italien genoß auch weiter die Vorteile des Dreibundes. Trotzdem erreichte Frankreich auf dieser Konferenz sein Ziel einer Schutzherrschaft nicht. Es wurde ihm nur eine bevorzugte Stellung eingeräumt.

Der erste diplomatische Kampf hatte die neue Gruppierung der europäischen Mächte in voller Deutlichkeit gezeigt: England, Frankreich, Rußland, Italien gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Alle vier bewegenden Kampfideen waren gegen die Mittelmächte vereinigt, darunter die Weltfrage der Beherrschung der Meere und des Handels. Es war für die deutsche Politik Zeit, der weiteren Entwicklung in dieser Richtung vorzubeugen.

Zur selben Zeit (1904—1905) entlud sich im Osten Asiens die russisch-japanische Spannung in einem Kriegsgewitter. Aus diesem Kriege ging Rußland an Kraft und Ansehen schwer geschädigt hervor. Die anschließende Revolution hatte die innere Schwäche des Riesenreiches dargetan. Die Mittelmächte ließen diese Gelegenheit, wenigstens eine oder die andere Balkanfrage aus der Welt zu schaffen, ungenützt vorübergehen. Im Osten abgewiesen, kehrte Rußland um so eifriger auf den nahen Orient, den Balkan, zurück.

Die Gegnerschaft König Eduards nahm in der nächsten Zeit immer schärfere Formen an, so daß für sie bald die Bezeichnung „Einkreisung Deutschlands" gebräuchlich wurde. Deutschland antwortete darauf durch den 1906 gefaßten Beschluß, den Ausbau der Flotte zu beschleunigen.

Im Jahre 1907 schloß sich England auch enger an den Bundesgenossen Frankreichs, an seinen großen Gegner in allen asiatischen Fragen, an Rußland, an. Es kam eine Verständigung über die asiatischen Gegensätze, insbesondere eine Abgrenzung der Machtbereiche in Persien zustande.

Zur selben Zeit setzte König Eduard seinen Einkreisungsbestrebungen die Krone auf, indem er den Kaiser Franz Josef dem Bündnis mit Deutschland abspenstig machen wollte — ohne Erfolg.

Scharf war allen klarblickenden Augen der tiefgreifende Gegensatz, ja die Feindschaft Englands gegen Deutschland erkennbar. Jeder mit Wirklichkeitssinn Begabte mußte sehen, daß England nicht warten werde, bis sein Nebenbuhler ihm ebenbürtig geworden war; er mußte erfassen, daß Englands Ziel nur über den Krieg zu erreichen war, daß daher Englands Politik den Krieg zur Fortsetzung haben müsse. Daher mußte auch die deutsche Politik, als Widerpart der englischen, den Krieg als ihre Fortsetzung in Aussicht nehmen, sie mußte von der Friedenspolitik zur Kriegspolitik werden. Jeder Kenner der englischen Geschichte mußte wissen, was es bedeutete, wenn England in dieser Weise gegen einen Feind zum Schlage ansetzte. Er mußte wissen, daß diese Art Feindschaft nicht eher rastete, bis sie nicht die halbe Welt gegen den niederzuwerfenden Feind aufgehetzt hatte. Es mußte somit ein Daseinskampf werden. Jetzt war für Deutschland keine Zeit mehr zu verlieren. Es mußte dem bedenkenlosen Feinde zuvorkommen, sich bewußt auf den unvermeidlichen Krieg vorbereiten und den passenden Anlaß benützen, um den Dingen ihren Lauf zu lassen. Die unausgesetzten Spannungen und Reibungen auf der Balkanhalbinsel und die daraus folgenden immerwährenden Zusammenstöße Österreich-Ungarns mit Rußland, die selbst durch die „großmütige" Haltung Österreich-Ungarns während des ostasiatischen Krieges und trotz der Schwächung Rußlands durch Krieg und Revolution nicht beseitigt wurden, konnten jederzeit den geeigneten Anlaß zum Kriege bieten. Aber die deutschen Diplomaten erfaßten den Zusammenhang zwischen der Politik der Feinde Deutschlands und dem Kriege nicht.

Auch jetzt, nach dem furchtbaren, von England angestifteten Weltkrieg wollen noch viele Deutsche die tiefe Ursache der englischen Feindschaft gegen Deutschland nicht erkennen. Sie schieben die Ursache in die deutsche Großmannssucht, die durch den Bau einer unmäßig großen Kriegsflotte England unnötig reizte, sie sehen Englands Politik und König Eduards Streben als friedfertig, nicht an einen Krieg denkend an. Diese oft gewichtigen Stimmen sind der Ansicht, England sei nur durch die Kriegsflotte Deutschlands beunruhigt gewesen, alles andere seien Märchen; König Eduard wollte keinen Krieg, sondern er wollte nur Deutschland zum Frieden zwingen.

Das sind vollkommen falsche, nur an der Oberfläche haftende Auffassungen, etwa gleichwertig mit den Auffassungen der am Werke gestandenen deutschen Diplomaten.

Sobald Deutschland des Friedens wegen seine Kriegsflotte geopfert hätte, oder sobald die Einkreisung König Eduards vollkommen gelungen wäre, hätte sich die wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands als Folge gezeigt, die selbstverständlich zum Kriege hätte führen müssen.

Die deutschen Diplomaten erkannten nicht, daß die gegen die Mittelmächte wirksam gewordenen Ideen und Kräfte unbedingt zum Kriege drängten, daß sie nur durch den Krieg zu einem Ausgleich kommen konnten. Sie erfaßten nicht, daß dieser Krieg ein Kampf um das Dasein, um die Zukunft des deutschen Volkes sein müsse, daß die Politik daher alles tun müsse, ihn zu passender Zeit unter günstigen Verhältnissen durchzuführen, daß sie daher vor allem den tatsächlichen Willen zum Entscheidungskampf aufbringen mußte. Sie hofften, die Lage durch diplomatische Mittel und durch Verträge klären und bereinigen zu können, zu einer Zeit, als nur mehr der Krieg die Lösung bringen konnte. Die diplomatischen Mittel aber konnten den Krieg nur mehr hinausschieben, bis alle Feinde geeinigt mit gleichem Willen zur Tat, zum Kriege drängten.

Die Diplomaten Deutschlands und Österreich-Ungarns blieben daher in voller Verkennung des Zusammenhanges von Politik und Krieg und in Verkennung des Einflusses der Politik auf die folgende Kriegführung bei ihrer unbedingten Friedenspolitik, sie dachten nicht an den Gegenangriff, sie blieben in der Abwehr, abhängig von den Maßnahmen und Übergriffen ihrer Gegner.

Die Gefahren, die damals Deutschland umlauerten und jederzeit durch einen Zwischenfall zur Auslösung kommen konnten, lagen durchaus nicht in undurchdringlichem Nebel verborgen. Sie lagen offenkundig zutage.

Als Zeugen hiefür seien der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, und der belgische General Ducarne angeführt, deren Berichte und Denkschriften vom Oberst Schwerdtfeger in seinem Werke „Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität" verwertet wurden.

Der belgische Gesandte Baron Greindl berichtete im Juni 1906, daß zur Zeit ein Konflikt nicht unmittelbar bevorstehe, solange Rußland gelähmt sei, aber die Zukunft sei keineswegs sicher. In Paris

und London arbeite man weiter an der Isolierung Deutschlands. Ein Bericht vom 18. April 1907 enthält die Stelle: „Man kann in Berlin das vom König von England Herrn Delcassé gemachte Angebot von 100 000 Mann nicht vergessen." Man mußte also in Berlin von diesem Angebot gewußt haben, man mußte wissen, daß England an der Arbeit war, seinem Nebenbuhler Feinde auf den Hals zu hetzen, Feinde, bei denen, wie früher dargetan, ohnedies im Volke wurzelnde Angriffsideen bestanden.

In einem ausführlichen Berichte, der allerdings erst vom Dezember 1911 stammte, äußert sich Greindl über die Lage Belgiens im zukünftigen Kriege:

„Sicher bedroht uns eine große Gefahr von beiden Seiten, und die Kriegführenden werden vielleicht gar nicht in der Lage sein, uns zu schonen, selbst wenn sie die redliche Absicht hätten. Man dürfe nicht aus den Augen verlieren, daß man auf beiden Seiten müde sei, seit vierzig Jahren auf dem qui vive zu leben. Wenn der Friede einmal gebrochen ist, wird es ein Vernichtungskrieg werden. Siegt Deutschland, so wird es sich für immer sichern und Frankreich zum Range einer Macht zweiten Grades zurückführen. Siegt Frankreich, so wird es sich nicht damit begnügen, sich bis zur Rheingrenze auszudehnen: Es wird die Zerstörung des Deutschen Reiches zum Ziel nehmen, dessen Schöpfung ihm die früher unbestrittene Vorherrschaft geraubt hat. Seit Richelieu beruhte Frankreichs Vorherrschaft auf der Spaltung der deutschen Länder. Es wird ein Kampf um die Existenz. Die Kriegführenden werden sich lediglich von strategischen Erwägungen leiten lassen. Da die gemeinsame Grenze von Frankreich und Deutschland für die Entfaltung der beiderseits eingesetzten Massen nicht ausreicht, ist es von der größten Wahrscheinlichkeit, daß unsere Neutralität nicht beachtet wird."[1])

Der belgische Diplomat erkannte also die Bedeutung des kommenden Krieges für Deutschland ganz klar.

Der General Ducarne hat im Jahre 1900 in einem Memoire geschrieben:

„Die Völker schwören sich ewige Freundschaft und trotz aller ausgetauschten Versicherungen und der feierlichsten Schwüre stürzt

[1]) Schwerdtfeger, „Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität" Seite 46, 47 und 55.

dynastischer Ehrgeiz, eine Volksstimmung, der die Regierungen nicht zu widerstehen vermögen — wie der englische oder amerikanische Imperialismus — ein wirtschaftliches oder irgendein anderes Interesse, gelegentlich sogar ein einfaches Mißverständnis die Nationen in den Kampf" und an anderer Stelle: „Es ist ein Gebot der Klugheit, den Verträgen nur einen verhältnismäßig geringen Glauben beizumessen. Welches Vertrauen auch die Diplomatie oder die Regierungen ihnen entgegenbringen können oder müssen, welche Sicherheit sie aus empfangenen Versprechungen oder gegebenen Bürgschaften entnehmen mögen: verlieren wir nie aus dem Auge, daß es nicht die Diplomaten sind, die die Armeen leiten werden." (Schwerdtfeger, Seite 61.) Er charakterisiert damit zutreffend den Wert von Verträgen.

Als Chef des belgischen Generalstabes hat Ducarne am 20. Febr. 1909 dem Kriegsminister eine Denkschrift überreicht, deren wesentlichste, die englisch-deutschen Beziehungen betreffende Stellen Oberst Schwerdtfeger folgend zusammenfaßt (Seite 77 und 78):

„Ducarne führt aus, daß England in der Stille die politische Atmosphäre allmählich immer mehr mit allgemeiner Feindseligkeit gegen Deutschland erfüllt habe. England erkenne in Deutschland seinen Hauptgegner auf dem Weltmeere und im Welthandel. Um Deutschland zu ersticken, das mit Rücksicht auf seine stark wachsende Bevölkerung einer Expansion bedürfe, habe die englische Diplomatie die Einkreisung Deutschlands vorgenommen, und zwar durch einen Ring von festen Freundschaften, die geeignet wären, sich vorkommendenfalls in Allianzen oder wenigstens wohlwollende Neutralitäten zu verwandeln. Es sei England sogar gelungen, bis zu einem gewissen Grade die Unterstützung durch die Nationen, auf die Deutschland bisher bauen konnte, unsicher zu gestalten. Damit nicht zufrieden, habe es sich auch eine gute Armee zu schaffen gesucht; durch das Schreckgespenst einer deutschen Invasion in England habe man die Volksmeinung dafür günstig zu stimmen gewußt, obwohl Deutschland niemals an eine Landung in England werde denken können, solange es nicht die Meere beherrsche. Dazu aber könne es in absehbarer Zeit nicht gelangen.

„Die Feindschaft gegen Deutschland sei also der Hauptgrund für die offensichtlichen Bemühungen Englands um die Schaffung einer besseren und stärkeren Landarmee. Aber noch sei der Zeitpunkt nicht gekommen, wo das Inselreich seine etwaigen Angriffsabsichten gegen

Deutschland ins Werk setzen könne." Ducarne fügt dann wörtlich bei: „Jedenfalls kann die allgemeine politische Lage von einem Tag zum anderen so gespannt werden, daß England trotz der Unvollkommenheit der ihm zu Gebote stehenden Mittel in einen Krieg gegen Deutschland hineingezogen werden könnte." (Seite 181.)

„Bei der Untersuchung der verschiedenen Möglichkeiten, wie das vor sich gehen könne," sagt Oberst Schwerdtfeger weiter, „zeichnet Ducarne ein Bild der europäischen Lage, das durch die Ereignisse vor und bei Ausbruch des Krieges ganz auffallend bestätigt worden ist. Rechnet er doch sogar bereits mit dem sicheren Abfalle Italiens vom Dreibunde und vereinzelt findet sich Deutschland einer englisch-französisch-russischen Koalition gegenüber." (Seite 78.)

Wir sehen also, daß bis zum Jahre 1909 belgische Diplomaten und der belgische Chef des Generalstabes die gefährliche politische und militärische Lage Deutschlands klar erkannten.

Da stieg im Jahre 1908 in Konstantinopel ein Feuerzeichen auf: Der jungtürkische Umsturz. Die gierigen Augen aller Nachbarn richteten sich auf die in Revolution zuckende, schon seit langem „sterbende" Türkei. Sollten es die Todeszuckungen sein, oder sollte die Kranke sich zu neuem Leben erheben?

Die verhängnisvolle Haltung Österreich-Ungarns im Berliner Kongreß, sein freiwilliger Verzicht auf eine endgültige Angliederung der beanspruchten Länder trug jetzt erst seine Früchte. Sollte Österreich-Ungarn einer zu neuem Leben erwachenden konstitutionellen Türkei ihren rechtmäßigen Besitz ausfolgen? Sollte es die beiden wertvollen Länder, zu deren Besitznahme es eine Armee von 250 000 Mann hatte aufbieten müssen, die es in dreißigjähriger Arbeit mit großen Kosten zu bemerkenswertem Kulturzustand gebracht hatte, einfach herausgeben? Das war doch unmöglich, um so unmöglicher, als sich jetzt die Serben als Anwärter auf den Erwerb dieses „türkischen" Besitzes meldeten.

Da hieß es rasch handeln. Das tat denn einmal auch die österreichisch-ungarische Regierung. Sie annektierte die beiden Provinzen. Diese eigentlich selbstverständliche, nur um dreißig Jahre zu spät erfolgende gesetzliche Festlegung eines bestehenden Verhältnisses peitschte die Wut und den Haß der Serben gegen die Monarchie ins Maßlose auf. Serbien und Montenegro, der Unterstützung Rußlands sicher, antworteten mit Kriegsdrohungen und Kriegsrüstungen. Aber auch

die Türkei verweigerte ihre Zustimmung. Rußland hielt den Augenblick zur Durchführung seiner politischen Pläne günstig. Es stellte sich rückhaltlos auf Seite der serbischen Staaten. Die Lage war so bedrohlich, daß Österreich-Ungarn zu Kriegsvorbereitungen und Truppenansammlungen an der serbischen Grenze schreiten mußte.

In der Hoffnung, Österreich-Ungarn doch allein zu treffen, und gestützt von Frankreich und England, nahm Rußland eine so herausfordernde Haltung gegen Österreich-Ungarn ein, daß der Ausbruch des Krieges unvermeidlich zu sein schien.

Der günstige Anlaß zur Austragung des Entscheidungskampfes war da.

Die serbische Armee war auf einen Krieg schlecht vorbereitet. Weit unter dem ohnedies geringen Friedensstand gehalten, konnte die Armee nicht rechtzeitig und vollzählig ins Feld gestellt werden. Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung waren sehr mangelhaft. Es konnte nur auf das erste Aufgebot, also die Hälfte der Armee gerechnet werden, da das zweite Aufgebot nur auf dem Papier stand.

Rußland litt noch stark unter den Folgen seiner Niederlage in Asien. Die Bereitstellung seiner Kraft dauerte noch wesentlich länger als die der anderen militärischen Hauptmächte. Frankreich wäre daher lange Zeit dem überlegenen Angriff der gesamten deutschen Macht allein preisgegeben gewesen, bis Rußland wirksam werden konnte. Die Ostfront Frankreichs war wohl schon stark befestigt, doch hatte das ganze System noch seine Schwächen. Belgien stand dem deutschen Durchmarsch noch ziemlich wehrlos gegenüber. Die belgischen Festungen bedurften der Ausgestaltung. Das belgische Heer beruhte noch auf dem Freiwilligensystem. Der Bedarf der Festungen und der auf 80 000 Mann veranschlagten Feldarmee konnte dadurch nicht gedeckt werden.

Der deutsche Operationsplan, der auf dem Bestande dieser Verhältnisse aufgebaut war, hatte alle Aussicht, voll zu gelingen.

Rumänien und Italien waren allerdings schon damals unverläßliche Verbündete, aber die Einwirkung Englands hatte sie doch noch nicht so stark beeinflußt, daß mit ihrer Feindschaft zu rechnen war.

Die Lage konnte in Zukunft nur schlechter werden. Ein Ausweg war nicht vorhanden. Man mußte sich in Berlin zur Beherrschung der politischen Lage aufraffen und den von Rußland gewollten Krieg so herbeiführen, daß Serbien-Rußland zur Kriegserklärung an Österreich-Ungarn verleitet wurden.

Die Politik der Mittelmächte mußte somit den Willen zum Kriege aufbringen, die diplomatische Kunst hatte den offenen Bruch des Friedens den Gegnern zuzuschieben.

Da schlug Deutschland in Petersburg an sein Schwert. Es ließ dort durch seinen Botschafter, Grafen Pourtalès, erklären, daß ein Angriff Rußlands auf Österreich-Ungarn auf die gesamte deutsche Kriegsmacht stoßen werde. Das wäre der Entscheidungskampf gewesen. Dazu fühlte man sich in London, Paris und Petersburg doch noch nicht stark genug. Zähneknirschend gab Rußland nach. Serbien wurde zur Ruhe verhalten.

Der sogenannte faule Friede war erhalten; der diplomatische Sieg war aber die Quelle der späteren Niederlage Deutschlands.

Damals schon scheint von den Gegnern Deutschlands ein bestimmter Termin, das Jahr 1915 oder 1916, für den Angriff auf die Mittelmächte in Aussicht genommen worden zu sein. Zielbewußt wurden alle Maßnahmen getroffen, um Frankreich nicht allein dem Angriff der deutschen Heere auszusetzen.

Frankreich gab an Rußland neue Milliarden, um dessen Bahnnetz auszubauen, die Artillerie zu verstärken und neu zu bewaffnen, die Reserveformationen auszubauen, die Mobilisierung und den Aufmarsch zu beschleunigen.

Belgien führte 1909 die allgemeine Wehrpflicht ein, wodurch die Feldarmee auf 120 000 Mann und 60 000 Reserven gebracht werden sollte. Die Festungen wurden verstärkt.

Noch im Jahre 1909 zeitigte das vertragswidrige Verhalten Frankreichs in Marokko neue Reibungen mit Deutschland. Es kam zu deutsch-französischen Verhandlungen, die damit endeten, daß die eben verletzten Bestimmungen der Algecirasakte in einem neuen Vertrag bestätigt wurden.

Deutschland verließ sich auf den erneuerten Vertrag, Frankreich aber handelte in Marokko nach eigenem Willen. Sein Einfluß führte 1911 zu einem Aufstand in Marokko. Auf „Bitte des Sultans" sandte Frankreich Truppen nach Fez. Da Frankreich dabei keine Miene machte, die deutschen Rechte zu wahren, erschien plötzlich der deutsche Kreuzer „Panther" im Hafen von Agadir. Dieses scharfe Auftreten ließ vermuten, daß Deutschlands Geduld erschöpft sei, daß die deutsche Politik mit dem Kriege rechne. England stand natürlich,

wie erwartet werden mußte, an der Seite Frankreichs. Die Spannung war äußerst scharf, die Kriegsgefahr groß. Deutschland setzte sich aber wieder an den Verhandlungstisch und überließ trotz dem schneidigen Auftreten in Agadir — den Erfolg an Frankreich. Das im November abgeschlossene Abkommen brachte Frankreich das angestrebte Protektorat über Marokko. Deutschland verzichtete auf Landerwerb in Marokko, nachdem seine handelspolitischen und wirtschaftlichen Interessen nach Möglichkeit, d. h. auf dem Papier sichergestellt waren.

Dieser diplomatische Erfolg Frankreichs, der vermuten ließ, daß hinter dem rasselnden Auftreten Deutschlands nicht der Wille zum Krieg, sondern die Schwäche stand, munterte die Gegner Deutschlands zu weiterem Vorgehen an.

Vor allem suchten sie die unsicheren Verbündeten Deutschlands, Italien und Rumänien, mit allen Mitteln an sich zu ziehen.

Als daher Italien 1911 als Entschädigung für die Frankreich zugefallene Schutzherrschaft in Marokko von der Türkei Tripolis forderte, fand es bei England und Frankreich wohlwollende Unterstützung. Italien unternahm somit seinen Raubzug gegen die wehrlose, widerstrebende Türkei unter stillschweigender Duldung Europas.

Rußland versuchte inzwischen die Balkanstaaten zu einem Bund in seinen Diensten zu vereinigen. Beutegier sollte die Vereinigung herbeiführen, die Türkei sollte das erste Opfer, das Probeopfer, Österreich-Ungarn das eigentliche Ziel dieses Bundes sein.

Dieser Schachzug Rußlands gelang zunächst. Gemeinsame Raublust verband die sich sonst scharf bekämpfenden Balkanstaaten. Sie fielen im Herbst 1912 über die Türkei her. Nach siegreicher Beendigung des ersten Balkankrieges schwand aber die Hoffnung Rußlands auf seine Schöpfung. Nach gelungenem Raubzug fielen die Genossen, die sich über die Teilung der Beute nicht einigen konnten, übereinander her. Sprengung des Balkanbundes und verschärfter Haß waren die Folge des zweiten Balkankrieges. Österreich-Ungarn blieb durch diese Vorgänge natürlich nicht unberührt. Der Übermut der siegreichen Serben brachte 1913 sogar neue Kriegsgefahr herbei. Österreich-Ungarn sah sich zu starken Truppenansammlungen an der Grenze Serbiens veranlaßt. Aber auch diese Gelegenheit ging vorüber, weil Österreich-Ungarn den Krieg nicht wollte, die anderen aber doch noch nicht zum Hauptschlag bereit waren.

Frankreich hatte unterdessen 1912 seine Kriegsheere durch Aufstellung neuer Infanterieregimenter aus den überzähligen Reserven verstärkt. Schon im Jahre 1913 ging Frankreich noch wesentlich weiter, indem es die dreijährige Dienstzeit wieder einführte. Gleichzeitig wurde in Belgien durch Gesetz verfügt, daß jeder Wehrfähige seiner Dienstpflicht genügen mußte. Dadurch konnte die Armee auf 340 000 Mann gebracht werden.

Damit war wohl für jeden kundigen Blick die Wahrheit enthüllt. Das neutrale Belgien nützte damit seine Volkskraft viel ausgiebiger und rücksichtsloser aus als das unter dem Fluch des „Militarismus" seufzende Österreich-Ungarn, ja sogar als das angeblich waffenstarrende Deutschland; Frankreich nahm eine Rüstung auf sich, die es infolge ihrer Schwere nur für kurze Zeit, für einen bald eintretenden, in bestimmte Aussicht genommenen Kampf tragen konnte.

Aber all das, sowie auch die steten Rüstungen und Probemobilisierungen Rußlands änderten nichts an der Haltung der deutschen Politik. Rußland behielt nach jeder Probemobilisierung mehr Männer unter den Waffen zurück, so daß die einzige militärische Hoffnung Deutschlands, daß es ihm gelingen werde, Frankreich vor dem entscheidenden Eingreifen Rußlands niederzuwerfen, immer mehr und mehr schwinden mußte.

Die unausgesetzten Spannungen und Reizungen, die ständig in der Luft schwebende Kriegsgefahr blieben ohne Einfluß auf die unbedingte Friedenspolitik der Mittelmächte.

Zusammenkünfte der Herrscher mit Versicherungen friedfertigster Gesinnung, Besprechungen von Diplomaten mit papierenen Vereinbarungen täuschten die Diplomaten der Mittelmächte über die bis zur Entladung gestiegene Spannung hinweg. Der Staatsmann aber, dessen Blick für die Wirklichkeit die Lage der Dinge erkannt, dessen Charaktergröße den bewußten Willen zur Tat aufgebracht hätte, dessen Wille somit die Lage beherrscht hätte, der Bismarck, fehlte dem deutschen Volke.

Rußland hatte eben wieder eine seiner den Frieden fördernden großen Probemobilisierungen im Frühjahr 1914 beendet, als im Juni das Ereignis eintrat, das bestimmt war, den von Deutschland mit größter Selbstverleugnung so oft schon gekleisterten brüchigen Frieden zu zertrümmern: Der Doppelmord in Serajevo.

Starres Entsetzen ging durch ganz Europa. Alles deutete auf

Serbien, da man wußte, daß dort der Mord ein Mittel der Politik war, daß auch auf dem serbischen Throne ein Mann saß, der diesen Platz nur dem Königsmord verdankte, dem er nicht fernstand. Jeder, bei dem Herz und Verstand im Einklang standen, jeder, der sittliches Gefühl sein eigen nannte, erwartete den Blitzstrahl, der das verruchte Serbien treffen mußte: Jedermann hätte es gerechtfertigt gefunden, wenn Österreich-Ungarn sofort nach der Tat in schärfster Form gegen Serbien aufgetreten wäre. Doch alles blieb ruhig. Kaum, daß man fernes Donnerrollen hörte.

Man suchte erst die Anstifter des Mordes, man wollte die Schuld Serbiens juristisch klarstellen, obwohl man sicher sein konnte, daß die Mitschuld des offiziellen Serbiens nicht nachweisbar sein werde, und obwohl man gerade in Österreich-Ungarn wissen mußte, wie nutzlos solche politische Untersuchungen sein mußten. Alle Wahrhaften wußten und sagten, daß Serbien die moralische Schuld am Mord trage, alle Heuchler aber, die nicht überzeugt sein wollten, konnten durch keinen noch so lückenlosen Indizienbeweis zur Anerkennung der Wahrheit gebracht werden. Da die Mitschuld des offiziellen Serbiens nicht nachweisbar war, mußte die moralische Position Österreich-Ungarns nach der Untersuchung schwächer sein als vorher.

Dazu kam der Zeitverlust.

Die im September 1919 veröffentlichten Nachträge zum österreichisch-ungarischen Rotbuch zeigen die ganze Schwerfälligkeit des komplizierten österreichisch-ungarischen politischen Apparates. Am 28. Juni war das Thronfolgerpaar ermordet worden, am 7. Juli fand der erste Ministerrat statt mit dem Gegenstand: „Bosnische Angelegenheiten. Die diplomatische Aktion gegen Serbien.“ Es wurde in diesem Ministerrat viel vom Kriege mit Serbien gesprochen, es wurden auch die möglichen Folgen eines solchen Krieges, das Eingreifen Rußlands, ein europäischer Krieg erwogen und besprochen. Man kam endlich zu dem Beschluß, gegen Serbien eine „diplomatische Aktion“ einzuleiten, an Serbien eine scharfe, befristete Note zu richten.

Erst am 19. Juli fand der zweite Ministerrat statt, mit dem Gegenstand: „Die bevorstehende diplomatische Aktion gegen Serbien.“ Der Entwurf der an Serbien zu richtenden, scharf gehaltenen Note wurde genehmigt und beschlossen, die Note am Donnerstag, den 23. Juli, 5 Uhr nachmittags in Belgrad zu überreichen, so daß die festgesetzte 48stündige Frist zur Beantwortung am Samstag, den 25. Juli, 5 Uhr

nachmittags ablaufe und eine etwa nötige Mobilisierungsverordnung in der Nacht von Samstag auf Sonntag hinausgegeben werden könne.

Alle Maßnahmen zielten darauf ab, mit Serbien endgültig abzurechnen. Der Wille hiezu war recht unklar. Man wollte wohl den Krieg mit Serbien, aber erst nach dem Abspielen aller diplomatischen Register. Man mußte also doch hoffen, daß schon diese diplomatischen Mittel zum Erfolg führen könnten, oder wenn nicht, daß sie dann Serbien mit der Schuld am Kriegsbeginn belasten würden. Man hoffte, dies tun zu können, ohne ein Eingreifen Rußlands und der Westmächte fürchten zu müssen. Kurz, man hoffte und hoffte auf mancherlei, worauf ein Politiker, der das Wesen von Politik-Krieg kannte, nicht hoffen durfte, weil er wissen mußte, daß die Verhinderung des Überganges von der Politik zum Krieg nicht in seiner Macht lag.

In dem Ministerrat vom 7. Juli 1914 (Nachtrag zum österreichisch-ungarischen Rotbuch) sagte der Minister des Äußeren: „Er sei sich klar darüber, daß ein Waffengang mit Serbien den Krieg mit Rußland zur Folge haben *könne*. Rußland treibe *aber* gegenwärtig eine Politik, die, *auf lange Sicht berechnet*, den Zusammenschluß der Balkanstaaten, inbegriffen Rumänien, zum Zwecke hat, um dieselben sodann im geeignet scheinenden Moment gegen die Monarchie ausspielen zu können." Er fügte dann bei, daß unsere Lage demgegenüber immer schlechter werden müsse, man daher den Gegnern zuvorkommen und „*durch eine rechtzeitige Abrechnung mit Serbien den bereits in vollem Gange befindlichen Entwicklungsprozeß aufhalten müsse, was später zu tun nicht mehr möglich sein würde.*"

Dieser Gedankengang, der wohl an und für sich richtig war, aber nicht mehr der tatsächlichen Lage entsprach, zeigt deutlich, daß der Minister hoffte, es mit Serbien allein zu tun zu haben. Das gleiche wird erwiesen durch die Haltung des Kaisers Franz Josef, der bis zum letzten Augenblick auf ein Nachgeben Serbiens, das vereinzelt bleiben werde, hoffte und vor allem durch die Art des Kriegsbeginnes seitens Österreich-Ungarns.

Damit verstieß die österreichisch-ungarische Politik gegen eines der früher erörterten Grundgesetze für die Führung der Politik, bei jeder politischen Verwicklung mit den äußersten Folgen zu rechnen und sein Verhalten nach diesen einzurichten. Denselben schweren Fehler beging auch die deutsche Politik. Auch sie rechnete damit, daß die An-

gelegenheit auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben werde. Nur so läßt sich die Sorglosigkeit erklären, mit der Deutschland die Regelung ganz Österreich-Ungarn überließ, nur so läßt sich die wachsende Nervosität der deutschen Politiker verstehen, als das lange Hinausziehen des österreichisch-ungarischen Auftretens — ein schwerer Verstoß gegen ein zweites Grundgesetz in der Führung der Kampfhandlung Politik-Krieg — die Gefahr fremder Einmischung immer größer werden ließ.

Tatsächlich erfolgte die Übergabe der Note in Belgrad am 23. Juli um 6 Uhr abends. Die langwierig und umständlich vorbereitete diplomatische Handlung hatte drei schwere Nachteile an sich. Es fehlte ihr die Unmittelbarkeit einer in der ersten Aufregung geschehenen, aber begreiflichen und daher auf volles Verständnis aller gerecht Denkenden treffenden Handlung. Sie war vielmehr nach außen eine kalt erwogene und reiflich überdachte Herbeiführung eines Krieges mit Serbien. Niemand verstand es, daß man sich dazu solange Zeit gelassen hatte, um so weniger, als die Untersuchung die Schuld der serbischen Regierung nicht erweisen konnte, und warum Österreich-Ungarn die Antwort Serbiens als ungenügend bezeichnete, es aber ablehnte, eine befriedigende Lösung durch Fortsetzung der diplomatischen Verhandlung zu erreichen. Dieser ungeschickte Vorgang hat Österreich-Ungarn mit dem Schein des Friedensstörers belastet, welche Rolle eigentlich Serbien zukam.

Die lange Frist zwischen Mord und Ultimatum ließ den unmittelbaren Zusammenhang vermissen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß nicht die Mordtat an sich die Ursache eines Krieges — als Sühne — sein konnte; sie war nur der Tropfen, der das Maß übervoll machte, der zeigte, daß ein Nebeneinanderleben mit Serbien ausgeschlossen war.

Die Wiener Vorgänge konnten nicht geheim bleiben, sie mußten in Belgrad und in Petersburg, in Rom und anderswo frühzeitig bekannt werden. Sie wurden auch bekannt, so daß sich alle Gegner und mißgünstige „Freunde" ihr Verhalten je nach Belieben zurechtlegen, ja sogar vereinbaren konnten. Serbien stand in ununterbrochenem Verkehr mit Petersburg, erhielt von dort seine Befehle und Weisungen.

So konnte Rußland, das mit dem Kriege rechnete, ihn wollte, sich in dieser langen Zeit militärisch vorbereiten. Es hat diese Zeit gründlichst benützt. Es konnte deshalb weit früher auf dem Kampfplatz er-

scheinen, als alle Berechnungen des deutschen und des österreichisch-ungarischen Generalstabes ermittelt hatten. Damit wurde das Gelingen des deutschen Operationsplanes, der Erfolg des Krieges in Frage gestellt. Alle Vorteile eines raschen, plötzlichen Kriegsbeginnes gingen den Mittelmächten verloren.

Es war daher kein Wunder, daß man in Berlin über das lange Hinausziehen der Wiener Entschlüsse nervös geworden ist.

Endlich mußte diese systematische, gerichtsordnungsmäßige Herbeiführung eines Krieges der Großmacht Österreich-Ungarn mit dem kleinen Serbien, dessen Schuld am Mord nicht nachgewiesen werden konnte, das also unschuldsvoll dastand, die Mittelmächte als Urheber des Krieges schwerer belasten, als ein rasches, energisches Losgehen gegen Serbien unmittelbar nach dem Mord. Die im Überfall rasch erfolgte Besetzung Belgrads — die allerdings militärischerseits hätte gründlichst vorbereitet sein müssen — mit gleichzeitiger Forderung nach gründlicher Änderung des serbischen Verhaltens gegen die Monarchie, hätte die darauf nicht gefaßten Feinde verblüfft, der Monarchie die Sympathie aller moralisch fühlenden Völker eingetragen und hätte mit den Archiven der serbischen Regierung und der russischen Gesandtschaft Material geliefert, die Berechtigung des Auftretens Österreich-Ungarns nachträglich nachzuweisen. Jedenfalls wären aber die Folgen nicht schwerer gewesen, als die des tatsächlich beobachteten Vorganges.

Die Antwort des von Rußland gestützten Serbien war bekanntlich nicht befriedigend. Der österreichisch-ungarische Gesandte verließ Belgrad.

Man sollte meinen, daß nun in der gut vorbereiteten Kampfhandlung Politik-Krieg im Augenblicke des Abganges des Gesandten österreichisch-ungarische Truppen in Belgrad einrücken mußten. Weit gefehlt! Es geschah vorläufig nichts. Es folgten erst der Mobilisierungsbefehl für acht Korps mit dem 28. Juli als erstem Mobilisierungstag und noch weitere diplomatischen Verhandlungen zweifelhaften Wertes.

Da Serbien bereits seit dem 24. Juli mobilisierte, Rußland den Krieg wollte, gab es kein Zurück mehr. Alle Versuche, jetzt noch den Krieg zu verhindern oder ihn doch wenigstens örtlich zu beschränken, dem Weltkrieg vorzubeugen, waren vergebens.

Am 28. Juli erfolgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien.

Der Krieg, den die Mittelmächte so lange und so oft mit größter Selbstverleugnung verhindert hatten, war nun doch da. Er kam wohl auch für die Feinde Deutschlands unerwartet und vorzeitig. Sie wichen dem Kampf aber nicht mehr aus, wie im Jahre 1909, weil sie sich genug vorbereitet glaubten, ihn aufnehmen zu können.

Die militärische Lage war für die Mittelmächte gegenüber dem Jahre 1909 tatsächlich wesentlich schlechter geworden.

Serbien, der Veranlasser des Zusammenstoßes, hatte seine Armee mit Hilfe seiner Verbündeten in ungeahnter Weise ausgestaltet. Die seit der Annexionskrise eingeleitete materielle Vorbereitung eines Krieges hatte Serbien in Stand gesetzt, im Balkankrieg seine ganze Armee von elf starken, vorzüglich bewaffneten Infanteriedivisionen binnen zehn Tagen zu mobilisieren und ins Feld zu stellen. In beiden Balkankriegen, die Serbien nicht sehr hohe Verluste auferlegten, hatte sich die junge Armee bewährt und reiche Kriegserfahrungen gewonnen. Das Vertrauen des Volkes in seine Kraft war wesentlich gestiegen, die Begeisterung für einen Kampf gegen Österreich-Ungarn aufs Höchste gesteigert.

Rußland hatte nach seiner schweren diplomatischen Niederlage vom Jahre 1909, von Frankreich mit großen Geldmitteln versehen, sein Heer wesentlich ausgestaltet, die Bewaffnung, besonders der Artillerie, verbessert, die Mobilisierung und den Aufmarsch beschleunigt. Zahlreiche Probemobilisierungen, oft gewaltigen Umfanges, galten der Übung, gaben aber auch Gelegenheit, den Friedensstand jedesmal bedeutend zu erhöhen und die Verbände nach dem Westen zusammenzuschieben. Die Folgen des russisch-japanischen Krieges waren ganz beseitigt. Die Ostfront Frankreichs war jetzt lückenlos auf das stärkste befestigt. Ein Durchbruch der auf diese Festungslinie gestützten französischen Armeefront mußte, wenn er überhaupt gelingen konnte, langwierig sein. Belgien hatte seine Festungen weiter ausgestaltet, seine Armee seit 1909 auf die allgemeine Wehrpflicht gestellt. Wenn die Durchführung der Armeeverstärkung wohl erst 1918 vollendet sein konnte, so war doch Belgien gegen einen Durchmarsch deutscher Kräfte wesentlich besser gerüstet als im Jahre 1909. Jedenfalls war es für die Abwehr dieses Durchmarsches gründlichst vorbereitet. Der deutsche Plan, Frankreich auf dem Wege über Belgien niederzuwerfen, bevor Rußland mit ganzer Macht eingreifen konnte, fand schon recht un-

günstige Verhältnisse. Auch England hatte seine Armee, die außer Landes verwendbar sein sollte, seit jener Zeit bedeutend ausgestaltet.

Die Feinde Deutschlands konnten jetzt auf Grund geheimer Abmachungen mit dem Ausspringen Italiens aus dem Dreibunde mit Sicherheit rechnen. Daß Rumanien untätig an der Seite seiner Verbündeten stehen werde, war sogar in Wien und Berlin bekannt, da König Karol dort keinen Zweifel über seine Ohnmacht gegen die Volksstimme zu handeln, gelassen hatte.

Dazu kam noch, daß die ungeschickte diplomatische Einleitung des Krieges das Brandmal des Friedensbrechers den Mittelmächten zuschob, obwohl diese erwiesenermaßen den Krieg nicht wollten, wogegen alle ihre Feinde Ziele anstrebten, die nur durch den Krieg zu erreichen waren. Die schwerwiegenden moralischen Folgen dieser politischen Regiefehler sind allbekannt.

So hatte die Politik der Mittelmächte, welche weder der auf den Krieg zutreibenden Entwicklung der politischen Lage noch den aus dieser stammenden Rücksichten auf eine kommende Kriegführung Rechnung trug, es verschuldet, daß der Krieg wider Willen erst zu einer Zeit losbrach, in der die Verhältnisse für die Kriegführung sehr ungünstig geworden waren.

Zu spät hatte der Minister des Äußeren Österreich-Ungarns erkannt, daß man „seinen Gegnern zuvorkommen und den in vollem Gange befindlichen Entwicklungsprozeß aufhalten müsse". Der zu spät unternommene Versuch des Aufhaltens erzielte das Gegenteil: Er brachte den bereits zu weit vorgeschrittenen Entwicklungsprozeß zum völligen Abschluß, zum Weltkrieg.

Die nachfolgenden Ereignisse überstürzten sich. Rußland setzte seine an den westlichen Grenzen stehenden Korps auf Kriegsfuß; am 31. Juli erging der allgemeine Mobilisierungsbefehl, obwohl Rußland nach außen noch Friedensbereitschaft heuchelte. Auch in Österreich-Ungarn wurde der Befehl zur allgemeinen Mobilisierung am 31. Juli erlassen. Damit war der Krieg mit Rußland unvermeidlich geworden. Deutschland forderte am 1. August von Rußland die Einstellung der Kriegsvorbereitungen, durch die es sich bedroht fühlte. Als die Antwort ausblieb, erklärte Deutschland am 2. August an Rußland den Krieg. Auf die Nachricht von der französischen Mobilmachung und der schon am 2. August erfolgten Verletzung der deutschen Grenze durch französische Truppen erklärte Deutschland am 3. August auch an

Frankreich den Krieg. Gleichzeitig forderte Deutschland von Belgien die Freigabe des Durchmarsches für seine Truppen, die in der Nacht zum 4. August die belgische Grenze überschritten. Daraufhin erklärte Belgien unter Preisgabe seiner Neutralität an Deutschland den Krieg.

England, das jetzt den gegen Deutschland gebildeten Verband wirksam geworden sah, das schon wußte, daß Italien und Rumänien sich ihrer Bündnispflicht entzogen hatten, sah seinen Weizen blühen. Es ließ zwar zum Schein, um seine Position als uneigennütziger Schirmer des Friedens zu wahren, noch alle diplomatischen Mittel spielen, aber nicht um seine Verbündeten zum Einlenken zu bewegen, sondern um Österreich-Ungarn und damit Deutschland zum Nachgeben zu veranlassen. Alle seine Vorschläge waren an Bedingungen geknüpft, die entweder Ablehnung erwarten ließen, oder im Falle der Annahme einen neuen diplomatischen Erfolg über seinen Gegner, eine neue Schwächung der Widerstandskraft der Mittelmächte bedeutet hätten. Sie wurden daher auch, wie nicht anders erwartet worden war, abgelehnt. Als die Ereignisse den erwarteten Verlauf nahmen, und Deutschland die belgische Neutralität verletzte, erklärte England mit frommem Augenaufschlag nur wegen der Verletzung der belgischen Neutralität an Deutschland den Krieg.

Merkwürdigerweise ließ sich Österreich-Ungarn mit der Kriegserklärung an Rußland Zeit. Sie erfolgte erst am 6. August. Man wollte anscheinend den Russen den Vortritt lassen. Erst als diese keine Miene machten, den Kriegszustand zu erklären, mußte Österreich-Ungarn damit herausrücken.

Die übrigen Kriegserklärungen folgten nun rasch aufeinander. Selbst Japan, durch Vertrag an England gebunden, schloß sich den Feinden Deutschlands an, um im Osten Asiens billigen Gewinn einzuheimsen.

Der von der Menschheit so lange gefürchtete Weltkrieg war da. Von allen Seiten stürmten die Feinde auf die von ihren Verbündeten treulos verlassenen Mittelmächte ein.

Die militärische Lage der Mittelmächte war sehr ungünstig und schwierig geworden, dank der Politik, die in vollkommener Verkennung der gegen die Mittelmächte angesetzten treibenden politischen Ideen es versäumt hatte, sich rechtzeitig auf den unvermeidlich gewordenen Krieg einzustellen und ihn zu einer Zeit herbeizuführen, in der die militärischen Verhältnisse günstig lagen.

Nur eine geniale Fortführung der Kampfhandlung in Heerführung und in Politik konnte die von der fehlerhaften zum Kriege führenden Politik aufgetürmten Schwierigkeiten und Nachteile wettmachen. Dazu wäre, da der große Staatsmann gefehlt hat, ein genialer großer Feldherr an der Spitze des Heeres nötig gewesen, der auch die Fähigkeit besaß, die Politik von ihren falschen Bahnen fortzureißen. Er fehlte dem deutschen Volke, er mußte fehlen, denn sonst wäre es seinem Einfluß schon vor dem Kriege gelungen, die deutsche Politik rechtzeitig auf den richtigen Weg zu bringen.

So mußte der geniale Operationsplan des Grafen Schlieffen, zu dessen glücklicher Durchführung das vorzügliche deutsche Heer das geeignete Instrument war, mißlingen, weil die Führung der Kampfhandlung es zuerst — in der Politik — zuließ, daß die Grundlagen dieses Operationsplanes nach und nach beseitigt wurden und dann — in der Heerführung — den dadurch gehäuften Schwierigkeiten nicht gewachsen war.

Da die Zusammenhänge von Politik und Heerführung in Österreich-Ungarn noch trostloser waren, führte auch dort der Kriegsbeginn nicht zum Erfolg.

Die militärische Überlegenheit der Mittelmächte war aber eine so bedeutende, daß eine glückliche Beendigung des Krieges trotz dem ersten Mißerfolg möglich gewesen wäre, wenn die weitere Führung der Kampfhandlung der Bedeutung des Kampfes entsprochen hätte. So aber häuften sich politische und militärische Fehler in einem Maße, daß endlich und schließlich die materielle Überlegenheit der Feinde, die Überlegenheit an Menschenzahl und an Kampfmitteln, ausschlaggebend wurde.

Die Mittelmächte konnten diesen Riesenkampf, auf sich selbst gestellt, gegen die ganze andere Welt durch vier Jahre siegreich führen — Beweis genug, daß Volk und Heer trotz aller ihrer Fehler die geeigneten Werkzeuge für den Sieg gewesen sind, daß es daher nur an der Führung der Kampfhandlung gelegen sein konnte, an der Führung der Politik und an der Heerführung, wenn statt dem Enderfolg die Niederlage eintrat.

Diese Darlegung der politischen Entwicklung des Weltkrieges läßt die Einheit der Kampfhandlung Politik—Krieg erkennen.

Solange es selbständige Staaten gibt, wird es Politik geben, die jederzeit in den Krieg übergehen kann. Jede Politik führt zum

Kriege, muß zum Kriege führen, wie immer sie betrieben wird, ob positiv, d. h. mit einem bestimmten positiven Ziel, das man auf Kosten Anderer erreichen will, oder ob negativ, d. h. ohne bestimmtes positives Ziel, bloß erhaltend, abwehrend. Gerade die letztere Politik, die sogenannte Friedenspolitik, führt, so widersinnig das klingt, unbedingt zum Kriege. Das schönste Beispiel bietet Österreich-Ungarn dar. Österreich-Ungarn wollte gar nichts, es wollte nur Ruhe haben, weiterdösen. Gerade diese friedfertige Haltung, die als Zeichen innerer Schwäche gedeutet wurde, eiferte aber die lüsternen Nachbarn an, sich aus dem Körper des Friedfertigen die gierig erstrebten Stücke herauszureißen. Sie konnten die Zeit dazu kaum erwarten. An der Seite Österreich-Ungarns stand Deutschland mit seiner vollkommenen Friedenspolitik. Es wollte auch Ruhe haben, Ruhe um zu arbeiten, um in friedfertiger Arbeit den Gipfel der Macht zu ersteigen. Grund genug für den schon Obenstehenden, es rechtzeitig von der Leiter hinabzustoßen. Aber auch die Gegner wollten 1914 den Krieg noch nicht. Sie wollten ihn erst nach vollständiger Vorbereitung 1916 herbeiführen. Die Politik ging also gegen den Willen aller Diplomaten Europas in den Krieg über, als Zwang der Verhältnisse, die dem Kampf jederzeit die schärfste Form, die Form des Krieges aufzwingen können.

Darum haben alle Unrecht, die der Einkreisungspolitik König Eduards kriegerische Absichten absprechen und sagen, König Eduard dachte nicht an einen Krieg. Diese Politik war an sich schon ein so scharfer Kampf, daß sie, bei vollem Gelingen, d. h. bei Sprengung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, unbedingt sofort den Krieg zur Folge haben mußte, so wie sie endlich doch auch zum Weltkrieg führte.

Gerade Österreich-Ungarn, das durch den Krieg gar nichts erreichen wollte, mußte den Anstoß zum Kriege geben. Aus den Protokollen über die Wiener Ministerratssitzungen ist zu ersehen, daß man noch immer hoffte, mit einer diplomatischen Handlung auszukommen, schlimmstenfalls den Krieg als eine Strafexpedition gegen des unbotmäßige Serbien führen zu können. So entglitt diesen, das Wesen der Politik und des Krieges verkennenden Diplomaten die Führung der Politik, und diese stürmte anscheinend gegen den Willen Aller in den Weltkrieg.

Die Politik ist eben Krieg und der Krieg ist Politik; sie sind

wesenseins, untrennbar. Die Politik ist daher nach den einfachen, klar erkennbaren Grundgesetzen des Krieges zu führen, unter steter Bedachtnahme auf die ihr folgende Kriegführung.

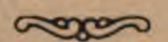
Nur ein Mann, der dieses Wesen der Politik erkennt, der ihre Einheit mit dem Kriege fühlt und den fast gesetzmäßigen Übergang dazu erfaßt, nur dieser Mann kann zum Wohle seines Volkes das Spiel Politik—Krieg meistern, nur er kann ein großer Staatsmann sein.

Das Fehlen dieses Staatsmannes auf Seite der Mittelmächte ist eine der Ursachen, die Grundursache ihrer Niederlage; das Fehlen dieses Staatsmannes auf Seite der Entente ist die Ursache, daß ihr Krieg vorzeitig ausbrach und für sie zu einem Pyrrhussiege führte.

Diese Darstellung der politischen Entwicklung wird voraussichtlich viel Widerspruch finden. Gibt es doch, selbst in Deutschland, zahlreiche gebildete, belesene, in der Politik tätige Leute, also auch Leute vom Fach, die, gestützt auf Noten und Mitteilungen des englischen Ministers des Äußeren Grey, der Ansicht sind und sie mit Leidenschaft vertreten, daß Englands Politik wahrhaft friedlich war, und daß nur die Böswilligkeit der Mittelmächte den Krieg verschuldete. Man zieht Gespräche des Ministers Grey mit dem deutschen und mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter als Beweis heran, obwohl es eine alte, allgemein bekannte Tatsache ist, daß in der Diplomatie Worte dazu dienen, um Gedanken zu verbergen und zu verschleiern. Es gehört eine grenzenlose Einfältigkeit und der Mangel jedes Wirklichkeitssinnes dazu, auf Worte von Diplomaten, ob sie nun in Noten enthalten sind oder angeblichen Gesprächen entstammen, Beweise über ihre Politik, ihre Absichten aufbauen zu wollen.

Darum müssen auch alle Untersuchungen politischer Natur, also Untersuchungen über Kämpfe, in welchen das Wort das äußerlich erkennbare Kampfmittel darstellt, immer den Eindruck einer Posse machen.

Die einzige wahre Grundlage der Beurteilung des politischen Verhaltens eines Staates, einer Partei oder irgendeiner Körperschaft bleiben die Ziele, die sich in den Belangen des Staates, der Partei oder der Körperschaft erkennen lassen.



Die inneren Verhältnisse.

Eine kraftvolle Politik kann nur von einem kraftvollen Staat geführt werden. Die Kraft und die Gesundheit eines Staatswesens beruht auf seinen inneren Verhältnissen. Nur ein Staat, der im Innern geordnete, festgefügte Verhältnisse besitzt, kann kraftvoll geführt werden, kann nach Außen eine kraftvolle Politik verfolgen.

Das Deutsche Reich war eines der bestgeordneten, diszipliniertesten und sozial fortgeschrittensten Staatswesen der Welt. Nur auf diesem Boden konnte der ungeheure Aufschwung des Reiches erfolgen.

Manches mochte gegenüber den Einrichtungen anderer Staaten als rückständig gelten. Man muß aber bedenken, daß sich Eines nicht für Alle schickt, daß das deutsche Volk seiner besonderen Eigenart angepaßte Einrichtungen und Gesetze brauchte. Jedenfalls muß man festhalten, daß das Deutsche Reich ein kraftvolles, kerngesundes und aufstrebendes Staatswesen war.

Es krankte nur an Einem, an den Erbfehlern des deutschen Volkes.

Der größte Fehler des deutschen Volkes ist der Mangel an Volksempfinden, an nationalem Sinne. Dieser Fehler bestimmt den Bürger, sich nur als Bayer, als Badener, Rheinländer, Hannoveraner zu fühlen, und bringt es mit sich, daß es nicht sein höchster Stolz, sein Hochgefühl ist, zu sagen: „Ich bin ein Deutscher."

Dieser Hang zur Einzelstaaterei, das zähe Festhalten an Sonderrechten und Sonderheiten ist leider geschichtlich begründet. Schon die bei der Geburt des Deutschen Reiches entstandene Vorstellung des römisch-deutschen Kaiserreiches war in ihrem Wesen eine internationale Idee, die in der Schwäche des nationalen deutschen Volksempfindens wurzelte. Das Verhängnis wollte es, daß der Begriff des römischen Kaiserreiches deutscher Nation den Blick auch der größten deutschen Herrscher so gefesselt hielt, daß sie nicht erkannten, der Weg zu diesem Ziele führe nur über die Einheit des deutschen Volkes. Es fehlten diesem Volke daher die Herrscher, die rechtzeitig, alle Stammesfürsten beseitigend, die Einheit des Volkes und des Reiches schufen.

Die Zersplitterung des deutschen Volkes in hunderte selbständiger

Gebilde aller Art war die Schwäche des Volkes, die Stärke seiner Feinde. Die Zersplitterung ließ auch in den folgenden Jahrhunderten das Volksempfinden, das Gefühl, ein einig deutsches Volk zu sein, nicht aufkommen. Sie führte zu den Kämpfen Deutscher gegen Deutsche, sie brachte die Schmach, Deutsche an der Seite des Franzosenkaisers gegen Deutsche kämpfen zu sehen. Erst das Jahr 1870 brachte die teilweise Einigung. Aber die seither vergangene Zeit war zu kurz, um die Folgen eines Jahrtausends zu beheben. Der Sondersinn blühte weiter, er führte zu Sonderrechten, zu Sonderbestrebungen. Die Feinde des deutschen Volkes jubelten auf, wenn diese Gegensätze im deutschen Volke sich ihnen klar zeigten, wie in der bekannten Rede des Prinzen Ludwig von Bayern am russischen Hof.

Der Mangel an Volksempfinden wird verstärkt durch die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Die deutschen Herrscher hatten nicht nur die Einigung des deutschen Volkes unterlassen, sie hatten es auch versäumt, dem deutschen Volke eine einheitliche und womöglich nationale Religion zu geben. Wenn auch die Zeit der Religionskriege vorüber ist, der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten ist ein tiefer. Die Religion nimmt auf die Entwicklung eines Volkes starken Einfluß. Je nüchterner der Religionskult ist, je mehr er auf Verstand und Gemüt wirkt, desto mehr ertüchtigt er das Volk.

Nun ist der Tüchtige besonders dann nicht beliebt, wenn er seine Überlegenheit fühlen läßt. Das tat der protestantische Norden im reichsten Maße. Das alles hat die Gegensätze zwischen den deutschen Stämmen so vertieft, daß die Abneigung oft die Formen des Hasses angenommen hat. Die kurze Spanne Zeit von vierzig Jahren einer unvollkommenen Einigung konnte diese Erscheinungen nicht beseitigen.

Der Mangel an Volksempfinden, an Gefühl der nationalen Einheit, macht den Deutschen für den Begriff des Weltbürgertums, der Internationale, empfänglich. Er ist den Einflüssen internationaler Vereinigungen am stärksten von allen Völkern unterworfen, sie sind imstande, ihm den letzten Rest seines Deutschtums zu nehmen.

Die internationalen Verbände der römisch-katholischen Kirche und der Sozialdemokratie lassen diese Wirkung erkennen.

Der französische, ungarische oder slawische katholische Priester ist zuerst Franzose, Ungar, Tscheche, Slowene, Pole und dann erst römisch-katholischer Priester. Er arbeitet daher immer und überall zuerst in nationalem Sinne, er stellt die Macht des Priesters in den

Dienst seines Volkes. Der deutsche katholische Priester denkt aber vor allem an Rom und dann vielleicht auch an das deutsche Volk. Daher sind deutsch fühlende und wirkende römisch-katholische Priester so selten zu finden, daher fehlt die Einwirkung der deutschen katholischen Priester auf ihre Pfarrkinder im deutschen, nationalen Sinne, ihre Erziehung zum unbedingten Deutschtum. Als guter Katholik und treuer Sohn des deutschen Volkes empfinde ich diese Sachlage schmerzlich als die größte Schwäche des deutschen Volkes, deren Behebung alle gutgesinnten Deutschen ihre Kraft weihen sollten.

Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Sozialdemokratie. Nur der deutsche Sozialdemokrat ist unbedingter Internationalist, nur er allein hat sein Deutschtum diesem Trugbild geopfert. Der französische, englische, tschechische Sozialist und jeder andere, ist zuerst ein Glied seines Volkes, bringt nur ihm alle Opfer und nützt die Internationale, von der er nur gerne spricht, zu seinem Vorteil und zum Vorteil seines Volkes aus. Nie wird ein französischer oder tschechischer Sozialist sein Volk der Internationale opfern, nie wird er es seinen Feinden ausliefern, es in den Abgrund stoßen, um der Internationale zu nützen. Der deutsche Sozialdemokrat aber hat es getan und tut es noch, obwohl die Haltung der Anderen ihn hätte eines Besseren belehren können. Nur so ist die Schmach verständlich, daß Deutsche ihr eigenes Volk besudeln, ihm und seinen früheren Leitern die Schuld am Kriege vor aller Welt zuschieben und das beschimpfen, was kurz vorher jedem guten Deutschen heilig war. Diese Schmach hat dem deutschen Volk neben dem Haß, den es als tüchtigstes Volk schon reichlich besessen hat, noch den Versuch seiner Feinde eingetragen, ihm die Verachtung der Welt zuzuschieben.

Der Mangel an deutschem Volksempfinden ist Schuld daran, daß Millionen Deutscher unmittelbar an den Grenzen des Deutschen Reiches angesiedelt und doch von ihm getrennt sind. Die mächtige nationale Anschlußbewegung, die andere Nationen zu den höchsten Anstrengungen angespornt hat, die kein Hindernis, keinen Widerstand anerkannte, der kein Opfer zu groß war, ist dem deutschen Volke bis jetzt fremd geblieben.

Der Mangel an deutschem Volksempfinden ist Ursache, daß der Deutsche überall, wo er sich in der Fremde ansiedelt, die Zusammengehörigkeit mit seinem Volke verliert. Er bewahrt wohl deutsche Art durch Jahrhunderte auch inmitten fremder Völker — Beweis dafür,

daß es bei guter Volkserziehung anders sein könnte — aber er wird der beste Ungar, Russe, Amerikaner. Er bleibt also wohl deutsch, aber er bleibt nicht Deutscher.

Dieser Hauptfehler des deutschen Volkes ist seine größte Schwäche nach außen und nach innen. Im inneren des Volkes bringt er die Zersplitterung in zahlreiche Parteien und Parteichen. Das einigende Deutschtum fehlt, daher wirkt das Trennende von Religion, politischer Ansicht, Strebertum um so kräftiger. Selbst die größte Gefahr und Not des deutschen Volkes konnte die Parteien nicht dauernd einigen in dem Wahrzeichen „deutsch“. So fanden sich Männer, die das deutsche Volk — vielleicht in gutem Glauben — auf Wege führten, die zum Abgrund leiteten.

Hier fand die Propaganda der Feinde ihre Angriffspunkte zur Zersetzung der inneren Einheit Deutschlands, hier setzten die Feinde sogar in den Friedensbedingungen den Hebel an, um den deutschen Widerstand zu brechen: Die Franzosen erklärten offen, mit den Südstaaten in Sonderverhandlungen einzutreten und so die deutsche Einheit zu zertrümmern. Diese Schwäche gibt den Franzosen die Hoffnung, daß es ihnen doch noch gelingen werde, bis an die Rheingrenze zu gelangen. Daß ein Mann wie der Dr. Dorten möglich war, ohne daß ihn der Zorn des deutschen Volkes dorthin schleuderte, wohin er gehört: in die Hölle, gibt dieser Hoffnung ihre Berechtigung.

Dieser größte Fehler der Deutschen erklärt aber nicht die Erscheinung, daß sich die Deutschen die Abneigung, ja den Haß der ganzen Welt zugezogen haben.

Die Quelle dieser Abneigung liegt in der ausnehmenden Tüchtigkeit, in der Überlegenheit des deutschen Volkes über die anderen. Tüchtigkeit ist immer mit einer gewißen Rücksichtslosigkeit und Schroffheit verbunden. Aber der Engländer ist weit rücksichtsloser und brutaler als der Deutsche; er kennt nur seinen Vorteil und anerkennt kein Recht eines Anderen. Der Deutsche denkt und handelt dagegen viel rechtlicher und menschlicher. Und doch ist der brutale Engländer wohl gefürchtet aber nicht verhaßt, wogegen der Deutsche unbeliebt, ja verhaßt ist. Woher kommt das? Der Engländer ist seit Jahrhunderten gewohnt, in der Welt zu herrschen, der Deutsche dagegen benimmt sich noch wie ein echter Emporkömmling. Seine Überlegenheit wird durch die oft anmaßende, mitunter sogar großmäulige und taktlose Art, in der sie zur Geltung gebracht wird, beleidigend.

Ich habe im Kriege unter deutschem Kommando gestanden und muß gestehen, daß ich nie, weder vorher noch nachher, unter sachlich besseren und angenehmeren Verhältnissen gedient habe. Sachlich klar und bestimmt, persönlich von größter Liebenswürdigkeit und vollem Entgegenkommen, ließ man mir von seiten des 14. Armeekommandos[1]) von dem Augenblicke an freie Hand, als man Vertrauen zu mir gefaßt hatte. Trotzdem gab es im Einzelnen zahllose Reibungen und bedurfte es gegenüber der Rücksichtslosigkeit und Überhebung der unteren Stellen und der Truppen oft der größten Selbstbeherrschung und Zurückhaltung, um den Ausgleich herbeizuführen. So kam es, daß selbst unsere Deutschen, also Angehörige desselben Volkes, vielfach von Abneigung und Erbitterung gegen die Deutschen erfüllt wurden, eine Erscheinung, die mich als Deutschen tief berührte. Als ich gelegentlich der Kämpfe am Tagliamento bei einem der Divisionäre meiner Gruppe auf dem Gefechtsstand weilte, beklagte sich dieser Divisionär über das rücksichtslose, schroffe, eigennützige, alle Bedachtnahme auf den Verbündeten mißachtende, dabei anmaßende und verletzende Verhalten der deutschen Truppen und niederen Verbände. Als sich kurz darauf der Kommandant der 12. deutschen Infanteriedivision, dessen Truppen die Klage betraf, bei mir meldete, ersuchte ich ihn, dahin zu wirken, daß das gute Einvernehmen und Zusammenarbeiten nicht durch solch unkluges Verhalten gestört werde. Der General antwortete mir: „Exzellenz, mir sind solche Zwischenfälle selbst peinlich und unangenehm. Wir haben aber unsere Kerle zu solcher Tatkraft erzogen und treiben sie jetzt so von hinten an, damit die Tatkraft nach vorne wirkt, daß es kein Wunder ist, wenn sie auch manchmal eine falsche Richtung nimmt." Obwohl diese Erklärung bei mir auf volles Verständnis traf, mußte ich es im Interesse des deutschen Volkes doch tief beklagen, daß die Erziehung nicht auch auf die Formen zur Beherrschung der Tatkraft ausgedehnt worden war.

Als die deutschen Truppen nach der Kriegserklärung Rumäniens nach Ungarn kamen, wurden sie von der begeisterten und dankbaren Bevölkerung mit Jubel und offenen Armen empfangen. Nach kurzer

---

[1]) Die Anwendung der deutschen Bezeichnung „14. Armeeoberkommando" würde zu Irrungen und Unklarheiten führen, da unser Armeeoberkommando unsere oberste Heeresleitung darstellte. Die Anwendung der Bezeichnung Armeekommando auch für das deutsche 14. Armeeoberkommando schließt dagegen jede Unklarheit und Verwechslung aus.

Zeit trat aber infolge des Verhaltens der Deutschen eine starke Abkühlung ein, die bald in Abneigung überging und mitunter sogar den Ausdruck des Hasses fand.

Die rücksichtslosen und hartköpfigen Bulgaren griffen dem deutschen Verhalten gegenüber zur Selbsthilfe mit Waffengewalt.

Dieses überhebende, jeden Anderen als minderwertig brandmarkende Verhalten ging aber nicht nur von Mannschaften aus. Auch Offiziere beteiligten sich daran. Die Haltung unserer slawischen Truppen veranlaßte selbst hochstehende Generale zu verletzenden verallgemeinernden Bemerkungen auch vor der Front der ausgerückten Truppe gegen österreichisch-ungarische Generale und Truppenkommandanten, obwohl das Verhalten der Elsässer und der Polen die Deutschen vorsichtiger und verständnisvoller hätte machen sollen.

Dieser Charakterzug der Deutschen erleichterte in der Folge unseren Feinden ihre zerstörende Propagandatätigkeit. Sie brauchten nur den Deutschen nach bewährtem Muster die ruchlosesten Eigenschaften und Taten anzudichten und aufzulügen. Bulgaren und Madjaren nahmen das alles gläubig auf.

Die Deutschen verstanden es immer meisterhaft, die Leistungen ihrer Truppen vor der Welt ins rechte Licht zu stellen und damit die Freudigkeit ihrer Truppen zu heben. Wir hätten viel davon lernen können. Daß aber dort, wo deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gemeinsam auftraten, diese Anerkennung und Hervorhebung der Leistungen deutscher Führung und Truppen mit einer zielbewußten Verdunklung und Verschweigung der Leistungen des Verbündeten verbunden war, erregte in unseren Kreisen, sogar im deutsch denkenden Teil des Offizierkorps oft und vielfach eine ganz unnötige Verbitterung. Gerade mit den Österreichern wäre es aber sehr leicht gewesen, in vollster Eintracht auszukommen. Gutmütig, dabei heiter, sorglos, hilfsbereit anerkannte man in unseren Reihen im allgemeinen neidlos die Überlegenheit deutscher Organisationskraft, Tüchtigkeit und Tatkraft. Ein wenig Verständnis für unsere Eigenart und für unsere merkwürdigen Verhältnisse hätte genügt, an Stelle der auch von deutscher Seite vielfach beklagten Abneigung und Gehässigkeit die zur Erreichung des Enderfolges so wichtige volle Übereinstimmung zu erzielen.

Die Deutschen waren von allem Anfange zur Führung in unserem Bunde berufen. Ihre beherrschende Kraft, ihre Weltgeltung, aber auch

ihre überlegene Tüchtigkeit berechtigten sie hiezu. Daß sie es nicht verstanden haben, diese Führung auch tatsächlich zum Wohle des Erfolges anerkanntermaßen auszuüben, war eine Folge ihrer hier erörterten Charakterfehler. Diese Fehler haben, trotz anscheinender Einheit in der Führung, eine Führungslosigkeit verschuldet, die den verhängnisvollsten militärischen Fehler der Mittelmächte darstellt, dem alle anderen entsprangen, dem daher sein vollgerüttelt Maß an der Schuld unserer Niederlage zukommt.

Im Gegensatz zu Deutschland waren die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns in vollstem Maße verfahren. Sie waren die Ursache, daß die diesem alten staatlichen Gebilde innewohnende große natürliche Kraft nicht voll zur Geltung kommen konnte, daß es vielmehr von den Deutschen nicht ganz mit Unrecht als ein zu Boden ziehendes Bleigewicht empfunden wurde.

Das alte Österreich war durch deutsche Kraft geschaffen worden. Deutsche Kraft, deutsche Tüchtigkeit haben die so verschieden gearteten, zu einem Staate verbundenen Teile zusammengehalten, haben sie vor dem Zerfall bewahrt, haben sie gegen die Türkengefahr geschützt und daraus befreit und haben dem ganzen Staate den Stempel deutscher Kultur aufgeprägt.

Der Erbfehler des deutschen Volkes, der auch den Deutschen Österreichs in noch höherem Maße zu eigen ist, der Mangel an Volksempfinden, hat es verschuldet, daß das kulturell so überragende Deutschtum nicht imstande war, die an Kultur und Zahl unbedeutenden Volkssplitter aufzusaugen und in sich einzuschmelzen. Ein Volk, das selbst kein nationales Empfinden hat, kann nicht andere Völker entnationalisieren und in sich aufnehmen. Die Überlegenheit der Deutschen in Kultur und Tüchtigkeit, in Reichtum und Besitz, die sie zu den tatsächlich Herrschenden machte, trug ihnen natürlich die Feindschaft, die Abneigung und den Haß der „Unterdrückten" ein.

Es war aber immer die größte Verlogenheit, von einer Unterdrückung der Nationalitäten in Österreich zu sprechen. Jede Nation hatte freie Bahn zu ihrer Entwicklung und jeder gerecht Urteilende muß zugeben, daß alle Nationalitäten diese Freiheit über jede Gebühr ausgenützt haben. Von einer Germanisation konnte nie die Rede sein. Die Freiheit aller Nationen kann nicht besser bewiesen werden als durch einen Vergleich der Namen der führenden Politiker. Die Führer der Tschechen hatten die Namen Rieger, Greger, Zeithammer,

Zucker, Fiedler, Fort usw. Dagegen hießen führende deutsche Politiker Schmeykal, Krepek, Malik und ähnlich. Bianchini war durchaus nicht Italiener, sondern ein wütender Kroate, wogegen Männer mit kroatischen und deutschen Namen verbissene Italiener waren. Schusterschütz war der Name eines deutschen Jünglings, der dann als Susterśic ein führender Slowene wurde. Charakterlosigkeit, Strebertum und finanzielle Vorteile waren meist die Ursachen des Wechsels der Volkszugehörigkeit, der niemand ein Hindernis in den Weg legte. Jedenfalls wäre es nie einem Mitgliede der „herrschenden" Nationalität eingefallen freiwillig in die Reihen einer „unterdrückten, rechtlosen" Nation einzutreten.

Allerdings strebten alle Nationalitäten danach, in ihren Siedlungsgebieten die unbedingte Herrschaft an sich zu reißen.

Ungarn war das erste Glied, das sich der deutschen Vormundschaft entzog. Charakteristisch ist es, daß dies mit deutscher Hilfe geschehen ist.

Im Gegensatze zu Österreich war Ungarn ein einheitlich geführter Staat. Er erweckte daher wenigstens nach außen den Schein der Einheitlichkeit. Die Nationalitäten kamen weder im Inneren noch nach Außen zur Geltung. Die ungarische Annahme der einheitlichen „ungarischen Nation", die auch alle Nationalitäten trotz ihrem Widerstreben umfaßte, täuschte die Ungarn über die Tatsachen hinweg. Allerdings wurde diese Annahme von Jahr zu Jahr fadenscheiniger. Die Nationalitäten wurden immer widerspenstiger und besonders der Kampf der Kroaten gegen Ungarn deckte die Schwäche und den Trug dieses Staatswesens auf.

Seit dem Jahre 1867, in welchem die Abtrennung Ungarns erfolgte, bestand zwischen Österreich und Ungarn ein fortwährender Kampfzustand. Ungarn fiel dabei die Rolle des Angreifers gegen alle gemeinsamen Einrichtungen zu; Österreich gefiel sich darin, diese zu verteidigen, obwohl sie gerade ihm die größten Lasten aufbürdeten. Immer mehr und mehr lockerte Ungarn das Band mit Österreich, wobei es immer bestrebt war, für sich den größten wirtschaftlichen Nutzen herauszuschlagen. Es benützte in diesem Kampfe, der alle zehn Jahre in der Neuaufstellung des „Ausgleiches" gipfelte, die aus dem Verhalten der Nationalitäten stammenden Schwächen und Verlegenheiten der österreichischen Regierungen zu seinem Vorteil. Alle Lasten wurden vorzüglich Österreich aufgehalst, indes Ungarn sich die

Rechte vorbehielt. Ungarn erkämpfte sich bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit Zugeständnisse des „Königs von Ungarn", die dann Österreich, ohne daß es dazu Stellung nehmen durfte, bezahlen sollte. Österreich gefiel sich dieser merkwürdigen Sachlage gegenüber immer in der Rolle des Verteidigers der Gemeinsamkeit, begab sich daher immer in die schwächere Kampfstellung.

Obwohl Österreich den Löwenanteil der Kosten alles Gemeinsamen zu tragen hatte, gönnte es ihm Ungarn nie, seine wirtschaftliche Kraft auszunützen, um aus der Gemeinsamkeit Nutzen zu ziehen. So verhinderte Ungarn durch Jahrzehnte den Ausbau des bosnischen Bahnnetzes, weil Österreich hieraus den größten Nutzen hätte ziehen können.

Das beliebteste Druckmittel der Ungarn war die Verweigerung der Bedürfnisse des Heeres. In blinder Beschränktheit übten in dieser Beziehung die ungarischen Politiker Selbstmord an ihrem Volk und Staat. Das stärkste Stück dieser Art, dessen Wirkung im Kriege sich lange und blutfordernd geltend machte, war die Verweigerung der Verstärkung der Artillerie. Zuerst kostete es einen Kampf, um das Geld für die Neubewaffnung der Artillerie zu erhalten. Als dieses endlich erkauft war, verweigerte Ungarn die Erhöhung der Rekrutenzahl, die nötig war, um die neuen Artillerieformationen aufzustellen.

Beschämend war damals die Haltung des Kriegsministers und der österreichischen Regierung. Der Kriegsminister soll nur geklagt haben: „Was soll ich machen?"

Österreich hatte die erhöhte Rekrutenzahl bewilligt, die ungarische Volksvertretung verweigerte sie. Statt nun Österreich zu veranlassen, seinen Beschluß aufrecht zu erhalten, die acht österreichischen Korps nach und nach mit verstärkter Artillerie auszustatten und zu warten, ob die Ungarn nicht doch zur Vernunft zu bringen waren, beugte man sich der Forderung, und Ungarn erreichte seinen Willen.

Wir hatten endlich zwar die Geschütze, aber nicht die Mannschaften, um sie zu bedienen. So kam es, daß unsere Divisionen mit der schwächsten Artillerie ins Feld ziehen mußten. Ströme von Blut mußte die Infanterie vergießen, da ihr die Unterstützung einer mächtigen, dem Feinde überlegene Artillerie abging. Unsere Infanteriedivisionen von 12 bis 16 Bataillonen mußten mit 36 leichten Geschützen in den Kampf ziehen, indes die deutschen Divisionen von 12 Bataillonen 72 leichte Geschütze hatten.

Während der ersten Isonzoschlachten forderten die Truppen, auch die ungarischen, in heftigster Weise eine der italienischen ebenbürtige schwere Artillerie. Aus diesen Forderungen klangen schwere Anklagen gegen die Heeresverwaltung heraus, die es versäumt hatte, diese Artillerie vor dem Kriege bereitzustellen. Das Kommando der Südwestfront erließ darauf einen aufklärenden Befehl, der den Truppen klar machen sollte, daß nicht die Heeresverwaltung, sondern die Abgeordneten, vor allem die ungarischen, die die Ausgestaltung der Artillerie verhindert hatten, die Ursache seien, daß die Truppen jetzt unnötig schwer bluten mußten. Die Heeresverwaltung hole jetzt nach, was sie nachholen könne. Das ginge natürlich nur langsam.

Dieser Befehl bot dann den ungarischen Zeitungen und Abgeordneten den Anlaß, über einen Divisionär herzufallen, der so unvorsichtig war, diesen Befehl wörtlich verlautbaren zu lassen.

Wie sehr besonders die ungarischen Politiker auf ihrem Schein bestanden und sich nicht den Forderungen des Krieges anpassen wollten, mag folgendes dartun:

Als einmal Generaldirektor Skoda in Marburg beim Kommando der Südwestfront weilte, fragte ich ihn, ob nicht eine Steigerung der Geschützerzeugung möglich wäre, da die Truppen am Isonzo so sehr unter der Überlegenheit der italienischen Artillerie litten. Skoda klagte, daß eine großzügige, weitausschauende Arbeit unmöglich sei, da die Kriegsverwaltung ihre Bestellungen immer nur stückweise vorbringe, statt im ganzen auf einmal. Die Fabrik könne sich daher nicht auf eine großzügige Erzeugung einstellen, um so weniger als sie die Rohlinge für die Geschützrohre nicht selbst erzeuge, sondern erst in Witkowitz bestellen müsse, was auch nur partienweise geschehen könne. Ursache war die Haltung des ungarischen Ministerpräsidenten, der der Militärverwaltung das Recht absprach, die nötigen Geschütze aus den Kriegsmitteln ohne Zustimmung der ungarischen Regierung zu bestellen. Er gab diese Zustimmung aber nur ratenweise.

Jede Verstärkung des Heeres, jede Verbesserung mußte von Österreich den Ungarn förmlich abgekauft werden.

Zielbewußt wurde so Österreich von seinem Partner geschwächt, der daraus für sich einigen augenblicklichen Nutzen zog. Wie sehr diese Schwächung Österreichs an dem Untergange der Monarchie und damit Ungarns schuldig wurde, mag ein ungarischer Forscher zu Nutz

und Frommen der Magyaren ermitteln; für uns hat es keinen Wert mehr.

Diese feindselige Haltung Ungarns gegen Österreich, seine engherzige, nur das rein ungarische Interesse beachtende Politik, die es rücksichtslos auch auf Kosten des Ganzen durchzusetzen wußte, wobei ihr jedes Mittel recht war, Druck auf den König von Ungarn, Ausnützung der politischen Notlagen der österreichischen Regierungen, Verweigerung der notwendigsten gemeinsamen Forderungen, steigerte alle anderen, ohnedies zahlreichen Schwächen der Monarchie in ihrer Wirksamkeit. Diese Politik, die den spöttischen Begriff des „ungarischen Globus" zeitigte, fand ihre Stütze bei allen ungarischen Politikern, ob sie gerade der Regierung oder der Opposition angehörten. Die Opposition und deren Ungeberdigkeit war für die ungarische Regierung immer das Mittel, vom Monarchen oder von Österreich Zugeständnisse zu erzwingen.

Diese Haltung der ungarischen Politiker wurde auch nicht geändert, als der Krieg die Zurückstellung aller Teilinteressen erforderte, als er es notwendig machte, alles dem einzigen Ziele unterzuordnen: den Krieg mit Erfolg zu bestehen.

Auch Graf Tisza, so hoch er alle anderen ungarischen Politiker überragte, ist von dem Vorwurfe des engherzigen ungarischen Standpunktes nicht freizusprechen.

Ich habe im Grafen Tisza immer den Mann der Tat geschätzt, den Mann des eisernen Willens, der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, kurz den „Mann". Trotzdem bringen mich auch alle gegenteiligen Veröffentlichungen nicht von meiner oben angegebenen Auffassung des engherzigen ungarischen Standpunktes ab.

Der Verlauf der dem Kriege vorangegangenen Ministerratssitzungen und seine Haltung während des Krieges stützen meine Ansicht.

Auf die erste Ministerratssitzung vom 7. Juli 1914 gründet sich jetzt die Auffassung, daß Graf Tisza überhaupt ein Gegner des Krieges mit Serbien war.

Wer den Grafen Tisza kannte, weiß, daß er selbst in Kleinigkeiten und Formsachen nicht nachgab, wenn er seine Ansicht und Auffassung für richtig hielt. Diese Festigkeit, die an Starrsinn grenzte, veranlaßte ihn zu seiner schroffen Haltung in der Krönungsfrage. Er ließ es eher auf den schärfsten Kampf ankommen, bevor er seine

Meinung änderte, daß er, der Ministerpräsident berufen sei, im Vereine mit dem Primas von Ungarn dem König die Krone aufzusetzen.

Dieser Mann sollte in einer kurzen Ministerratssitzung, in wenigen Stunden dahin gebracht worden sein, seine Zustimmung zum Kriege gegen Serbien zu geben, obwohl er anfangs ein unbedingter Gegner des Krieges war? Nein! Tiszas Haltung entsprang nicht der Gegnerschaft gegen den Krieg, nicht dem Wunsch, den Krieg zu vermeiden, denn er erkannte in letzter Stunde, ebenso wie alle anderen, daß es keinen anderen Ausweg mehr gab.

Wenn Tisza unbedingt gegen den Krieg gewesen wäre, hätte er sich von Männern wie Berchtold, Stürgkh und Bilinski weder überzeugen noch weniger aber überstimmen lassen. Gerade diese Lage hätte ihn zur Erzwingung seines Willens gereizt.

So aber wollte er nur für alle Fälle eine gute Stellung wahren, indem er gegenüber der Übereinstimmung der anderen den Scheinwiderstand gegen den Krieg wohl aufgab, dafür aber einstimmigen Beschluß forderte, daß mit dem Vorgehen gegen Serbien keine Eroberungspläne verknüpft werden. Tisza blieb bei dieser Forderung auch den triftigen Einwänden des Grafen Berchtold gegenüber. Er erklärte, auf dieser Forderung nicht nur aus Gründen der inneren Politik — der ungarischen natürlich — sondern auch mit Rücksicht auf Rußland bestehen zu müssen.

Tiszas Haltung entsprang nur der Angst vor dem Siege und den Folgen eines solchen für Ungarn, das heißt in der Angliederung Serbiens an die Monarchie und dem dann folgenden Trialismus. Daher seine Hauptforderung, keine Gebietserwerbung zu machen, daher seine Forderung, den Krieg einzustellen, sobald der territoriale Bestand der Monarchie sichergestellt war. Die Vorschiebung Rußlands war nur ein Schachzug.

Die größte Schwäche Österreichs lag in der Unfähigkeit seiner Herrscher und der Regierungen die Nationalitäten mit einem Staatsgefühl und einem Staatsgedanken zu erfüllen. Seit dem Jahre 1867 hatten die Länder nicht einmal einen gesetzlichen Namen. „Im Reichsrate vertretene Königreiche und Länder" war der amtliche Name für das, was der Volksmund Österreich nannte. Es hatte keine gesetzlich festgelegte Staatssprache. Kein Wunder, daß das ungarische Beispiel zunächst die Tschechen, dann aber auch andere Nationen dazu ver-

anlaßte, staatliche Selbständigkeit zu fordern. Italiener und Polen strebten überhaupt aus dem Staate hinaus.

Bis zum Jahre 1878 hatten die Deutschen die führende Rolle in Österreich inne. Sie hatten allerdings ihren Sturz schon durch schwere Fehler vorbereitet. Der schwerste war die Auslieferung der Schule an die Länder. Um sich von der Notwendigkeit frei zu machen, die Kosten der Schulen hereinzubringen, wurden sie den Ländern übergeben; sie wurden damit aus der Hand des Staates in die Hände der politischen Parteien überführt. Statt ein Mittel des Staates zur Erziehung des Volkes im Sinne des Staates zu sein, wurde sie ein nationales Kampf- und Verhetzungsmittel, das gegen den Staat ausgenützt wurde. Sie wurde die Pflanzstätte des Hochverrates. Besonders die Priesterseminare und Lehrerbildungsanstalten waren die Brutstätten nationaler Unduldsamkeit. Der italienische und der slawische katholische Priester waren immer vor allem national gesinnt. Da die Seminare der staatlichen Einwirkung entzogen waren, konnten dort unbehindert nationale Hetzer herangezogen werden. Während des Krieges konnte in Trient festgestellt werden, daß im dortigen Priesterseminar unter der Schutzherrschaft des Bischofs unglaubliche Zustände geherrscht haben. Die Erziehung irredentistisch gesinnter Geistlicher war die Aufgabe des Seminars. Die Behörden wußten davon nichts, oder wollten nichts wissen. So waren überall in Österreich Lehrer und katholische Priester die Träger nationaler Verhetzung und staatsfeindlicher Gesinnung.

Im Jahre 1878 verweigerten die Deutschen die Mittel zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Von diesem Zeitpunkt an stützten sich die Regierungen auf die slawischen Parteien, von da an wurden von den Regierungen die Nationalitäten immer gegeneinander ausgespielt. Die Bewilligung der Steuern — „der Staatsnotwendigkeiten“ — und die Durchbringung der Ausgleiche mit Ungarn waren von nun an die einzigen Sorgen der Regierungen. Von einer großzügigen auf Hebung der Industrie, Ackerbau und Handel, also auf Hebung der Volkswirtschaft und des Volkswohlstandes abzielenden Wirtschaftspolitik, die allein imstande gewesen wäre, die Völker trotz heftigster Verhetzung im Staate zu erhalten, war keine Rede; dazu hatte man weder Zeit noch Lust und Verständnis. Das nationale Gezänke und Gestänkere war für die österreichischen Politiker der Inbegriff des Wortes „Politik“ geworden.

Dazu kam frühzeitig die zerstörende Einwirkung von außen. Die älteste und daher bekannteste Einrichtung dieser Art war die italienische Irredenta. Man hatte sich mit der Tatsache abgefunden, daß die Italiener in unseren Ländern ganz offen den Anschluß an Italien vorbereiteten. Als gar der Dreibund Italien zur verschämten Freundin Österreichs machte, konnten die irredentistischen Bestrebungen förmlich unter dem Schutz und unter Mithilfe der politischen Behörden vor sich gehen. Die Lega nazionale (Schulverein), Radfahrervereine, Lesevereine und andere Verbindungen standen offen im Dienste der Irredenta. Als festgestellt worden war — von militärischer Seite natürlich — daß italienische Radfahrervereine jährlich gemeinschaftliche Ausflüge nach Südtirol unternahmen, um Propaganda und Spionage zu betreiben und die Militärbehörden das Verbot dieser Veranstaltungen forderten, begegneten sich Behörden und Ministerium des Äußern in der Verurteilung dieser Forderung: „Offenbare Unfreundlichkeit gegen den Verbündeten" war das Urteil.

Als die Italiener ihre Finanzwache militärisch organisierten, sie zu einem Teil des Heeres, zu einer Truppe machten und in ihren Dienstvorschriften zum Kundschaftsdienst verpflichteten, forderte die Militärverwaltung die Entfernung dieser Truppen aus den Grenzstationen, also vom österreichischen Boden, vor allem aus der Festung Riva. Das Ministerium des Äußern war darüber höchst aufgebracht und weigerte sich anfangs, diese, eine Unfreundlichkeit gegen den Verbündeten darstellende Forderung zu vertreten. Als sich das Ministerium des Äußern endlich doch zu dieser selbstverständlichen Forderung aufraffte, gingen die Italiener sofort darauf ein — sie hatten offenbar nur gewartet, wie lange unsere Geduld dauern werde.

In Südtirol war die italienische Sprache Amtssprache der Gerichte. So war es möglich, daß ein Oberlandesgerichtsrat, also ein Gerichtsfunktionär im Oberstenrang, kein Wort deutsch verstand. Alle Aufschriften der amtlichen Gebäude waren italienisch.

Die Ziele der Vereine waren offenkundig, man gab sich gar keine Mühe sie zu verbergen. Während des Krieges kam dem Heeresgruppenkommando Erzherzog Eugen ein älterer Bericht eines Bezirkshauptmannes von Trient (dieser Mann war während des Krieges Statthalter von Tirol und wurde später auch Minister des Inneren), über die feierliche Eröffnung einer Schule der Lega nazionale zu. Bei dieser Feier hielt der Vizebürgermeister von Trient eine gegen

Österreich gerichtete irredentistische Rede schärfster Art. Der als Gast anwesende Bezirkshauptmann wollte nicht einschreiten. Er zog es vor nichts zu hören, nichts zu verstehen. Der Vorfall hatte auch weiter keine Folgen. So sah die Unterdrückung der Italiener aus.

Betont soll aber werden, daß selbst in den italienischen Reichsteilen, in welchen die nationale Hetze schon am längsten gewirkt hatte, die Landbevölkerung durchaus nicht staatsfeindlich gesinnt war. Nur die Gebildeten waren es. Die große Masse der Landbevölkerung strebte nur nach günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen und fühlte sich dort wohl, wo es ihr möglich war, den wirtschaftlichen Kampf ums Dasein in erfolgreicher Weise zu führen. Die Mißachtung dieser einfachen Wahrheit, die Verstrickung der inneren Politik in den unfruchtbaren Nationalitäten- und Parteihader war die Ursache des Versagens der österreichischen inneren Politik.

Ein Jahr vor dem Kriege erfuhr ich gelegentlich einer Instruktionsreise der Kriegsschule in Castel-Tesino, daß sich die Gemeinde nun schon seit zehn Jahren vergebens bemühe eine deutsche Schule zu erhalten. Selbst ihr Antrag, die Schule auf eigene Kosten aufzustellen, wurde von der Statthalterei Innsbruck abgelehnt. Die Gemeinde brauchte die deutsche Schule, weil ihre Mitglieder ihren Lebensunterhalt vorwiegend als Hausierer und Arbeiter in Deutschland fanden. In Bozen hatte ich als Generalstabschef der Heeresgruppe Erzherzog Eugen Gelegenheit, den Statthalter von Tirol darüber zu befragen. Er sagte mir mit der größten Harmlosigkeit: Ja, es liegen solche Gesuche vielleicht von 60 italienischen Gemeinden in der Statthalterei; sie konnten nicht bewilligt werden, weil die Abmachungen der Landtagsparteien dies ausschlössen.

Was soll man zu einer Staatsverwaltung sagen, die solche Verhältnisse nicht zu nutzen und zu meistern verstand? Die deutschen Schulen und Gemeinden im Fersental bei Persen und auf der Hochfläche von Lafraun wurden den italienischen Irredentisten ausgeliefert und damit die Verwelschung der letzten Reste der deutschen Bevölkerung Südtirols unter den Augen der Staatsbehörden in die Wege geleitet. Dem Verein zur Erhaltung des Deutschtums und dem deutschen Schulverein gelang es in den 90er Jahren diese bereits verloren geglaubten Gemeinden in zäher Arbeit für das Deutschtum zurückzugewinnen. Während hier dank der Tätigkeit der Schutzvereine mitten im italienischen Sprachgebiet deutsche Dörfer zurückerobert wurden, gingen im

Deutschen Reich unter den Augen der preußischen Regierung alle Bamberger Dörfer rings um Posen im Polentum auf. Die nationalen Sünden der preußischen Regierung sind daher noch größer.

Bald gesellte sich der Panslawismus zum Irredentismus. Der russische Einfluß erstreckte sich auf alle Slawen der Monarchie. Nur die Polen verhielten sich begreiflicherweise ablehnend; dafür träumten sie von der Wiedererstehung Polens, natürlich auf Kosten Österreichs. Die russische Einwirkung war, wo die Gleichheit der Religion bestand, also bei Serben und Ruthenen, am kräftigsten und reichte bis ins Volk. Dort waren überall russische Gebetbücher im Gebrauch. Bald erstreckte sich die russische Werbearbeit darauf, den Übertritt der Ruthenen von der griechisch-katholischen Religion zur orthodoxen zu betreiben.

Das größte politische Entgegenkommen fanden die Russen bei den Tschechen und später bei den Slowenen.

Trotz aller Anstrengungen blieb aber der Erfolg dieser Propaganda bei allen Völkern, ebenso wie bei den Italienern, vorwiegend auf die Intelligenz und auf die Halbintelligenz beschränkt. Die Schulen überhaupt, besonders aber die Mittelschulen waren die Herde der Propaganda. Lehrer, Professoren, Advokaten und Geistliche waren die Hauptheßer und Schreier.

Die Masse des Volkes verlangte auch bei den Slawen nichts als gute wirtschaftliche Verhältnisse. Eine Verwaltung, die nicht nur Steuern nahm, sondern wirtschaftlichen Fortschritt brachte, wäre das beste Gegenmittel gegen die staatsfeindliche Propaganda gewesen. Man erkannte aber die Wirklichkeit nicht, man glaubte den Schreiern und gab ihnen die Freiheit, ja selbst Unterstützung, das Volk zu verseuchen — wie in Südtirol bei den Italienern. Die Propaganda saß auch tief im Verwaltungsapparat, wo jeder slawische Beamte ein Kämpfer für die staatsfeindlichen Bestrebungen wurde. Die slawischen Beamten versuchten selbst auf dem Wege der Tatsache ihre gesetzwidrigen Ziele zu erreichen und z. B. so die tschechische Amtssprache einzubürgern. Die Staatsgewalt erwies sich demgegenüber als zu schwach. Sie gab nach oder ließ gewähren. Fand sie endlich einmal den Mut, gegen die ärgsten Übergriffe einzuschreiten, dann erhob sich das Geschrei: Unterdrückung. So ließ man am liebsten alles gehen, es war am bequemsten.

Natürlich mußten diese Zustände auch auf das Heer einwirken.

Das Heer allein hatte die deutsche Sprache als gesetzliche Dienstsprache. Die Armee allein versinnbildlichte noch die Einheit der Monarchie, sie allein war noch verhältnismäßig gesund. Daher mußte auch sie zerstört werden. Die Tschechen begannen zu diesem Zweck mit der heeresfeindlichen Hetze, mit der Hetze gegen die Armee und gegen die Disziplin. Die Wirkung der völkischen Verhetzung mußte sich natürlich besonders auf die geistige Kraft des Heeres erstrecken, auf sein Offizierskorps. Besonders die Reserveoffiziere waren schon stark national verhetzt. Aber auch im aktiven Offizierskorps wurde die Verhetzung fühlbar, ging doch ein großer Teil der aktiven Offiziere durch die nationalen Schulen.

Die Kriegsminister versicherten zwar jederzeit: die Armee ist noch immer unpolitisch, das Offizierskorps noch immer national unberührt. Aber entweder sahen diese Minister die beginnende Zersetzung nicht, oder sie wollten sie nicht sehen. Die Folgen der nationalen Überhitzung reichten sogar schon ziemlich hoch hinauf. Es gab Regimenter, besonders Landwehrregimenter, wo der nationale Ton vom Kommandanten ausging.

Noch hielt das Gefüge der alten Armee; aber der Widerstand gegen die von außen kommenden zersetzenden Einflüsse mußte in solchen Truppen gering sein.

Die Mannschaft war überall vorzüglich — selbst die so verrufenen Tschechen — wenn sie in den richtigen Händen war, wenn die Offiziere am Fleck waren. Wo aber durch Reserveoffiziere staatsfeindliche Elemente zur Führung kamen, und wo die aktiven Offiziere national angekränkelt waren oder ausgeschaltet wurden, dort führten diese Verhältnisse zu den traurigen Erscheinungen des Krieges.

Im Jahre 1914 trat auf dem serbischen Kriegsschauplatz in den Verband des von mir geführten Kombinierten Korps eine Landsturmbrigade ein, die aus Kroaten und Serben bestand. Trotz der ungünstigen Zusammensetzung aus alten Leuten taten auch die beiden vorwiegend serbischen Regimenter ihre Pflicht. Der erste Treubruch erfolgte im November an der Kolubara. Einem der serbischen Bataillone war es gelungen, zwei Kompagnien über den hochangeschwollenen Fluß zu bringen. Sie konnten mehrere serbische Gegenangriffe abschlagen. Nachdem jedoch die einzigen aktiven Offiziere, der Bataillonskommandant und ein Kompagniekommandant, verwundet wor-

den waren, vermochte ein Reserveoffizier, ein Advokat aus Mitrovitz, die zwei Kompagnien zum Überlaufen zu verführen.

Die gemeinsame Armee wurde in der Monarchie von allen Seiten angefeindet. Die Ungarn sahen in ihr das Hindernis für die Schaffung ihrer nationalen Armee, die Nationalitäten Österreichs erblickten in ihr die einzige Klammer des Staates und die Sicherung des Staates gegen ihre Umsturzbestrebungen. Das österreichische Beamtentum, als Organisation, stand der Armee übelwollend gegenüber. Österreich war ein Beamtenstaat. Jeder fünfte oder sechste Mann war Staatsangestellter. Die Hälfte der Einnahmen Österreichs ging für die Bezahlung der Staatsangestellten auf. Das Beamtentum sah in der Armee den gefährlichsten Gegner seiner Geltung. Daher stellte es sich überall, wo es nur konnte, gegen das Heer, die national gesinnten Beamten voran. Obwohl das Heer nicht ein Drittel des österreichischen Beamtenheeres kostete, klagte doch alles, voran die Bureaukratie, über die unerträglichen Heereslasten.

Zu diesen ungünstigen Verhältnissen trat noch eine äußerst schädliche Erscheinung.

Im öffentlichen Leben herrschten überall nur persönliche Rücksichten vor. Wichtige, gut bezahlte Stellen wurden für besonders genehme Personen geschaffen und mit deren Rücktritt wieder aufgelassen. Berichte, Anträge und Entscheidungen wurden oft in den wichtigsten Angelegenheiten nicht nach sachlichen Gründen, sondern mit Rücksicht auf persönliche Ansprüche und Vorteile verfaßt und getroffen. Zur Durchsetzung wichtigster Vorsorgen mußten oft erbitterte Kämpfe gegen persönliche Ansprüche, Eitelkeiten und Empfindlichkeiten geführt werden. Jeder trachtete, nur für sich Vorteile zu gewinnen, recht bald in einflußreiche, gut bezahlte Stellen aufzurücken, um dort sich für alle Zukunft sicherzustellen. Zu diesem Ziele führten am sichersten und schnellsten gute persönliche Beziehungen. Sachliche Tüchtigkeit und Arbeitskraft waren Nebensache — Name, Familienbeziehungen, Bekanntschaften waren wertvoller. Daher der glänzende Aufstieg, den der Hochadel in der Beamtenlaufbahn fand. Sachliche Tüchtigkeit reichte nur hin, als Zugkraft in niederen Stellungen ausgenützt zu werden. Besonders vorteilhaft waren Beziehungen zu einflußreichen Frauen. Gute glatte Umgangsformen, Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit, gesellschaftliche Talente standen höher im Wert, als fachliche Kenntnisse, Charakter und Pflichteifer. Ein gutes Mund-

werk konnte über den vollsten Mangel jeder sachlichen Tüchtigkeit hinwegtäuschen. Alles drängte in die Zentralstellen, in die Ministerien und Statthaltereien. Wer einmal dort festen Fuß gefaßt hatte, und bei einflußreichen Personen Liebkind geworden war, dessen Zukunft war gesichert. Solchen Personen war es ein Leichtes, mit einigen dreißig Lebensjahren die sechste Rangklasse, also den Oberstenrang, zu erreichen. Kein Wunder, daß alles in diese gute und bequeme Laufbahn drängte, vor allem der Adel. Diese Verhältnisse hatten zur Folge, daß sich um jede einflußreiche Person beiderlei Geschlechtes förmliche Cliquen, in der Wiener Mundart auch „Platten" genannt, bildeten, die ihren Personenstand ängstlich überwachten und das Eindringen sachtüchtiger und somit gefährlicher Personen hinderten. Selbstverständlich herrschten diese Verhältnisse desto rücksichtsloser, je höher die betreffende Stelle war; sie galten auch für den Hof.

Auch das Heer konnte sich natürlich von dieser Erscheinung nicht frei halten. Um die maßgebenden Personen, den Kriegsminister und den Chef des Generalstabes, bildeten sich ähnliche Gruppen, die nur für ihre persönlichen Belange sorgten. Sachlich denkende, fühlende und handelnde Personen waren diesem System um so gefährlicher, je tüchtiger sie in ihrem Beruf waren. Sie wurden bekämpft, ferngehalten, an maßgebenden Stellen verschwärzt und in üblen Ruf gebracht, um sie unschädlich zu machen. So konnten die unfähigsten Personen in leitende Stellungen kommen; dort galt dann ihr ganzes Sinnen und Trachten dem langen Verbleiben im Amte.

Trotz dieser krankhaften Verhältnisse gab es in der Beamtenschaft und im Heere, besonders im Generalstab, zahlreiche hervorragend tüchtige Männer, die nur nicht zur Geltung kommen konnten, weil sie der richtigen Führerschaft ermangelten, die sie entsprechend verwendete und zu einer zweckmäßigen, zum Erfolg führenden Arbeit vereinigte.

Im Kampfe um die Geltung im Staate Österreich blieben von allen Nationen nur die Deutschen, die einzig verläßliche Stütze des Staates und des Heeres, auf sich selbst gestellt. Gewöhnt dem Staate zu geben, was des Staates war, bewilligten sie alle Staatsnotwendigkeiten. Die Regierungen brauchten sich daher keine Mühe zu geben, sie zu gewinnen. Dagegen mußten sie die slawischen Parteien mit allen möglichen Geschenken ködern. Darum schlossen sie auch ihre Augen gegen die unberechtigten Einflüsse der Nachbarn.

Nur das Deutsche Reich tat nichts, um die Volksgenossen in Öster-

reich geistig und wirtschaftlich zu stützen. Man vermied es, in zu korrekter Auffassung der Nichteinmischung, den Deutschen in ihrem schweren Kampfe die stützende Hand zu reichen.

Man mußte in Deutschland die Zustände des Kaiserstaates genau kennen, oder wenn das nicht der Fall war, genau kennen lernen, da man mit dem Kaiserstaat auf Leben und Tod verbunden war. Hatte man aber die Zustände erkannt, dann mußte man richtig handeln, um die Folgen zu beseitigen. Das Schlechteste war es aber, beiseite zu stehen, und zu sagen, das geht mich nichts an. Gerade das tat man. Man darf daher über die Folgen nicht ungehalten sein, man darf deutscherseits die Schuld nicht allein auf Österreich schieben, sondern sein Teil daran als Folge der nationalen Untätigkeit auf sich nehmen.

Es soll zugegeben werden: Die Sache war sehr heikel und bei der Empfindlichkeit alles Österreichischen gegen Preußen-Deutschland sehr gefährlich. Es war aber eine unbedingte Folgerung aus dem Bündnis, eine unerläßliche Notwendigkeit; der Weg mußte also gefunden werden. Geschickte Diplomaten oder gar tüchtige Staatsmänner, die es mit Österreich ehrlich meinten, hätten den Weg auch gefunden.

Grundverschieden war das Verhalten der österreichischen und der ungarischen leitenden Politiker gegen den Kaiser. Die österreichischen Minister waren verantwortlich, sie hatten den unverantwortlichen Monarchen zu decken. Tatsächlich war aber das Verhältnis das umgekehrte. Immer konnte man sehen, wie sich verantwortliche österreichische Beamte hinter das Ansehen des unverantwortlichen Monarchen verkrochen, wie sie achselzuckend flüsterten: Der Kaiser, der Kaiser will nicht, oder will. Sie waren dafür auch gefügige, bequeme, willenlose, in tiefen lakaienhaften Bücklingen ersterbende Diener des Monarchen. Kein Wunder, daß sich da die unfähigsten Männer bedenkenlos zur Leitung des Staates berufen fühlten: Wurden sie doch nie zur Verantwortung gezogen und fanden sie doch immer Deckung hinter dem Kaiser.

Ganz anders die Ungarn. Gestützt auf ein Wirrsal alter Gesetze, getragen vom Volkswillen, anscheinend gezwungen von einer unruhigen gegen den Kaiser gerichteten Opposition, traten die ungarischen Staatsführer immer fordernd, immer mit einer Umwälzung drohend vor den Kaiser. Sie waren die Vertreter, die Diener des ungarischen Staates, der ungarischen Nation. War es da zu verwundern, daß der Monarch immer nachgab, daß er den Ungarn immer

zu willen war, auf Kosten Österreichs, dessen Vertreter sich mit tiefen Bücklingen der Notwendigkeit, das heißt dem kaiserlichen Willen fügten.

Diese staatlichen Verhältnisse Österreichs machten natürlich Schule, auch im Heere. Auch in diesem fehlte die wahre Männlichkeit, der Mut der eigenen Meinung und der Mut sie nach oben zu vertreten. Ein charakteristischer Vorfall sei kurz erzählt.

An der Grenze meines Befehlsbereiches sollte im Nachbarabschnitte ein Angriff zur Verbesserung unserer Linie geführt werden. Ich traf Vorkehrung, diesen Angriff durch starke Artillerie flankierend zu unterstützen. Da kam von oben der Befehl, mein linker Flügel solle gleichzeitig angreifen. Da ich das für schlecht hielt und glaubte, der Befehl habe seinen Ursprung im Kommando des Nachbarabschnittes, vereinbarte ich eine Besprechung. Bei dieser Besprechung legte ich dem Kommandanten des Nachbarabschnittes, einem k. u. k. General, meine Gründe dar, warum ich den Angriff meines linken Flügels für schlecht, die Artillerieunterstützung für das einzig richtige halte. Hierauf betrat der deutsche General, der den Angriff zu leiten hatte, das Zimmer. Eine typisch deutsche Erscheinung: Kalt, gemessen, sehr höflich, aber etwas steif. Er wurde befragt, wie er sich zur Frage stelle: Artillerieunterstützung seines Angriffes oder gleichzeitiger Angriff in beiden Abschnitten. Er sprach sich ganz in meinem Sinne aus. Ich erklärte darauf, daß ich den erhaltenen Befehl rückgängig machen werde. Da mengte sich ganz unnötigerweise der Kommandant meines Flügelkorps ein, mit der an den deutschen General gerichteten Frage, ob man sich in dem Bericht an das Frontkommando auf seinen Ausspruch berufen dürfe. Der deutsche General erwiderte erstaunt und etwas hochmütig: „Selbstverständlich".

Ich schämte mich. Wir waren eben durch unsere staatlichen Verhältnisse anders geartet.

Im Juni 1915 erhielt ich einen Brief des Fmlts. von Marterer aus der Militärkanzlei des Kaisers, in dem die Enthebung eines höheren Generals, über den Ungünstiges bekannt geworden war, angeregt wurde. Nun war dieser General zweifellos kein überragender Mann; er war aber nicht schlechter als alle anderen hohen Generale der Armee. Ich lehnte daher unter Hinweis darauf, daß nichts Besseres nachkommen könne, ab.

Ich benützte die Gelegenheit, den Fmlt. von Marterer über die

allgemeinen Mängel unserer Generalität und ihre Gründe zu unterrichten. Ich erklärte, daß wir unsere Generale nehmen müßten, wie sie eben herangewachsen waren und daß es Sache der Führung sei, mit dieser Unterführung zu rechnen und der Individualität dieser Generale gerecht zu werden. Jede Armee habe die Generale, die der Staat durch seine Verhältnisse und Grundsätze heranziehe und somit verdiene.

Generale wie Hindenburg und Mackensen konnten nur dort aufwachsen, wo es einen Obersten von Reuter geben konnte, und wo trotz anfänglicher Aufregung zum Schluß doch das ganze Volk — mit Ausnahme einer gewissen politischen Partei — stolz äußerte: Solche Oberste kann es doch nur bei uns geben. Nur dort, wo der Soldatenstand der anerkannt erste Stand im Staate war, konnten in diesem Stand solche Führernaturen groß gezogen werden.

In Österreich-Ungarn dagegen, wo der Kaiser gelegentlich einer seiner offiziellen Kronlandsreisen einem jungen gräflichen politischen Beamten, der den Bezirkshauptmann vertrat, die Hand reichte, dem daneben stehenden, im Dienst ergrauten General aber kaum ein paar Worte widmete, wo ein Korpskommandant und Kommandierender General am Fronleichnamstage seinen Garnisonsort verlassen mußte, um in der Prozession nicht hinter dem im Majorsrang stehenden Bezirkshauptmann — dem offiziellen Vertreter des Kaisers — gehen zu müssen, wo sich jeder politische Schuster an dem Offizierskorps der Armee und an jedem einzelnen Offizier nach Belieben reiben konnte, ohne daß irgend jemand die in ihrer Ehre Angegriffenen, die sich nicht wehren konnten, in Schutz genommen hätte, wo die Offiziere materiell ungleich schlechter gestellt waren als alle anderen Staatsdiener, dort konnte kein Hindenburg aufwachsen.

Es kamen entweder nur geschmeidige, nirgends anstoßende, fügsame Naturen oder durch das Alter zermürbte Männer in die höchsten Stellen. Die wenigen Ausnahmen bestätigten die Regel. Diese Erziehung wirkte so entnervend, daß selbst Prinzen, die auf der Höhe der menschlichen Gesellschaftsordnung geboren, also zum Herrschen und Führen bestimmt sein sollten, oft wenig entschlossene, furchtsame Naturen waren. Ich mußte während des Krieges einen höheren Offizier, der einem Fürstenhause entsprossen war, wiederholt hart anlassen, um ihn zu einer entschlossenen, mit den Schwierigkeiten der Aufgabe wachsenden Führerhaltung zu zwingen.

So waren die inneren Verhältnisse der Monarchie als der Krieg losbrach. Daß sie den Kampf der Monarchie namenlos erschweren mußten, war klar, um so mehr als die österreichische Regierung auch während des Krieges vollkommen untätig blieb. Sie wurde nur eifrig, wenn es sich darum handelte, dem Heere bei der Gesundung dieser Verhältnisse in den Arm zu fallen.

Diese Verhältnisse und die Haltung der politischen Stellen erklären es auch zur Genüge, daß sich die verantwortlichen Heerführer, die die Folgen dieser Zustände erkennen und voraussehen mußten, in die Führung der Politik einmengten.

Nach Ausbruch des Krieges hätte man durch Ausnützung und kluge Anwendung der Kriegsgesetze der nationalen Zersetzung einen Riegel vorschieben können. Die rechte Hand des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh war aber ein Slowene gefährlichster Art, Dr. Zolger, den politischer Unverstand später sogar zum Minister machte, der natürlich alles hintertrieb, was den slawischen Bestrebungen hätte gefährlich werden können.

Nach Eintritt des Krieges mit Italien erhielt das Kommando der Südwestfront vom k. u. k. Armeeoberkommando den Befehl, den Irredentismus auszurotten. Das war leicht befohlen, aber schwer getan. Dem Kommandanten der Südwestfront standen zwar die politischen Hoheitsrechte im Heeresbereiche zu, diese reichten aber nur bis zur Machtvollkommenheit eines Statthalters, die nicht zu groß war. Das Kommando traf bei der Durchführung dieses Befehles nicht auf die volle Unterstützung der politischen Verwaltung. Zumindest leistete sie vielfach passiven Widerstand und flüchtete zur Regierung, die immer gegen die Bedürfnisse des Heeres war. Die Stimmung der Truppen war besonders in Südtirol eine gereizte. Sahen sie doch, daß dort der italienischen Nationalität die weiteste Freiheit eingeräumt worden war. Überall, auch auf den rein staatlichen Ämtern waren rein italienische Aufschriften, nirgends ein Merkmal, daß man auf österreichischem und nicht auf italienischem Boden stand. Obwohl das Kommando der Südwestfront sich bemühte, diese oft über die Schnur schlagende Erregung zu dämpfen, mußte ihr doch Rechnung getragen werden.

Noch gefährlicher als der italienische Irredentismus erschien dem Kommando der Südwestfront der slowenische Irredentismus. Ein Bericht an das Armeeoberkommando zeigte alle Vorkommnisse der

letzten Jahre vor dem Kriege und die schädliche und schwächliche Haltung der Behörden und Regierungen. Der Bericht gipfelte in der Feststellung, daß die Masse des slowenischen Volkes kaiser- und staatstreu sei, was durch die glänzende Haltung der slowenischen Truppen bewiesen werde, daß aber, wie überall, die Intelligenz ihre Sonderinteressen in der Staatsfeindlichkeit suche und finde. Eine Besserung könne daher nur durch scharfes Auftreten gegen die das Volk verführenden geistigen Kreise erreicht werden. Der Bericht war für das Armeeoberkommando verfaßt, eignete sich also nicht zur einfachen Weitergabe an andere Stellen. Trotzdem machte man dort den Fehler, den Bericht, so wie er war, an den Ministerpräsidenten weiterzugeben. Die Folge war eine gereizte, scharfe, sichtlich von Dr. Zolger verfaßte oder beeinflußte Antwort, die alles ableugnete oder als harmlos hinstellte und selbst soweit ging, dem im Bericht am meisten bloßgestellten langjährigen, von der Regierung wiederholt bestätigten Bürgermeister der Landeshauptstadt Laibach, Hribar, die Zugehörigkeit zur Intelligenz abzusprechen.

Gemacht wurde auf den Bericht natürlich nichts.

Nur die Untätigkeit der österreichischen Regierung war schuld, daß die nationale Hetze, die zu Beginn des Krieges verschwunden war, nach und nach immer kühner ihr Haupt wiedererhob und von den Feinden angefacht, die Widerstandskraft der Monarchie lähmte.

Das Gailtal in Kärnten ist von Slowenen und Deutschen bewohnt, die immer miteinander in Frieden gelebt haben, bis slowenische Aufwiegler — Geistliche und Rechtsanwälte — ins Land kamen. Diese haben es erreicht, daß noch vor dem Krieg alle öffentlichen Aufschriften slowenisiert worden waren. Während des Krieges — 1915 oder 1916 — richteten die Gemeinden des Gailtales ein Gesuch an die Landesregierung von Kärnten, den alten Zustand wiederherzustellen. Alle Slowenen verständen deutsch, aber nicht das neue Schriftslowenisch. Sie verlangten deshalb deutsche Aufschriften. Die Eingabe war auch von einem, als nationalen Hetzer bekannten Pfarrer, einem Tschechen, unterschrieben. Auf die Frage seines Patronatsherrn, wieso gerade er dazu komme, eine solche Eingabe zu unterschreiben, antwortete er lächelnd: „Ja, Herr Baron, jetzt weht ein anderer Wind.“ Die Regierung hätte nur nötig gehabt, diesen Wind aufzunehmen und aus vollen Backen weiterzublasen, und die Lage der Monarchie wäre weit besser geworden.

Sicher war, daß es 1915 und 1916 leicht gewesen wäre, in Österreich die deutsche Staatssprache einzuführen. Niemand hätte Widerspruch erhoben, selbst die Tschechen rechneten damit und hätten sich gefügt.

Man verkannte aber die Bedeutung der deutschen Staatssprache. Man begriff nicht, daß die Bindung der Nationalitäten durch das Kaiserhaus und das Heer nicht genügten, daß weitere bis ins Volk greifende Gemeinsamkeiten notwendig waren. Die deutsche Sprache war das Verständigungsmittel aller Völker der Monarchie; auch wo Slawen verschiedener Stämme zusammenkamen sprachen sie deutsch, um sich zu verständigen. Es war daher naheliegend und geboten, den Staat durch Festlegung einer Staatssprache zu festigen.

Als der Erzherzog-Thronfolger Karl aus Südtirol abberufen auf seinen neuen Dienstposten in Galizien durch Bozen reiste, speiste er abends beim Erzherzog Eugen. Er begann mit mir das Gespräch mit den Worten: „Ich weiß, Sie sind für die Einführung der deutschen Staatssprache. Das geht aber nicht, wir sind ja nicht Deutsche und zwei Staaten können nicht die gleiche Sprache haben. Man kann bei uns die deutsche Sprache nur als Verständigungssprache festlegen.“ Ich bemühte mich, dem Erzherzog klar zu machen, daß der Begriff „Verständigungssprache“ ganz unklar ist, daher gesetzlich gar nicht erfaßt werden könnte, „Staatssprache“ dagegen ein ganz bestimmter, fest begrenzter Begriff ist, daß daher nur der Wunsch, einer klaren Entscheidung auszuweichen, also der Wunsch nach Unklarheit diesen Ausweg finden könne. Es war natürlich nicht Zeit und Gelegenheit, dieses Thema zwischen zwei Gängen zu erledigen. Es zeigte aber die Beeinflussung des jungen Thronfolgers im Sinne der altösterreichischen Art: Nur nichts Ganzes.

Im Februar 1917 wurde ich von Kaiser Karl nach Böhmen, Galizien und Ungarn gesandt, um ihm verläßlich über die Verpflegslage in diesen Ländern berichten zu können. Ich bereiste in Böhmen nur tschechische Gegenden und suchte eine große Zahl von Bauernwirtschaften, Maierhöfen und Handwerkern auf. Überall fanden meine Gehilfen und ich das größte Entgegenkommen und freundlichste Haltung. Man bemühte sich mit uns auch deutsch zu sprechen. Ein Bauer antwortete auf die Bemerkung, ihnen gehe es so gut und das Heer darbe:

Wir würden für das Heer gerne alles hergeben, man hat aber von uns noch nichts verlangt.

Nur einen einzigen unfreundlichen, verbissenen Chauvinisten trafen wir auf der ganzen Reise, und das war — ein Lehrer.

Als ich nach der Berichterstattung an den Kaiser zum Ministerpräsidenten Grafen Clam-Martinitz gesandt wurde und ihm meine Ansicht kundgab, daß selbst die so verrufenen Tschechen nicht so schlecht seien wie ihr Ruf, und daß nur die Intelligenz staatsfeindliche Ziele verfolge, wollte er das nicht zugeben und nannte meine Auffassung optimistisch. Etwa zwei Wochen später, nach der Bereisung Ungarns, mußte ich den Ministerpräsidenten abermals aufsuchen. Bei dieser Gelegenheit stellte er selbst fest, daß nur die tschechische Intelligenz staatsfeindlich sei, die Volksmasse aber kaisertreu und staatstreu.

Man sieht daraus, daß selbst Männer, die den Staat führen sollten, sich über die Wirklichkeit nicht klare Vorstellungen machten. Sie konnten daher natürlich auch nicht die richtigen Mittel und Wege zur Abhilfe finden.

Mit Müh und Not war die Energie aufgebracht worden, die klassischen Hochverräter Kramarsch und Raschin des Hochverrates zu überweisen und sie zu verurteilen, gegen die Unterstützung ihres Hauptfürsprechers — des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh. Sie wurden zum Tode verurteilt, aber vom Kaiser begnadigt. Die Gnade wurde schlecht gelohnt.

Der Einblick, den ich als Generalstabschef des Kommandos der Südwestfront und des Kommandos der Heeresgruppe Erzherzog Eugen in die politische Lage und in die Haltung der politischen Behörde gewann, erfüllten mich derart mit Sorge für den Bestand des Staates und den Erfolg des Krieges, daß ich im Jhre 1916 wiederholt Gelegenheit nahm, den Erzherzog Eugen auf diese Zustände und ihre wahrscheinlichen Folgen aufmerksam zu machen. Ich stand nicht an, zu sagen, daß es sich um den Bestand des Staates und der Dynastie handle und daß es daher auch seine Pflicht sei, an der Verhütung zu arbeiten. Ich bat den Erzherzog, zum Kaiser zu gehen und ihm, der offenbar falsch unterrichtet sei, die Augen über die tatsächliche Lage zu öffnen. Der Erzherzog weigerte sich und war durch kein Mittel zu diesem Schritt zu bewegen. Er meinte, dies sei bei der Eigenart des alten Kaisers ausgeschlossen, er setze sich nur einer Abweisung aus. Er habe es nur einmal als Korpskommandant und Kommandierender General in Innsbruck versucht, den Kaiser gelegentlich einer

Audienz über die Irredenta aufzuklären. Kaum aber habe er begonnen, als der bis dahin leutselige Monarch sich steif aufrichtete, die Hacken zusammenschlug und den Erzherzog mit einer leichten Neigung des Kopfes entließ. Mein Einwurf, daß man es nur gegeschickt anfangen und der Erzherzog schließlich auch eine abermalige Abweisung wagen müsse, er habe dann wenigstens seine Pflicht getan, nützten nichts.

Als nun die Ermordung des Grafen Stürgkh als bedenkliches Symptom der angehäuften Spannungen eintrat, versuchte ich abermals vergebens auf den Erzherzog einzuwirken. Da beschloß ich, mich an die Militärkanzlei des Kaisers zu wenden: Die politischen Zustände im Bereiche der Südwestfront und die Ermordung des Ministerpräsidenten böten so bedenkliche Einblicke, daß eine Berufung des Erzherzogs zur Berichterstattung beim Kaiser angezeigt wäre, da er aus eigenem Antrieb nie zu diesem Zweck nach Wien käme. Die Folge war ein Telegramm, daß es dem Erzherzog freigestellt werde, zur Berichterstattung zum Kaiser zu kommen. Es gelang mir, dies dem Erzherzog als Berufung darzustellen. Er entschloß sich zur Fahrt. Während der ganzen Nachtfahrt nach Wien ließ sich der Erzherzog noch von dem mitfahrenden Referenten im Detail informieren. Er wurde vom Kaiser empfangen, brachte seine Darlegungen vor, hatte aber keinen weiteren Erfolg. Es geschah nichts; alles blieb beim Alten.

Bald darauf starb der alte Kaiser. Alles erwartete von seinem jungen Nachfolger die befreiende Tat, alles erhoffte von seinem Wirken die Besserung, die Gesundung. Aber der noch vom alten Kaiser bestellte Nachfolger des ermordeten Grafen Stürgkh, ein in der alten Amtsführung verbrauchter Mann, hatte es verstanden, den jungen Monarchen in den ersten Tagen nach dem Regierungsantritt auf die alte, unbrauchbare österreichische Verfassung festzulegen. Der Kaiser verpflichtete sich vor der Öffentlichkeit durch ein Handschreiben an den Ministerpräsidenten den Eid auf die Verfassung zu leisten. Dieser Ministerpräsident räumte zwar seinen Platz schon nach wenigen Tagen, aber jede Hoffnung auf Besserung war durch die Verpflichtung des Kaisers Karl auf die österreichische Verfassung hinfällig geworden. Der Kaiser wandte sich darauf der Erfüllung des sagenhaften „Testaments“ Franz Ferdinands zu. Er berief zwei Vertrauensmänner des Erzherzogs Franz Ferdinand, die Grafen Clam-Martinitz und Czernin

auf die Posten des österreichischen Ministerpräsidenten und des Ministers des Äußeren.

Sonst blieb alles beim Alten. Der Kaiser beeilte sich, alle in den italienischen Gebieten getroffenen Verfügungen des Armeeoberkommandos aufzuheben, zur Freude und Genugtuung aller Irredentisten, die erkannten, daß noch immer die österreichische Regierungskunst ihr stärkster Helfer war, und zum Schmerz aller treuen Staatsbürger, die jetzt einsahen, daß jede Hoffnung auf Besserung vergebens war.

Die nationale Hetzarbeit begann wieder allgemein zu werden, als das österreichische Abgeordnetenhaus einberufen worden war und sich die alte Schwäche und Hilflosigkeit der österreichischen Regierungen zeigte. Die Abgeordneten waren wieder unverfolgbar, konnten daher wieder ohne Furcht ihre gewerbsmäßige Verhetzung ausüben. Der politische Hader der Parteien, der Schacher um die Staatsnotwendigkeiten begann wieder. Die Regierung stand macht- und hilflos da, sie konnte weder versöhnen noch regieren, sie verstand es wieder nur, die Stimmen durch Preisgabe staatlicher Notwendigkeiten zu erkaufen.

So konnte das Gift der nationalen Verhetzung und Zersetzung weiter wirken und bei der immer geringeren Auswahl des Offiziersersatzes immer mehr in das Offizierskorps und damit in die Armee eindringen.

In Ungarn übte Graf Tisza mit seiner starken Partei die unbedingte, rücksichtslose Herrschaft aus. Dem jungen Kaiser war die energische Person Tiszas unsympathisch. Die ungarische Opposition hatte nicht die Größe, ihren Haß gegen Tisza in der Zeit des Krieges, der Entscheidung über Sein oder Nichtsein, zurückzustellen. Da beging der Kaiser einen seiner schwersten politischen Fehler. Er verstieß gegen den Mehrheitsgrundsatz, entließ Tisza und gab die Macht an die nur gegen Tisza geeinte, sonst aber verschiedenen Zielen, selbst der Abschaffung der monarchischen Regierungsform zustrebende Minderheit. Tisza ging mit seiner Mehrheit in die Opposition. Alle Versuche, bei dieser Lage parlamentarisch zu regieren, waren natürlich vergeblich. Den einzigen Ausweg, Tisza wieder zu berufen, ließ der Starrsinn des Kaisers nicht zu.

Der politische Fehler des Kaisers setzte sich in der Folge fort. Bald hatte in der regierenden Mehrheit die radikale Minderheit unter Karolyi die Überhand. Als diese endlich zur Macht gelangt

war, trat nach kurzer Zeit die aufrührerische Minderheit der Sozialdemokraten ans Ruder, bis endlich zum Schluß die gewalttätige Minderheit der Minderheiten, die Kommunisten, Ungarn in ihre Gewalt brachten. Kaiser Karl und sein Haus waren diesem Fehler schon früher zum Opfer gefallen, jetzt ging an ihm Ungarn, das reiche, blühende Land, zugrunde.

Die Krone wurde dem selbstmörderischen Verhalten durch den Gnadenerlaß des Kaisers Karl aufgesetzt. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die ganze Armee: Wozu kämpfte sie, wozu vergoß sie ihr Blut, wozu brachten gerade die Deutschen die größten Opfer, wenn die Unwürdigsten, die Verräter der kaiserlichen Gnade teilhaftig und den opferbereiten Staatsbürgern gleichgestellt wurden. Der Verrat mußte ja wieder kühn sein Haupt erheben, mußte neue Ströme Blut kosten und mußte alle Anstrengungen der Gutgesinnten, das alte Vaterland zu erhalten, vereiteln. Damals wandten sich alle treuen Anhänger Österreichs vom Kaiser ab, er verlor ihr Vertrauen, damals begann der Todeskampf Österreichs. Alles was nun folgte, war die notwendige Entwicklung der Dinge, war die Folge der beiden großen politischen Fehler des Kaisers. Der Kaiser, dessen Unheil in der sich gleichbleibenden unglücklichen Wahl seiner Berater und Gehilfen lag, taumelte ahnungslos und wohlgemut dem Abgrund zu.

Die inneren Zustände der Monarchie, vor allem der Gegensatz Ungarns zu Österreich, der selbst im Kampf ums Dasein alles beherrschte, und die nationalen Gegensätze in Österreich schwächten die Kraft Österreich-Ungarns bedeutend. Die Unfähigkeit der Monarchen und der führenden Männer, den innigen Zusammenhang zwischen der Politik — auch der inneren — und dem Kriege zu erfassen, der Mangel an Wille und Kraft, alle schwächenden Verhältnisse, wenn nötig mit größter Rücksichtslosigkeit zu beseitigen und auszurotten, sind eine der großen Ursachen unserer Niederlage.

Die Monarchie war morsch, aber in ihrer Führung, nicht in ihren Grundlagen.

Man wird es verstehen, daß bei solchen inneren Verhältnissen von einer kraftvollen, zielsicheren Außenpolitik keine Rede sein konnte.

Für Leser, die aus einer ungeschminkten Darstellung der Verhältnisse immer Vorwürfe und Beschuldigungen herauslesen wollen, sei zur Entlastung unserer vielgeschmähten Diplomatie folgendes beigefügt:

Unsere Diplomatie war wohl immer weniger als mittelmäßig,

ihre Politik oft unbegreiflich. Verständlich wird das erst, wenn man beachtet, daß bei unseren inneren Zuständen unsere äußere Politik ziellos sein mußte; eine ziellose Politik muß aber schlecht sein.

Österreich-Ungarn hatte drei Richtungen für eine tätige, zielsichere Politik: Italien, den Balkan und Rußland. Jede zielvolle, tatkräftige Politik muß — wie früher dargetan — mit dem Kriege rechnen. Der Krieg wieder muß ein tatsächliches Kriegsziel haben, das nur im Landerwerb zum Ausdruck kommt.

Welche Ziele sollte nun Österreich-Ungarn, an seinen inneren Zuständen gemessen, in den drei erwähnten Richtungen haben?

Italien. Sollte dort das Ziel sein, den schon einmal aufgegebenen Besitz italienischer Gebiete wieder zu erwerben? Jeder Mensch mit Wirklichkeitssinn mußte sich klar sein, daß dies mit Rücksicht auf die inneren Zustände der Monarchie und infolge der Stärkung der Irredenta ausgeschlossen war, ein vollkommen verfehltes Ziel gewesen wäre.

Der Balkan. Ein Balkankrieg konnte nur das Ziel haben, die dort herrschenden nationalen Bestrebungen, die Vereinigung aller Südslawen und aller Rumänen auszuschalten. Das wäre nur denkbar gewesen durch Eingliederung aller serbischen und rumänischen Gebiete in die Monarchie. Diese Eingliederung hätte somit die Vereinigung aller Südslawen und aller Rumänen in der Monarchie und damit ihren staatlichen Zusammenschluß bringen müssen, das heißt Ungarn hätte seine südslawischen und rumänischen Gebiete an einen südslawischen und an einen rumänischen Teilstaat abgeben müssen. Dazu war Ungarn natürlich nicht zu bewegen. Der Widerstand Ungarns, das nicht einmal die Angliederung Serbiens zulassen wollte, war daher das Hindernis jeder zielbewußten Balkanpolitik der Monarchie.

Rußland. Ein siegreicher Krieg mit Rußland war für Österreich-Ungarn ganz besonders ziellos. Er konnte nur mit der Abtrennung eines großen Polen von Rußland enden, um die Geltung Rußlands möglichst nach Osten zu verschieben. Was sollte mit diesem Polen geschehen? Eine Angliederung an Österreich-Ungarn war ausgeschlossen; sie hätte das Übergewicht der Polen zu sehr erhöht und hätte die polnischen Selbständigkeitsgelüste nur verstärkt, was Deutschland nicht zugeben konnte. Die Teilung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn war ebenfalls ausgeschlossen, da weder Deutsch-

land noch Österreich-Ungarn einen so starken Zuwachs an Polen brauchen konnten.

Die Schaffung eines selbständigen Polens war ebenfalls für die Monarchie und für Deutschland eine Gefahr und daher ausgeschlossen. Ein selbständiges Polen hätte unbedingt auf den Anschluß aller von Polen mitbewohnten Gebiete Österreichs und Deutschlands hingearbeitet, hätte also eine polnische Irredenta gezüchtet.

Die polnische Frage schien somit für Österreich-Ungarn und Deutschland unlösbar, wie sie sich später auch erwiesen hat. Der bestehende Zustand schien noch der beste zu sein.

Ein Krieg mit Rußland hatte daher für Österreich-Ungarn kein Ziel, keinen Zweck.

Diese Zwecklosigkeit jedes Krieges Österreich-Ungarns gegen Italien, auf dem Balkan und gegen Rußland traf mit den entgegengesetzten zielvollen Bestrebungen dieser Länder zusammen.

Damit wird die Schwäche unserer Diplomatie, unserer Politik klar. Sie war zu abhängig von den inneren Verhältnissen, von dem Willen der österreichischen und der ungarischen Regierung. Ein so verworrenes Staaten-Gefüge konnte keine kraftvolle Politik machen.

Nur ein „Mann", der vorerst die inneren Verhältnisse beherrscht hätte, der zuerst den Willen beider Staaten der Monarchie fest in seine Hand gezwungen hätte, wäre imstande gewesen, eine kraftvolle Politik nach außen zu führen.

Interessant ist, daß dem Kaiser Franz Josef der Ausspruch zugeschrieben wurde: „Mein Unglück ist es, daß ich keine Männer finden konnte."

Abgesehen davon, daß der unbescheidene Wunsch nach der Mehrzahl „Männer" vermuten läßt, daß man über den Begriff des Seltenheitswesens „ein Mann" nicht ganz klar war, trifft der Ausspruch das Richtige. Die Schuld aber, daß man keinen „Mann" fand, lag im Charakter des Monarchen.

Man ersehnte einen „Mann", aber man wollte ihn nicht. Wenn jemand nur entfernt an den Begriff „Mann" erinnerte, wenn er die Eigenschaften zeigte, die fast immer Begleiterscheinungen der Männlichkeit sind: Offenheit, Rücksichtslosigkeit, kraftvolles Auftreten, Selbstgefühl, oft auch eine gewisse Formlosigkeit, dann war er unbequem, unbeliebt und kam gar nicht zur Geltung — denn man liebte, an die Bedienung durch bequeme Lakaien gewöhnt, nur Lakaiennaturen.

Die Kriegsvorbereitungen.

Aeußere und innere Politik haben, wie früher dargetan wurde, dafür zu sorgen, Staat und Volk für jeden Krieg, seiner Bedeutung entsprechend, vorzubereiten. Handelt es sich also voraussichtlich um einen Entscheidungskampf, der die Lösung von Weltfragen bringt, somit auch über die Zukunft des Volkes entscheidet, dann muß die Politik die Volkskraft bis zur äußersten Grenze für den Krieg bereitstellen.

Falsch war es, zu glauben, daß diese Pflicht den Soldaten zukam, ein Fehler der Politik war es, diese Sorge den Kriegsministern und den voraussichtlichen Heerführern aufzuhalsen. Die Soldaten hatten nur zu bestimmen, *wie* die Volkskraft am besten vorzubereiten ist; *daß sie vorbereitet werde und bis zu welchem Maße*, war und ist Sache der Politik. Nur dort, wo der Staatsmann fehlt, wo kein Bismarck Blut und Eisen in die Hand des Staatsoberhauptes legt, finden wir die Erscheinung, daß der künftige Heerführer den Politikern oder unter Umständen sogar dem Kriegsminister das für den kommenden Krieg Notwendige abringen oder von ihnen erbetteln muß, daß er sich in die Politik mengt und in den Augen der unwissenden Menge zum „Kriegshetzer" wird.

Die Bereithaltung der äußersten Volkskraft ist nicht auf unbegrenzte Zeit möglich; sie kann nur für einen bestimmten Termin oder für einen eng begrenzten Zeitabschnitt erfolgen. Dies ist erreichbar, wenn die eigene Politik nur über den Krieg zum Ziel führt und man den Entscheidungskampf auf einen Zeitpunkt festlegt, so wie die Entente ihren Krieg gegen Deutschland für das Jahr 1916 in Aussicht nahm, oder wenn man einem als unvermeidlich erkannten, daher aufgezwungenen Entscheidungskampf nicht immer wahllos ausweicht, sondern den Willen hat, sich ihn innerhalb eines engbegrenzten Zeitabschnittes aufdrängen zu lassen. Die Mittelmächte waren gegenüber

der Einkreisung durch England in der Lage, dieses Verhalten einzuschlagen. Sie haben es nicht getan. Eine für den Daseinskampf ungenügende Kriegsrüstung war die Folge.

Deutschland hatte das vorzüglichste Heer der Welt. Ohne die Volkskraft voll, ja auch nur im Maße wie Frankreich auszunützen, war Deutschland mit diesem Heer jedem einzelnen seiner Feinde weit überlegen. Einem Bündnis England—Frankreich—Rußland aber war es allein nicht gewachsen. Es verließ sich auf seine Bundesgenossen. Das war ein schwerer politischer Fehler, denn Italien und Rumänien waren unverläßlich, Österreich-Ungarn für einen Entscheidungskampf infolge seiner inneren Zustände noch weniger gerüstet wie Deutschland.

Als Italien bei Kriegsbeginn aus dem Bündnis aussprang, fehlten im Elsaß zwei von Italien beizustellende Korps; dagegen konnten die Franzosen ihre Grenzen gegen Italien entblößen und ihr ganzes Heer den Deutschen entgegenstellen. Die zwei Korps konnte man ersetzen, man entnahm sie dem ohnedies schwachen Ostschutz. Die Zusammenfassung der ganzen französischen Kraft gegen Deutschland konnte man aber nicht wettmachen. Als dann die Russen, viel früher als erwartet, überlegen gegen Ostpreußen vorbrachen, und dort die deutsche Führung dieser Überlegenheit nicht gewachsen war, mußten zwei Korps dem entscheidenden Flügel der Deutschen entnommen werden.

Bei gesteigerter Ausnützung der deutschen Volkskraft, etwa in dem Maße Frankreichs, hätten leicht zehn oder zwölf neue Korps aufgestellt werden können, allerdings nicht für unbegrenzte Zeiten, sondern nur für den in bestimmtem Zeitabschnitt herbeizuführenden Entscheidungskampf. Bei Kriegsbeginn haben sich über eine Million Kriegsfreiwillige gemeldet, also Männer, die nicht gesetzlich zur Einstellung ins Heer verpflichtet waren.

Es ist eine der ersten und wichtigsten politisch-militärischen Forderungen, jeden Krieg mit absoluter Kraftüberlegenheit zu beginnen, um sich die entscheidenden Anfangserfolge zu sichern. Alle späteren, im Laufe des Krieges nachhinkenden Anstrengungen können einen in dieser Richtung begangenen Fehler nicht gutmachen.

Aber nicht nur der Zahl nach war das deutsche Heer zu schwach für den Entscheidungskampf, es war auch schlecht gerüstet. Allerdings entsprach die Artillerie nach Zahl und Ausbildung, nicht aber nach dem Geschützmaterial ihren Aufgaben. In Schußweite und Wirkung des Geschosses waren die französische und die russische Artillerie der deut-

schen überlegen. Auch in der Munitionsausrüstung hatte man sich schwer vergriffen. Schon der Krieg von 1870/71 hatte gezeigt, daß man die Infanterie zu reich, die Artillerie zu schwach mit Munition versorgt hatte.[1]) Damals war das deutsche Geschütz dem französischen weit überlegen, weshalb sich keine Folgen zeigten. Im Weltkriege war aber das reicher ausgestattete französische Material dem deutschen auch noch an Wirkung überlegen, daher kam die Zusammenstellung: wenig Wirkung und wenig Munition scharf zur Erscheinung.

Die hochentwickelte deutsche Technik und die leistungsfähige Industrie waren nicht planmäßig zur Vorbereitung des Krieges herangezogen worden. Der staatsmännische Blick hatte gefehlt, der erkannt hätte, daß der kommende Weltkrieg über die Weltgeltung des deutschen Volkes entscheiden werde, der Wille des Staatsmannes war nicht vorhanden, der alle Kräfte des deutschen Volkes, auch die Technik, für den Erfolg in diesem Daseinskampf entfesselte.

In den letzten siegreich geführten deutschen Kriegen fiel ein großer Anteil an den einzigartigen Erfolgen der Wirkung eines neuen, das erstemal auftretenden Kriegsmittels zu: 1866 dem Hinterladgewehre, 1870 dem Hinterladgeschütz.

In den Weltkrieg trat das sonst so erfindungsfrohe Deutschland ohne verblüffend wirkenden „clou“, denn auch die panzerbrechenden, sehr beweglichen Mörser waren österreichisch-ungarischer Herkunft und in zu geringer Zahl vorhanden. Sie wurden in Belgien auch zu spät eingesetzt. Die 42 cm-Haubitze kam sowohl der Zahl als auch ihrer geringen Beweglichkeit wegen für die raschen Einleitungskämpfe nicht in Betracht.

---

[1]) General der Artillerie von Stein irrt sich, wenn er sich in seinen „Erlebnissen und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges“ Seite 92 und 93 auf den Deutsch-französischen Krieg beruft, um die Munitionsausrüstung des Heeres zu begründen. Ich hatte vor dem Kriege anläßlich eines Etappenkriegsspieles Gelegenheit, dem Chef des Generalstabes nachzuweisen, daß wir zu viel Infanterie- und zu wenig Artilleriemunition vorbereitet hielten. Ich berief mich dabei auf das Beispiel des Deutsch-französischen Krieges, in dem die Infanteriemunitionskolonnen kaum zur Hälfte, die Artilleriekolonnen aber einmal ganz geleert worden waren. Ich schloß daraus, daß man vor allem die im Kriege nur schwer in großen Massen nachzuerzeugende Artilleriemunition in reichem Maße fertig und halbfertig vorrätig halten sollte, sich dagegen bezüglich der Infanteriemunition auf die Massenerzeugung im Kriege aus bereitgehaltenen Vorräten (Pulver, Blei, Messing) einrichten solle. Meine damaligen Darlegungen wurden nicht beachtet; wir gingen daher mit völlig unzureichender Geschützmunition in den Kampf.

Die Marine hatte zwar ihren „clou", das Unterseeboot. Aber merkwürdig, auch da versagte der deutsche Geist. Man hatte nicht erkannt, daß dies die einzige Waffe war, die bei entsprechender Ausgestaltung in einem Kampf mit England dessen Übermacht zur See brechen konnte, daß es das einzige Kampfmittel war, in dem Deutschland bei kluger Vorbereitung gegen England die absolute Überlegenheit erreichen konnte. Deutschland soll nur mit 15 Unterseebooten in den Krieg gezogen sein. Sollte man in der deutschen Marine die Bedeutung des Unterseebootes nicht erkannt haben? Das ist nicht anzunehmen. Hätte die Politik den Willen gehabt, den unvermeidlichen Entscheidungskampf mit England in wenigen Jahren herbeizuführen, dann hätte die Marineleitung sicher den Krieg mit 60 bis 100 Unterseebooten begonnen, die trotz allen Arten von Sperren, ob Netzsperre oder Minensperre, zum Angriff gegen die im Hafen liegende englische Flotte geeignet waren, denn im Kriege mit England kam es vor allem darauf an, die englische Kriegsflotte zu vernichten. Auf vier, fünf Jahre hinaus konnte, mußte man es wagen, den Bau von Unterseebooten auf Kosten der Flotteneinheiten zu beschleunigen — ins Zeitlose hinein mußte die Marineleitung an dem Flottenprogramm festhalten. Natürlich durfte man den Engländern nicht durch eine Vorlage sagen: Im Jahre X wird Deutschland hundert Unterseeboote besitzen. Das mußte so geschickt berechnet und gemacht werden, daß die Welt — auch die deutsche Öffentlichkeit — kurze Zeit nach Kriegsbeginn durch die furchtbare Wirkung dieser Waffe verblüfft wurde.

Deutschland hätte gegen die englische Flotte bei zielbewußter technischer Vorbereitung des Krieges noch ein zweites Angriffsmittel zur Vernichtung ansetzen können. Dieses Mittel mußte aber nur für diesen Zweck eigens entwickelt werden: Luftfahrzeuge und zwar in erster Linie Flugzeuge, die mit mächtigen Bomben, wie sie während des Krieges von den Deutschen tatsächlich, nur in ganz verfehlter Richtung, verwendet wurden, der im Hafen liegenden englischen Flotte zu Leibe gehen mußten.

Um diese Angriffsmittel: Unterseeboot und Flugzeug bis zu Vernichtungswaffen auszugestalten, mußte der Vernichtungswille vorhanden sein. Da dieser Vernichtungswille den deutschen Politikern fehlte, fehlte auch der Wille ein Vernichtungsmittel zu haben, zu finden, zu schaffen.

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht war der Entscheidungskampf

nicht vorbereitet. Deutschland mußte mit der Blockade rechnen, es mußte daher für den Krieg große Vorräte von allen Bedürfnissen aufstapeln, für die es an das Ausland gewiesen war. Das war ebenfalls nur dann möglich, wenn der Kampf für bestimmte Zeit in Aussicht stand.

So sieht man in der sonst immer und überall so vorzüglich geleiteten deutschen Heeresrüstung wie nachteilig das Fehlen der ersten Voraussetzung jedes großen Erfolges in Politik-Krieg wirkt, das Fehlen des politischen Genius.

Noch schärfer mußten sich diese Folgen in Österreich-Ungarn einstellen, wo die inneren Verhältnisse an sich die Durchführung jeder guten Kriegsrüstung erschwerten. Wir finden hier daher auch dieselben Mängel wie bei den Deutschen, nur in viel höherem Grade.

Von einer Ausnützung der Volkskraft war keine Rede. Nur ein Bruchteil der Tauglichen hatte die ganze Last der Blutsteuer zu tragen. Diese Leute hatten bis in den Landsturm hinein, also bis ins 42. Lebensjahr damit zu rechnen, im Kriegsfalle in der Front verwendet zu werden. Eine Erhöhung der Rekrutenzahl oder gar die Heranziehung aller Tauglichen zum Waffendienste — wie im „neutralen" Belgien — war bei den trostlosen innerpolitischen Verhältnissen ausgeschlossen. Ist doch, wie bereits einmal erwähnt wurde, die so nötige Verstärkung der Feldartillerie daran gescheitert, daß die Ungarn die dazu nötige Erhöhung der Rekrutenzahl durchaus nicht bewilligen wollten, und daß Österreich und die Heeresverwaltung es auch da nicht verstanden, ihren vernünftigen Willen durchzusetzen.

Die geringe Rekrutenzahl und die steten Klagen über die großen Kosten der Heeresrüstung verhinderten die Vermehrung der Zahl der Truppen- und Heereskörper. Trotz der geringen Rekrutenzahl und dem geringen Friedensstand sammelten sich in dem zu engen Rahmen der bestehenden Regimenter infolge der langen Reservedienstpflicht große Massen von oft nur notdürftig ausgebildeten Wehrmännern.

Ein Stabsoffizier des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 3 erzählte mir während der Fahrt an die Front im August 1914, daß sich in Ofenpest über 10000 Mann seines Regimentes angesammelt hatten, die im Regimente keinen Platz fanden. Auch die anderen Regimenter des 4. Korps hatten ähnlichen Über-

fluß an Mannschaften. Zur Bewaffnung fehlten dem 4. Korps über 17 000 Gewehre.

Diese Verhältnisse verschuldeten es, daß unsere Armee trotz reichlichem Menschenmaterial gerade im entscheidenden Anfang des Krieges zu schwach, mit zu wenigen, festgefügten Divisionen in Tätigkeit trat. Alle späteren Anstrengungen konnten die dadurch verursachten Nachteile nicht mehr beheben — ebensowenig wie bei den Deutschen.

In dieser drangvollen Enge kam die Heeresleitung auf die verwerflichsten Abhilfen.

Infolge der langen Reservedienstpflicht sammelten sich in der Reserve viel mehr Ausgebildete an, als zur Erlangung des vollen Kriegsstandes nötig waren.

Dieser Überschuß, der zum Ersatz der ersten Verluste bestimmt war, wurde in Marschbataillone und Marschbatterien vereinigt, die den Ersatz an Offizieren, Mannschaften und an Material bei ihren Stammtruppenkörpern leisten sollten.

Man täuschte sich nun eine Verstärkung der Armee vor, indem man aus diesen lose formierten Ersatzabteilungen jeder Division Marschregimenter und aus diesen Heereskörper, die sogenannten Marschbrigaden bildete. Die vier Marschbataillone einer Infanteriedivision wurden gewöhnlich in ein Marschregiment, zwei Marschregimenter in eine Marschbrigade zusammengestellt. Diese Marschbrigaden erhielten überdies eine Marschbatterie und die notwendigsten Sanitäts-, Munitions- und Verpflegsanstalten.

In ähnlicher Weise wurden aus ausgebildeten Landsturmmännern Landsturmbrigaden gebildet, denen auch nur das notwendigste an Artillerie und Anstalten beigegeben wurde.

N e u f o r m a t i o n e n haben immer einen geringen inneren Halt. Offiziere und Mannschaft sind sich fremd, kennen ihren Dienst noch nicht, die ganze Maschine arbeitet nur mit großen Reibungen. Je älter die Mannschaft, je weniger diensterfahrene Offiziere und Unteroffiziere vorhanden sind, desto geringer ist der innere Gehalt solcher Truppen. Nur längerer Bestand kann diese Mängel nach und nach beheben. Fehlen solchen Körpern wichtige Mittel für Kampf und Erhaltung, wie Maschinengewehre, Artillerie, Anstalten, dann sind sie so gering an innerem Halt und an Kampfkraft, daß sie, frühzeitig ins Gefecht gebracht, versagen und infolge der minderen Führung und des Zerfalles des lockeren Gefüges unnötig hohe Verluste erleiden.

Von der ungünstigen Zusammensetzung solcher Heereskörper kann man sich nach folgendem Beispiel ein Bild machen.

Die kroatische Landsturmbrigade bestand aus vier Regimentern zu drei Bataillonen. Alle Bataillone bestanden aus über 33 jährigen, fast durchwegs verheirateten Männern. Nach Mitteilung des Brigadiers sollten die Familienväter eines solchen Bataillons — ich glaube es sollte Regiment heißen — 9000 Kinder besitzen. In den Regimentern waren nur die Regiments-, Bataillons- und einige Kompagniekommandanten aktive Offiziere. Diese Brigade von 12 Bataillonen hatte, als sie im September 1914 in den Verband meines Korps trat, nur eine Batterie zu sechs Geschützen, so daß auf zwei Bataillone ein Geschütz entfiel. Was das bedeutet wird jeder begreifen, der hört, daß zur selben Zeit eine deutsche Division zu zwölf Bataillonen 72 Geschütze, somit sechs Geschütze auf ein Bataillon zählte.

Diese erst im Kriegsfalle neuformierten, ganz ungenügend mit Artillerie bedachten Heereskörper sollten aber im Rahmen der Armee im Felde verwendet werden. Man konnte da natürlich nicht immer auf ihre ungünstige Zusammensetzung Rücksicht nehmen. Unnötig große Verluste bei geringem Erfolg waren die Folge dieser verfehlten Organisation.

Diese Marsch- und Landsturmbrigaden waren bei allen großen Kriegsspielen ein beliebter Aufputz der Kriegsgliederungen; man gewöhnte sich daran, sie als vollwertig anzusehen, ohne an ihre Mängel zu denken.

Als Kriegsschulkommandant berufen, dem Nachwuchs des Generalstabes richtige Ansichten beizubringen, konnte ich die willkürliche Zusammenfassung von Ersatzformationen in Heereskörper und die Verwendung dieser Brigaden und der gleichwertigen Landsturmbrigaden als vollwertige Heereskörper nicht gelten lassen. Entweder waren die Marschformationen Ersatzabteilungen, dann war die Formierung von Brigaden und die Beigabe von Anstalten eine unnötige Überorganisation und schädlich, oder sie sollten vollwertige Heereskörper sein, dann mußten sie anders, nämlich vollwertig organisiert werden. Ersatzabteilungen *und* Feldformationen gleichzeitig konnten sie nicht sein.

Ich trug daher dem Chef des Generalstabes meine Bedenken vor und stellte zum Schluß die Frage, ob die Marschformationen als Ersatzabteilungen oder als Feldformationen verwendet werden sollen.

Der Chef des Generalstabes antwortete: „Nach meiner Ansicht sind es Ersatzformationen. Ich muß aber an Überraschungen für den Feind denken und dazu brauche ich die Marschbrigaden und Landsturmbrigaden."

Der Feind wurde durch das Auftreten dieser Brigaden nicht überrascht, er hatte mit ihnen leichte Arbeit, wir aber wurden sehr unangenehm überrascht und geschädigt — denn diese aus vorzüglichen Elementen schlecht formierten Truppen versagten tatsächlich überall oder sie erlitten unnötig große Verluste.

Die vorzüglichen Truppen der 29. Infanteriedivision waren 1914 in Serbien bald auf den halben Stand gesunken. Um diese Zeit stand das Marschregiment der Division irgendwo auf dem russischen Kriegsschauplatz. Alle Bitten um Zusendung des Ersatzes waren vergebens. Endlich erhielt ich die Ermächtigung ein zugewiesenes Marschregiment tschechischer Regimenter in die Division einzusetzen. Ich verzichtete darauf, weil die Folgen unabsehbar waren. Bald darauf an der Kolubara ergab sich ein Bataillon dieses Marschregiments den Serben. Nur eine der zwar schwachen aber unvermischt gebliebenen Kompagnien des 92. Infanterieregiments und die Artillerie, sowie das energische Eingreifen des tüchtigen Brigadiers retteten die Gefechtslage.

Diese bösen Erfahrungen mit den Marschformationen veranlaßten mich dann als Generalstabschef der Balkanstreitkräfte und der Südwestfront die strengsten Befehle zu erwirken und hinauszugeben, daß die Marschformationen nur als Ersatzabteilungen zu verwenden sind und nicht als geschlossene Körper ins Gefecht eingesetzt werden dürfen. Trotzdem wurde in der zweiten Isonzoschlacht abermals das Marschregiment der 48. Infanteriedivision auf dem Monte San Michele zum Gegenangriff gegen den eingedrungenen Feind angesetzt, also zur schwierigsten Aufgabe, indessen die vorzüglichen, festgefügten Bataillone der 48. Division in einem nicht angegriffenen von Natur aus sehr starken, durch Artillerieflankierung fast unangreifbar gemachten Abschnitte vor Görz standen. Der Gegenangriff dieser braven Bataillone gelang zwar. Der Besitz des Monte San Michele wurde aber nur mit ungeheuren Verlusten erkauft. Ich konnte mir die Verluste dieser Bataillone nicht erklären. Erst die Aufforderung zur Aufklärung ergab die Tatsache, daß das Regiment gegen den Befehl als Truppe verwendet und zu einem Angriff eingesetzt worden war. Der betreffende hohe Kommandant vom Erzherzog Eugen in seiner liebens-

würdigen Art zur Rede gestellt, wollte nicht einsehen, daß dies Massenmord war und war noch stolz darauf, damit den Monte San Michele gerettet zu haben. Er wollte nicht einsehen, daß die Bataillone der 48. Division rechtzeitig durch ihre Marschformationen in der Stellung abzulösen und als Reserve bereitzustellen waren.

Das waren die traurigen Folgen einer verfehlten Organisation und einer falschen Schulung der Offiziere.

Der Unfug der Verwendung von Marschformationen als Truppe hörte erst auf, als diese Formationen aus der Kriegsgliederung der Heereskörper entfernt und das wurden, was sie von allem Anfang an sein sollten: Schul- und Ersatzabteilungen.

Die Artillerie der österreichisch-ungarischen Armee war nach Zahl, Material und Munitionsausrüstung ganz unzulänglich. Alle unsere Feinde, auch die noch vor wenig Jahren fast wehrlosen Serben waren uns an Artillerie überlegen.

Die Ursache der geringen Stärke der Artillerie wurde schon erwähnt.

Unser Geschützmaterial war schon zur Zeit seiner Fertigstellung unzulänglich. Nur mühsam wurde das Modell im Arsenal nach zahllosen kleinen Änderungen fertiggestellt.

Die Hauptursache der Minderwertigkeit war, daß die Rohre aus Bronze bestanden.

Hier soll nicht auf den Streit Stahl oder Bronze eingegangen werden. Erwähnt soll nur werden, daß alle anderen Militärstaaten der Welt schon längst zum Stahl übergegangen waren. Sollten gerade wir die einzigen gewesen sein, die das Richtige verkannt haben?

Unsere Geschütze waren den feindlichen an Schußweite und Wirkung des Geschosses unterlegen. Unser einziges schweres Feldgeschütz, die 15 cm-Haubitze, war ein schwerfälliges, nicht für den Feldkrieg gebautes Geschütz, das nur 5000 m weit schoß. Die Serben hatten dagegen bewegliche 12- und 15 cm-Haubitzen neuester Art mit einer Schußweite von über 8000 m. Wie nachteilig diese Tatsache auf die Stimmung der Truppen wirkte, ist leicht einzusehen.

Unsere Artillerie hatte als Hauptgeschoß das Schrapnell. Sie besaß nur sehr wenig Granaten. Das Schrapnell erwies sich bald als wenig wirksam. Die Serben waren im unübersichtlichen Terrain immer sehr gut eingenistet, das Ziel schwer zu erkennen, noch schwerer zu erfassen. Das Einschießen war schwierig, da unsere Richtmittel

den Verhältnissen des Kampfes nicht entsprachen. Die Offiziere saßen immer auf Bäumen, Türmen, Häusern und konnten doch nichts sehen, konnten von dort aus das Feuer der Geschütze nur schwer regeln. Die Schrapnells unserer als Truppe so vorzüglichen Artillerie krepierten meist wirkungslos hoch in der Luft, dem Feinde zur Freude, nicht zum Schrecken. Dagegen wirkt die im Aufschlag krepierende Granate auch dann moralisch niederdrückend auf den Beschossenen, wenn sie keinen Schaden stiftet. Die Granate war das einzig wirksame Geschoß gegen den immer in der Erde eingenisteten Feind. Unsere Artillerie hatte aber keine Granaten. Alle Forderungen darnach waren vergebens — man hatte keine und konnte sie auch nicht schnell in Massen erzeugen, weil die nötigen großen Mengen des Füllsprengstoffes nicht vorhanden waren. Das blieb während des ganzen Krieges das Hindernis für die möglichst reichliche Lieferung von Granaten.

Die Artilleriekommandanten, an die ich mit meinen Forderungen nach wirksamerem Feuer herantrat, waren in Verzweiflung — sie konnten nicht, trotz dem besten Willen. Die Infanterie mußte dies mit Blut bezahlen, da sie den ungenügend erschütterten Feind angreifen mußte.

An Artilleriemunition waren bei Kriegsbeginn nur etwa 500 Schuß für das Geschütz vorgesorgt. Diese waren bald verbraucht, so daß schon in den ersten Wochen des Krieges Mangel eintrat. Vorsorgen für die Einleitung einer außerordentlichen Massenerzeugung hatte der Mobilisierungplan nicht vorgesehen.

Die Folgen werden bei der Schilderung der Kriegsereignisse erkennbar sein.

Die dann erst während des Krieges belebte Massenerzeugung der Artilleriemunition konnte diesen schweren Fehler nicht ausgleichen. Weil bald Mangel an den in nicht genügender Menge vorrätig gehaltenen Rohmaterialien eintrat, schleppten wir bei dem immer steigenden Bedarf den chronischen Munitionsmangel als immerwährende Fessel mit.

Die Ausbildung unserer Armee für den Krieg war nicht entsprechend. Weder die Truppen, noch die Führung waren wirklich kriegsmäßig ausgebildet. Nach dem Abgange des Grafen Beck vom Posten des Chefs des Generalstabes wurde zwar nur mehr „kriegsmäßig" geübt und manövriert, aber die Ausbildung war nichts weniger als kriegsmäßig.

Man fand die Kriegsmäßigkeit darin, daß man der Entwicklung der Manöverkämpfe gar keine Fesseln anlegte. Zahlreiche Schiedsrichter sollten die im Kriege durch die Waffenwirkung herbeigeführte Entscheidung der Teilkämpfe festsetzen. Sie konnten nicht überall sein; die Truppen entzogen sich vielfach den Entscheidungen; wer rascher viele Kompagnien zur Stelle brachte, gleichgültig, ob sie kampffähig dahin gelangt wären, hatte den Erfolg. Die Schiedsrichter waren physisch und geistig nicht in der Lage überall sofort richtige Entscheidungen zu treffen. So entstanden Zerrbilder, falsche Vorstellungen, falscher Ehrgeiz und eine mit unlauteren Mitteln arbeitende eigene Manövertaktik, die mit der Kriegsmäßigkeit nichts gemein hatte. Das Vorstürmen wurde unserer Infanterie anerzogen. Das Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie war zwar in aller Mund, kam aber nicht zur Geltung; man nahm sich dazu nicht die Zeit, denn nicht das richtig vereinigte Artillerie- und Infanteriefeuer entschied den Manöverkampf, sondern die rascher zur Stelle gebrachte größere Zahl der Kompagnien. Jeder militärisch gebildete Offizier wußte, daß das richtige Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie die wichtigste Voraussetzung zum Gelingen jedes Angriffes ist. Man wußte aber nicht, worin dieses Zusammenwirken liegt, man glaubte, daß es das sei, was wir bei den Manövern übten. Erst die blutige Wirklichkeit zeigte die Täuschung.

Alle Entscheidungen fielen bei den Manövern unnatürlich schnell. Bewegungen, die auf dem Gefechtsfelde Stunden in Anspruch nehmen mußten, wurden auf dem Manöverfelde in Minuten zurückgelegt. Jede reelle Führung war ausgeschlossen, da bei der raschen Entwicklung der Ereignisse, die Möglichkeit der Verständigung und der Gegenwirkung fehlte. Es bildete sich eine ganz schädliche Jagd nach „entscheidenden Punkten", Höhen, Waldparzellen, Ortschaften usw. heraus. Man sah die höchste Ausbildung der Führer darin, auf Grund der Einschätzung solcher Punkte, taktische Pläne und Entschlüsse zu fassen. Auf die richtige, natürliche, der Waffenwirkung Rechnung tragende Art der Durchführung wurde kein Gewicht gelegt; sie ging in der tollen Jagd nach den Punkten und in der Willkür der schiedsrichterlichen Entscheidungen unter.

So kamen die Truppen ohne ihr Verschulden auf den Manöverfeldern oft in die ungünstigsten Lagen und zwar desto öfter, je reeller

und kriegsmäßiger ihr Kommandant führen wollte, je weniger „Manöverwitze“ er anwandte.

Besonders stark trat dies in der vollkommen verfehlten Verwendung der Kavallerie zutage. Die Kavallerie wurde im kleinen und im großen ohne jede Rücksicht auf Waffenwirkung eingesetzt.

Da bei den großen Manövern in wenig Tagen möglichst viele Entscheidungen und Kämpfe stattfinden sollten, da alles dem Scheinerfolge nachjagte, waren die Übungen mit einer außerordentlichen Anstrengung der Truppen verbunden. Alle diese Verhältnisse wirkten zusammen, um auf dem Manöverfelde oft ein unnatürliches Übergreifen, Ineinandergreifen der Gruppen, mit einem Wort ein regelloses und sinnloses Durcheinander der Parteien zu erzielen. Das sollte die Natürlichkeit des Krieges sein.

Man erzählte seinerzeit, daß der Chef des Generalstabes, als bei den Meseritscher Manövern das größte Durcheinander entstanden war, und eine Kavalleriedivision ganz erschöpft und bewegungsunfähig auf dem Hauptplatze von Meseritsch in die Hände der Gegenpartei fiel, befriedigt gesagt haben soll: „Das ist der Krieg.“ Das war Verkennung des Zweckes der Übungen. Die Übungen hatten nicht den Zweck, den Krieg zu kopieren, denn das kann keine Übung erreichen, sondern sie hatten den Zweck Truppen und Führung darin zu schulen, die Ordnung im Gefecht möglichst einzuhalten, der auflösenden Wirkung des Kampfes zu steuern und immer wieder die Kraft aller Truppen und die Wirkung aller Waffen auf das Kampfziel zu einigen. Das hat man bei unseren Manövern nicht gelernt, dazu fehlten die Schulübungen mit vollen Verbänden, in denen der Führung und den Truppen Gelegenheit gegeben, aber auch die Zeit gelassen werden sollte, das Zusammenwirken der Gruppen und Waffen zu erkennen und zu üben. So aber züchteten unsere Übungen eine eigene Manövertaktik, die vor der Wirklichkeit nicht standhielt.

Ich habe wiederholt gegen Kameraden geäußert, daß ich angesichts dieser Schulung förmliche Angst vor einem Kriege habe, da wir unnütz große Verluste erleiden müßten. Selbstverständlich war ein Durchdringen dieser Ansicht eines Offiziers in untergeordneter Stellung nicht möglich, sie konnte daher auch nicht in anderer Weise zur Geltung gebracht werden.

Unter Beziehung auf ein Gespräch mit einem verwundeten Stabs-

offizier des 8. Korps enthält mein Tagebuch unter dem Datum 25. August 1914 folgende Stelle:

„Nach alledem scheint unsere verzweifelte Manövererziehung ihre bösen Früchte zu tragen. Unsere Truppen und Führer sind das zusammenhanglose Vorwärtsstürmen gewöhnt. In Ordnung anzugreifen, haben sie nicht gelernt.

„Es ist tieftraurig, daß unsere herrlichen, opferfreudigen Truppen gegenüber dem elenden Serbien so unterliegen mußten. Die Schuld trifft — ich sage meine Ansicht klar und bestimmt — ausschließlich die höchste und die höhere Führung."

Die Schwäche unserer Artillerie nach Geschützzahl, Schußweite und Wirkung, der ungenügende Vorrat an Geschützmunition, das Fehlen der Granaten und die falsche Richtung der Ausbildung, die es verschuldete, daß die Infanterie ohne die Wirkung der Artillerie abzuwarten, ins feindliche Feuer vorstürmte, dann die verfehlte Verwendung der Neuformationen hatte zur Folge, daß unser bestes Soldatenmaterial zu Anfang des Krieges in unsinniger Weise verschwendet worden ist.

Unsere Truppen mußten im Kriege umlernen. Wo sie es nicht taten, erlitten sie riesige Verluste und hatten keinen Erfolg.

Das Umlernen geht aber nicht leicht. Als ich das Kommando der 29. Infanteriedivision übernommen hatte, gab ich eine Instruktion hinaus, die es der Führung zur Pflicht machte, jeden Angriff gegen einen eingenisteten Feind durch Artillerie gründlich vorzubereiten und von der Infanterie forderte, diese Vorbereitung abzuwarten und nicht frühzeitig vorzustürmen. Trotz dieser Ermahnung ging das vorzügliche Inf.-Regt. 92 wenige Tage später im Gefechte bei Popinci vorzeitig vor. Sehr große Verluste waren die Folge des abgewiesenen, noch nicht genügend vorbereiteten Angriffes.

Die Serben erkannten diese Eigenschaft unserer Truppen bald. Sie suchten uns in der Folge immer wieder zu solchen Angriffen zu verleiten. Sie verwendeten alle Mittel dazu, uns zum Drauflosgehen zu verführen; sie ließen zu diesem Zwecke unserem Kommando der Balkanstreitkräfte auch falsche Nachrichten zukommen, wie im Verlauf der Schilderung der Kriegsereignisse an zwei Beispielen gezeigt werden wird.

Auch die Schulung unserer Führer war nicht entsprechend. Wir waren taktisch überbildet, die Einfachheit des Denkens war verloren

gegangen. Dabei fehlte die gediegene Grundlage dieser Überbildung. Es wurde nicht vom beschränkten Wirkungskreis angefangen, eine einfache, stufenweise, aber immer gründliche Schulung angestrebt, sondern es wurde gleich in allem Anfang, in den Schulen schon, die breiteste umfassende Schulung geübt. Viel und oberflächlich war das Wesen des Unterrichts, statt wenig, aber gründlich. Die Schulen sollten fertige Führer stellen — was natürlich ausgeschlossen war. Auch unsere Kriegsschule sollte als Fachschule fertige Generalstabsoffiziere liefern, die in allen Zweigen des Generalstabsdienstes bewandert, sofort verwendbar waren. Die Ausbildung war daher zu vielseitig ins einzelne gehend, verbrauchte, ermüdete. Dem praktischen Selbststudium, der Bildung im Leben und nach dem Muster tüchtiger Vorgesetzter wurde kein Wert beigemessen. Der Erfolg der Kriegsschule war maßgebend für die Aufnahme ins Korps, für die Verwendung im Korps, für das rasche Aufsteigen. Ich habe als Kriegsschulkommandant vergebens versucht, diese Last der Schule abzunehmen, da sie diese nicht tragen konnte. Der Chef des Generalstabes antwortete mir: „Ich brauche einen einheitlichen Maßstab; den kann nur die Kriegsschule geben." Es war so einfach, diesen Maßstab in dem Zeugnis einer Schule zu finden.

Wir waren, wie oben gesagt, taktisch überbildet. Viele kamen vor lauter taktischen Ideen nicht zur Erkenntnis der einfachsten Wahrheiten.

Ich erinnere mich noch eines kurz vor dem Kriege abgehaltenen Generalskriegsspiels, bei dem ein General, der nahe zum Korpskommandanten stand und im Kriege Armeekommandant wurde, den Auftrag hatte, bei Belgrad mit einer Division über die Save zu gehen. Er begann den Übergang mit dem Brückenschlag, ein Beginnen, das den Abgang jedes richtigen Gefühles für das einfache Wesen eines Flußüberganges erkennen ließ.

Der Chef des Generalstabes war ganz einseitiger Taktiker. Sein heller Geist beherrschte zwar auch das Operative, er erkannte überall das Wesen, urteilte immer richtig, aber er hatte keine Liebe dafür und daher auch keine Zeit, sich in die Einzelheiten bis zur vollsten Erkenntnis zu vertiefen. Er sah auch alles Operative nur als Taktiker.[1]) Wenn er die Kriegsschule besichtigte, folgte er, solange sich die

[1]) Für militärisch weniger orientierte Leser sei bemerkt, daß die Taktik die Lehre vom Gefecht ist, daß sie sich also mit der Kunst der Truppenführung auf dem Ge-

Besprechungen auf dem operativen Gebiet hielten, aufmerksam, aber doch ohne sichtliches Interesse; sobald man aber beim Bataillon oder bei der Kompagnie angelangt war, wurde er lebendig, bemächtigte sich selbst der Leitung — er war in seinem Element.[1])

Nach einem großen Etappenkriegsspiel, dem der Chef des Generalstabes beiwohnte, erfuhr er, daß die wenigen in der Sache unterrichteten Offiziere über die zutage getretenen falschen und oberflächlichen Ansichten der maßgebenden Personen entrüstet seien. Ich erhielt den Auftrag, ihm über das Kriegsspiel und seine Mängel zu berichten. Als ich ihm den Bericht überreichte, erlaubte ich mir die Bemerkung:

---

fechtsfelde befaßt, wogegen das operative Gebiet die Heranbringung der Truppenmassen in schlagfertigem Zustand auf das Kampffeld zum Gegenstand hat, die Bewegung, Erhaltung, Ernährung und Versorgung der Truppen einschließt; es umfaßt also die Kunst der Truppenführung zum Gefechtsfeld. Der höchste Teil des operativen Gebietes, der die Aufstellung der Kriegspläne, die Herbeiführung der Entscheidung des Krieges durch entsprechende Kraftverteilung, also die höchste Entschlußfassung in sich schließt, wird Strategie genannt. Der schönste strategische Plan oder Entschluß kann hinfällig werden und zum Mißerfolg führen, wenn ihm die operative Grundlage, also die Möglichkeit der Bewegung und Erhaltung der Heermassen, fehlt.

[1]) Um jeder falschen Deutung vorzubeugen, soll bekräftigt werden, daß mir eine abfällige Kritik dieses unseres hervorragendsten und bedeutendsten Generals ferne liegt. Ich habe in unserem Chef des Generalstabes immer den lauteren, selbstlosen, beispielgebenden Charakter verehrt und immer seine überragenden Geistes- und Verstandeskräfte anerkannt und richtig eingeschätzt. Gerade meine Verehrung der Person hat mich aber nicht blind gegen ihre Schwächen gemacht.

Zwei sollen hier hervorgehoben werden.

Er hat es leider vermieden, dem Generalstab Lehrer zu sein. Er ließ ihn ziemlich wild aufwachsen, überließ es Jedem, sich selbst Richtung zu geben. So fehlte die einheitliche, feste Geistesrichtung des Generalstabes.

Er hatte leider keine Menschenkenntnis. Er sah alle Menschen in seinem reinen Spiegel. Ich nahm mir einmal die Freiheit, dem Chef des Generalstabes zu sagen: „Das Verhängnis für Euer Exzellenz war es, daß Exzellenz ein neues System im Generalstabe mit den alten Männern durchführen wollten."

Der Mangel an Menschenkenntnis hat es verschuldet, daß der Chef des Generalstabes, also der oberste Führer unseres Heeres, in der Beurteilung der zur Führung von Armeen berufenen Generale so sehr fehlgegriffen hat.

In der Darstellung der Tatsachen halte ich mich an die Wahrheit, wie ich sie sehe, in der Beurteilung von Ereignissen und Personen folge ich nur meinem Gewissen; im Ganzen will ich — wie ich in der Einleitung es als notwendig bezeichnet habe — alles nur offen und rückhaltlos darlegen. Persönliches liegt mir ganz fern; daher vermeide ich es auch — bis auf zwei Fälle — Namen zu nennen; ich sehe immer nur die Funktion vor mir.

„Nach meiner Überzeugung ist das der eigentliche Generalstabsdienst, denn von der Festigkeit der operativen Basis hängt der Erfolg jedes Planes ab. Exzellenz müßten aber, um das ganz zu erkennen, ein solches Kriegsspiel selbst im einzelnen leiten und durcharbeiten.“ Ich erbot mich, das Kriegsspiel vorzubereiten. Der Chef des Generalstabes antwortete mir: „Ah, dazu habe ich keine Zeit.“ Auf meine Entgegnung: „Exzellenz müssen sich als Chef des Generalstabes die Zeit dazu nehmen,“ wiederholte er: „Ich habe keine Zeit.“ Dabei blieb es.

So fehlte bei der obersten Leitung das volle und gründliche Verständnis für die operativen Grundlagen jedes Planes.

Über den Gebirgskrieg waren auf dem Weg der Schulung ganz falsche Ansichten in der Armee gezüchtet worden — glücklicherweise auch bei den Italienern. Man turnte immer auf den höchsten Teilen der Gebirge herum, alles strebte nach dem Gipfel, so daß sich schließlich der Kampf in eine Reihe von Einzelgefechten auf den Rücken auflöste.

Bewegung ist das Element des Angriffes. Angreifen kann man nur dort, wo man sich vorwärts bewegen kann; je besser, je rascher, je überraschender man vorstoßen kann, desto besser ist der Raum für den Angriff geeignet. Je beschränkter der Bewegungsraum, je schwieriger das Fortkommen, desto ungünstiger liegen die Verhältnisse für den Angriff, am ungünstigsten auf den Kämmen und Rücken der Gebirge, wo die Bewegung auf schmalem Raum beschränkt und durch das Gelände erschwert, durch eine kleine, entschlossene feindliche Abteilung lange Zeit aufgehalten werden kann. Da wirksame Artillerie nur schwer in Stellung gebracht werden kann, lange Zeit dazu braucht, der Anmarsch Kraft und Zeit verschlingt, hat der Verteidiger Zeit, den Angriff frühzeitig zu erkunden, ihm entsprechend zu begegnen.

Die besten Angriffsbedingungen liegen dagegen in den Gebirgstälern vor, je breiter sie sind, desto mehr.

Ich war schon lange vor dem Kriege der Überzeugung, daß man im Gebirge in den Tälern angreifen, auf den Höhen nur beschäftigen, binden müsse. Ich konnte in meiner untergeordneten Stellung nicht erwarten, mit dieser Ansicht durchzudringen; sie konnte auch nicht öffentlich, etwa schriftstellerisch geltend gemacht werden. Erst im Kriege, bei Flitsch, war es mir vergönnt, die Richtigkeit dieser Ansicht durch den vollsten Erfolg zu erweisen.

Der Chef des Generalstabes und alle anderen waren unbedingte Anhänger der Höhentaktik. Er war als Divisionär viele Jahre in Tirol, war selbst ein tüchtiger Hochtourist und Naturfreund, liebte die Höhen und schenkte ihnen leider auch seine militärische Zärtlichkeit. So faßte er zu unserem Unheil eine verhängnisvolle Leidenschaft für die sogenannten Hochflächen von Lafraun und Vielgereut, die sie gar nicht verdienten. Von dieser Leidenschaft wurde er auch durch die Ereignisse und durch den Erfolg von Flitsch nicht befreit. Auch sonst traf ich mit dem Gedanken, in den Tälern anzugreifen, auf Abweisung. Zu tief saß die im Frieden anerzogene Gewohnheit. Selbst der glänzendste Erfolg konnte der tiefwurzelnden Friedenserziehung gegenüber nicht Schule machen. Man erfaßte die Grundlage des Flitscher Erfolges nicht.

Die materielle Vorbereitung des Krieges litt unter der geistigen Trägheit, die nur die Folge der Politik war, der Politik, die entweder mit ihrem frischen, lebenswarmen Geist das ganze Staatsleben durchflutet und auch die Armee zu intensivster vorbereitender Tätigkeit befruchtet, oder mit ihrer willenlosen Schlappheit und Trägheit auf das Heer einschläfernd und versumpfend wirkt.

Nur um den Geist zu charakterisieren, der an der Arbeit war, seien einige Beispiele aus meinen Erlebnissen erzählt.

Ich war als Oberst im Generalstabe im Technischen Komitee eingeteilt. Im Kriege sollte ich als Generalstabschef des obersten Etappenkommandos der höchste für die materielle Versorgung der Armee verantwortliche Generalstabsoffizier sein. Daher meine Pflicht, für die Vorbereitung des Krieges in dieser Richtung zu sorgen. Sonderbar war es, daß ich in dieser Eigenschaft nicht berechtigt war und die Berechtigung nicht erreichen konnte, dem Chef des Generalstabes unmittelbar zu berichten.

Die (falsch benannten) Intendanzkriegsspiele waren für mich das Mittel, zur Erkenntnis des Richtigen, des Notwendigen zu kommen; über das Ergebnis wurde jährlich dem Kriegsministerium berichtet.

In dem Berichte vom Februar 1908 wurde dargetan, daß die rasche Öffnung des Suganertals und damit der Bahn in jedem Krieg mit Italien von ausschlaggebender Bedeutung sei und somit die schnelle Niederkämpfung der italienischen Werke erfordere. Dies setze die Schaffung wirksamster Geschütze voraus. „Es müßten also 28 cm-, ja selbst 30.5 oder 35 cm-Mörser — je schwerer desto besser — in

Tätigkeit gebracht werden können." Als dann im Sommer 1908 ein Transportversuch des 24 cm-Mörsers mit einem Vierräderantrieb-Auto im schwersten Berglande gute Ergebnisse geliefert hatte, wurde berichtet, daß jetzt der Schaffung schwerster Mörser, auch die Unmöglichkeit ihres raschen Transportes, nicht mehr entgegenstehe. Als ich darüber mit dem Chef der Artilleriesektion des Technischen Komitees sprach, lächelte er überlegen und meinte, ich hätte jedenfalls keine Ahnung, wie die Gewichte mit dem Kaliber steigen. Man wollte einfach nicht. Erst viel später griff man die Idee auf, erst im Jahre 1912 oder 13 konnte ich den ersten 30.5 cm-Mörser auf dem Steinfeld bei Wien sehen. Daher hatten wir bei Beginn des Krieges zu wenige dieser gewaltigen Waffen.

Die Intendanzkriegsspiele brachten mich zur Erkenntnis, daß unser nur auf den Nachschub eingestelltes Verpflegssystem für den Krieg unbrauchbar war. Dieses Verpflegssystem bestand darin, den Truppenkörpern täglich gewissermaßen ein Paket Verpflegung für den vollen Kriegsstand zuzuschieben. Diese Verpflegung sollte ohne Rücksicht auf den täglich wechselnden Stand der Truppen ausgegeben und verbraucht werden. Alle Anträge auf Änderung des Verpflegssystems scheiterten am Widerstand von oberflächlich oder gar nicht orientierten Generalstabsoffizieren beim Chef des Generalstabes. Da ich nicht locker ließ, kam es endlich zu einer gemeinsamen Besprechung beim Chef des Generalstabes. In dieser Besprechung begründete ich die Unbrauchbarkeit dieses spitzfindig ausgeklügelten Verpflegssystems und betonte auch als schweren Nachteil die unsinnige Verschwendung an Verpflegung und Kraft, die daraus erwuchs, daß den bald tief unter den Kriegsstand gesunkenen Truppenkörpern täglich die Verpflegung für den vollen Stand von rückwärts zugeschoben werden sollte. Man bedenke nur, daß z. B. einem auf 1600 Mann gesunkenen Infanterieregiment täglich Verpflegung für 3200 Mann, einem Kavallerieregiment, das nur mehr 600 Mann und 500 Pferde zählte, Vorrat für 1000 Mann und 1000 Pferde zugeschoben werden sollte. Ich betonte scharf, daß im Kriege die größte Sparsamkeit mit allen Kriegsmitteln, also auch mit Verpflegung geboten sein werde. Der Chef des Generalstabes entschied, daß das von mir bekämpfte System beizubehalten, der übergroßen Verschwendung durch eine nach und nach erfolgende Herabsetzung der Verpflegsgebühr der Truppen vorzubeugen sei, daß aber in der neuen Vorschrift auch für das andere,

von mir beantragte System — es war das alte, natürliche, einzig mögliche System der Verpflegung nach dem Stande aus Mitteln des Landes und des Nachschubes — vorgesorgt werden sollte. Der Chef erkannte die Unmöglichkeit seines Verlangens nicht, dagegen wollte er nach dieser Besprechung in mir den richtigen Mann für die Kriegsschule erkannt haben. So wurde ich 1910 Kommandant der Kriegsschule.

In dieser Verwendung fühlte ich die Notwendigkeit, den jungen Generalstab auch über das einzig brauchbare Verpflegssystem, das in der kurz vor dem Krieg ausgegebenen neuen Vorschrift nur ganz oberflächlich erwähnt war, aufzuklären. Ich stellte daher für die Kriegsschule eine Studie darüber zusammen. Als dies beim Chef des Generalstabes bekannt wurde, erging der Befehl, diese Studie einzuziehen und zu vernichten.

Als der Krieg ausgebrochen war, erwies sich unser Verpflegssystem schon in den ersten Operationstagen als unbrauchbar. Alle Heereskörper mußten jetzt ohne eine brauchbare Vorschrift oder einen Behelf zu besitzen, ohne das andere System tatsächlich zu kennen, auf dieses übergehen. Es fehlte somit jede Vorbereitung, jede Schulung. Das war die Ursache, daß trotz der Abschwächung durch die zeitweise Herabsetzung der Verpflegsgebühr der nicht zum Sparen erzogenen Truppen Verpflegung in Massen verschwendet wurde und daß die Ausnützung des Landes, die Requisition, gleich anfangs die Formen des Raubes angenommen hat, was zur Verlotterung der Truppen und zum Verfall des moralischen Gehaltes beitrug.

Um der Requisition diesen Charakter des Raubes zu nehmen, hatte ich den allgemeinen, organisierten Kauf der Vorräte des Feindeslandes bei Festsetzung von Höchstpreisen, die von den kaufenden Truppen nicht überschritten werden durften, vorgeschlagen. Die Zahlung sollte in Feindesland zur Schonung der eigenen Valuta, mit einem in der Währung des Landes gehaltenen, nur auf dem betreffenden Teil des Kriegsschauplatzes geltenden, gegen Metallgeld einlösbaren Kriegsgeld erfolgen. Ich regte die Schaffung dieses Kriegsgeldes schon im Jahre 1908 an, erhielt aber keine Antwort. Später wurde mir bekannt, daß in dieser Angelegenheit eine Sitzung im Kriegsministerium stattgefunden habe, zu der auch Vertreter der Finanzministerien und der österreichisch-ungarischen Bank zugezogen wurden. Nur den Anreger der Idee hatte man vergessen. Der Vorschlag fiel

durch, weil ein höherer Generalstabsoffizier, der jedenfalls keine Ahnung hatte, was eine Banknote ist, der Idee wohl zustimmte, aber forderte, daß dazu unsere Banknoten mit einem Aufdruck verwendet werden sollten. Darauf ergriffen die Vertreter der Finanzministerien und der Bank die Flucht — eine gesunde Idee war durchgefallen. Erst spät im Kriege, zu spät, griff man zum Kriegsgeld.

Unser Train sollte im Kriegsfalle zum größten Teil aus Landesfuhrwerken gebildet werden, die auf Grund des Kriegsleistungsgesetzes von den Bewohnern der Aufmarschräume beizustellen waren. Wagenbesitzer und Kutscher sollten tagweise entschädigt werden. Da dieser so gewonnene Train schlecht und teuer sein mußte, beantragte ich, diese Fuhrwerke anzukaufen und unausgebildete Landsturmmänner als Kutscher zu verwenden. Der Antrag wurde nicht beachtet. Als der Krieg kam, wurden die Trains nach der bestehenden Vorschrift gebildet. Nach halbjähriger Dauer des Krieges, als die bis dahin gezahlten Taggelder schon den Wert der Wagen und Pferde überstiegen, entschloß man sich, die Wagen zu kaufen.

Diese Beispiele zeigen, welcher Geist der Verneinung vorherrschte, der immer erst zu spät auf das Einfache, Verständliche und daher so selten Verstandene zurückgriff. Ich könnte noch zahlreiche andere Beispiele anführen, wie z. B., daß es nur im Wege einer Intrige gelang, das Personenauto in den Befehlsapparat einzuschalten, oder die Kämpfe, die nötig waren, um dem Küchenwagen den Weg zu bahnen, usw.

Es wäre aber grundfalsch, dafür die beteiligten Personen allein verantwortlich machen zu wollen. Sie hatten jedenfalls guten Willen, aber sie waren falsch erzogen, konnten sich von den Einflüssen unserer Verhältnisse nicht freimachen, sie waren eben Österreicher.

Mir trug aber mein rastloses Arbeiten und Fortschreiten das Übelwollen der dadurch Aufgeschreckten ein. Man nannte mich einen Phantasten, den Theoretiker und war mir nicht wohl gesinnt. Als ich Ende August 1914 zum Kommandanten der 29. I.-D. ernannt wurde, soll man auf meine Einrückungsmeldung im Kommando der Balkanstreitkräfte geklagt haben: „Oh weh, der Theoretiker.“ Erst die etwa acht Tage darauf erfolgte „Vernichtung der Timokdivision“ brachte eine andere Einschätzung.

Der spätere Generaladjutant des Kaisers Karl, der General der Infanterie von Marterer, gestand mir bei einer Zusammenkunft im

Dezember 1914 in Syrmien nach dem Rückzug aus Belgrad, daß er mich wegen meiner unbeirrbaren, rücksichtslos der Sache dienenden Tätigkeit nur „Unser Preuße" nannte. Er betonte, daß er diese Bezeichnung nur als Ehrenname ansehe, und ich empfand es auch nur so. Empfehlend mag aber dieser Ehrenname bei vielen maßgebenden Personen nicht gewesen sein.

Die geschilderte Art der Kriegsvorbereitung hatte einen ihrer Gründe in einem schweren Fehler der Organisation unseres Heeres. Der Kriegsminister war der höchste Vorgesetzte aller militärischen Stellen und Personen. Auch der Chef des Generalstabes, also der im Kriege verantwortliche Leiter der Heeresverwendung, war dem Kriegsminister unterstellt, sein Hilfsorgan. Der Chef des Generalstabes war allerdings berechtigt, direkt dem Kaiser vorzutragen, was aber nichts daran änderte, daß er mit allen seinen Anträgen und Forderungen von dem guten Willen des Kriegsministers abhängig war. Die Stellung des Chefs des Generalstabes, der fordern mußte, und des Kriegsministers, der diese Forderungen vor den Delegationen zu vertreten und durchzusetzen hatte, wobei er sich als der Höhere, Höchste fühlte, brachte unausweichlich Reibungen und Feindschaft zwischen diesen beiden Generalen mit sich. Brüder hätten unter diesen Umständen Feinde werden müssen. Es war an sich ein Unding, daß der höchste, dabei aber im Kriege zurücktretende General des Heeres die Schnüre des Geldbeutels in Händen hatte, daß er berufen war, die Forderungen eines Untergebenen vor den Delegationen zu vertreten, über deren Ablehnung er unter Umständen stürzen konnte. Darum begann schon der Kriegsminister an den Forderungen des Chefs des Generalstabes zu mäkeln und zu streichen, aber nicht aus sachlichen Gründen, sondern nur mit Rücksicht auf die Vertretung dieser Forderungen gegenüber den beiden Regierungen und den Delegationen. Es spielte also immer das persönliche Interesse des Kriegsministers in diese wichtigste Lebensfrage des Heeres hinein. Es ist durch das Buch Nowaks „Der Weg zur Katastrophe" bekannt geworden, in welcher Weise der Kriegsminister Schönaich die Forderungen des Chefs des Generalstabes, ohne diesem etwas zu sagen, nach Belieben zustutzte und nur zur Hälfte vor den Delegationen vertrat, und wie dem Chef des Generalstabes auch ein Einschreiten beim Kaiser nichts nützte.

Von dieser persönlichen Note in der Vorbereitung des Krieges,

die darin gipfelte, recht bescheidene Forderungen an die Delegationen zu stellen, um sich lange im Amt zu erhalten, die Verantwortung für einen etwaigen Krieg aber dem Chef des Generalstabes zu überlassen, hat sich kein Kriegsminister ganz frei machen können.

Die Feindschaft zwischen Chef des Generalstabes und Kriegsminister Schönaich war so groß, daß der Chef des Generalstabes nie zum Minister zu einer persönlichen Rücksprache ging, obwohl er im selben Hause nur einen Stock höher amtierte.

Dazu kam noch, daß viele Generalstabsoffiziere in der Militärkanzlei und in den drei Ministerien eingeteilt waren; es kam daher vor, daß irgendein Generalstabshauptmann einen Bericht oder Antrag des Chefs des Generalstabes erhielt, ihn kritisierte, mit Randbemerkungen versah und erledigte. Wie zerstörend solche Verhältnisse auf den Geist des Korps wirken mußten, ist begreiflich.

So lagen also die Verhältnisse für eine gedeihliche, einheitliche und zielbewußte Vorbereitung des kommenden Krieges in Österreich-Ungarn recht ungünstig, viel ungünstiger noch als in dem verbündeten Deutschland.

Das einzige, was in beiden Reichen, im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn, den zurückgebliebenen Kriegsvorbereitungen einen Ansporn hätte geben können, ein frischer Zug in der äußeren Politik, blieb aus.

So blieben die Heere der Mittelmächte für den ersten, entscheidenden Schlag zu schwach, ein Fehler, der nie mehr wettgemacht werden konnte. Alle späteren Anstrengungen, welche die Volkskraft nach und nach bis zum Äußersten ausnützten, reichten wohl nach Beginn des Stellungskampfes dazu aus, die belagerte Festung siegreich zu behaupten, sie konnten aber der Führung der Mittelmächte nicht die Übermacht verschaffen, die, als größtes Verdienst der Führung der einheitlichen Kampfhandlung Politik-Krieg, alle menschlichen Fehler und Irrtümer, die auch der besten Kriegführung anhaften müssen, ausgleicht und liebevoll verhüllt.

Die zu geringe Anfangsstärke der Heere der Mittelmächte ließ die Fehler in der militärischen Einleitung des Krieges scharf hervortreten; sie war die Ursache, daß die Unzulänglichkeit der Führung zur Geltung kam und im Mißlingen der ersten Operationspläne aller Welt vor Augen trat.

Wirtschaftlich wurde der Krieg gar nicht vorbereitet.

Es war bekannt, daß die Monarchie Zuschub von Lebensmitteln — Getreide und Vieh — brauchte. Da ein Krieg die Zuschubländer: Serbien, Rumänien, Rußland unzugänglich machen mußte, gab es nur zwei Auswege: Rechtzeitige Aufstapelung großer Vorräte und Vorsorge, um mit dem Eigenen auszukommen. Dazu konnten wieder nur Steigerung der Erzeugung und Sparsamkeit führen.

Die Steigerung der Erzeugung wäre an sich eine der wichtigsten Aufgaben der Regierungen im Frieden gewesen. Man tat aber in dieser Richtung nichts. Aber auch mit der Sparsamkeit sah es schlecht aus.

Als der Krieg ausbrach, begnügte man sich, „Höchstpreise" einzuführen, aber nur für die wichtigsten Lebensmittel wie Getreide, Kartoffel, Vieh. Der Bauer sollte sein Getreide zu billigem Preis abgeben, indes seine Bedürfnisse nach Willkür im Preise steigen konnten. So wurden die Bauern stutzig gemacht. Sie entzogen sich der Lieferung, wo sie nur konnten. Höchstpreise, allein angewendet, sind schädlich. Höchstpreise haben nur im Rahmen eines ganzen Systems dort einen Sinn, wo bei Verweigerung des Verkaufes die Wegnahme ohne Entgelt, die Requisition eintreten kann. Das ist nur im Feindesland — nie aber im eigenen Lande möglich. Man kann doch nicht Krieg gegen die eigenen Bauern führen. So angewendet, mußten die Höchstpreise als die Erzeugung hindernd wirken.

Besonders schädlich, ja widersinnig wirken Höchstpreise, wenn sie in einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet verschieden festgesetzt werden. Österreich z. B. setzte den Höchstpreis für Weizen anfangs mit 38 Kronen fest; Ungarn antwortete mit 42 Kronen. Die Folgen lassen sich leicht erkennen.

Die Kriegsverwaltung hatte sich trotz der allgemeinen Wehrpflicht und trotz ihrem, das ganze Reich überspannenden großen, verläßlichen Wirtschaftsbetrieb nicht von dem System der Kriegslieferanten freimachen können. Statt die ganze Aufbringung des Bedarfes militärisch zu organisieren, grundsätzlich nur beim Erzeuger direkt zu kaufen und lieber diesem einen höheren Preis zu gewähren, wandte sie sich an die unmöglichsten Kriegslieferanten — Schauspieler sollen Schuhe, Leder und ähnliche Dinge geliefert haben — obwohl es allgemein bekannt war, daß diese Sorte von Menschen mit unmoralischen Gewinnen rechne. Diese Kriegslieferanten scheuten

vor keinem Mittel zurück, die „Konjunktur" auszunützen. Ein Beispiel: Der Höchstpreis für Holz stand in Österreich noch auf 58 bis 60 Kronen, als er in Ungarn schon auf 120 Kronen getrieben worden war. Die Händler schafften steirisches Holz nach Ungarn, wo sie es der Kriegsverwaltung um den doppelten Preis anhängten. Dabei saßen in der Holzzentrale des Kriegsministeriums nur Holzhändler.

In Marburg wurde 1915 von einem durchreisenden Offizier an der Tafel des Erzherzogs Eugen folgender Fall erzählt. Ein polnischer Jude, der als Flüchtling mit einigen hundert Kronen nach Wien gekommen war, wollte dort Geschäfte machen. In einem Judenkaffeehaus erfuhr er, daß in der Sarg'schen Kerzenfabrik, 10 Kilometer von Wien entfernt, neun Waggons Kerzen zu verkaufen seien. Er fuhr hinaus und kaufte alle neun Waggons um den Preis von 170 bis 180 000 Kronen. Im Kaffeehaus schob er die Kerzen einem anderen Juden um 300 000 Kronen zu. Nun gingen die Kerzen von Hand zu Hand, bis das Kriegsministerium plötzlich auf Hilferuf aus der Front dringend Kerzen brauchte, sich an seinen Lieferanten wandte, der ihm diese neun Waggon Kerzen um 900 000 Kronen anhängte. Die Zahlen dürften vielleicht nicht genau stimmen, das Wesen der Sache ist aber richtig.

Die Kriegsverwaltung wollte nichts davon wissen, direkt beim Erzeuger einzukaufen.

Das Gut Ruma in Syrmien hatte im Frühjahr 1916 fünfundsechzig Ochsen zu verkaufen. Der Verwalter wollte nur direkt an militärische Stellen abgeben. Er trug diese Rinder der Intendanz der nahegelegenen Festung Peterwardein an. Diese lehnte ab, meinte aber, er solle die Ochsen dem Generalgouvernement Belgrad liefern. Der Verwalter fand es aber widersinnig, aus der Monarchie Rinder nach Serbien zu liefern und wandte sich daher direkt an das Kriegsministerium. Nach drei Wochen kam die Antwort, er solle sich an die Intendanz in Agram wenden. Von dort erhielt er ablehnende Antwort. Jetzt, nach sechs Wochen Zeitverlust, bot er die Ochsen einer Lieferfirma in Ofenpest an. Diese nahm die Ochsen sofort. Der Verwalter bekam um 16 000 Kronen mehr, als er von den militärischen Stellen verlangt hatte. Von der Ofenpester Firma wird die Heeresverwaltung die Ochsen in irgendeiner Form um den doppelten Preis erstanden haben.

Das Kriegsministerium bewilligte Händlern und Fabriken ohne jede Nötigung die höchsten Preise.

Als wir an der Südwestfront schon im Jahre 1915 Mangel an Futter und Fett litten, wandte sich das Kommando der Südwestfront an das Kriegsministerium mit dem Vorschlag, ihm zwei Komitate Ungarns zuzuweisen, in welchen es seinen Bedarf ankaufen könne. Es würde durch eigenes Personal mit eigenen Fuhrwerken den Ankauf und die Zustreifung zur Bahn bewirken. Das Kriegsministerium ging darauf ein und wies uns das Komitat Torontal und die Bacska zu. Durch etwa drei Monate versorgten wir die Südwestfront aus diesen Komitaten und zwar zu Preisen, die niedriger waren, als die vom Kriegsministerium den Händlern zugestandenen. Plötzlich stellte das Kriegsministerium die Begünstigung ein, weil wir die Preise in die Höhe trieben! Natürlich störten wir die Händler. Wir zahlten den Bauer besser als die wucherischen Händler. Den Staat aber kostete die vom Händler bezogene Ware mehr, als sie von uns in Rechnung gestellt wurde.

Alle Forderungen des Kommandos der Südwestfront um gute schußsichere Stahlschutzschilde waren vergebens. Wir bekamen entweder keine oder nicht schußsichere Schilde. Ich sandte daher den technischen Referenten in die Böhlerwerke, wo er die Lieferung von Schutzschilden durch einen Vertrag sicherstellte. Bedingung war, daß dadurch keine Lieferung an das Kriegsministerium gestört werde. Wir bekamen rasch vorzügliche Schutzschilde in genügender Zahl um den Stückpreis von 60 bis 70 Kronen, indes das Kriegsministerium für seine schlechten Schilde über 100 Kronen zahlen mußte. Das Kriegsministerium übernahm später unseren Vertrag.

Der Begriff „Höchstpreis" wurde bald ins Gegenteil verkehrt, er wurde zum Mindestpreis oder zum Mußpreis.

In Südtirol kauften die Truppen Heu um sechs Kronen, als der Höchstpreis auf dreizehn Kronen bestimmt war. Der Bauer war zufrieden, da er den doppelten Friedenspreis erhalten hatte, die Truppe war zufrieden, da sie billig eingekauft hatte. Da kam der Befehl, das Heu mit dreizehn Kronen zu bezahlen. Alle Vorstellungen, daß dies dem Begriff Höchstpreis widerspreche, waren umsonst. Man mußte den Bauern noch nachträglich sieben Kronen für den Meterzentner anbieten. Diese weigerten sich anfangs, das Geld zu nehmen. Erst als man ihnen

klar machte, daß es von Wien befohlen sei, nahmen sie das Geld und forderten das nächste Mal — fünfzehn Kronen.

So waren die drei Regierungen, die österreichische, die ungarische und die Kriegsverwaltung die größten Preistreiber.

Das Kriegsministerium kam zu spät auf die Notwendigkeit zu sparen; die Truppen, hiezu nicht erzogen, lernten das Sparen nie. Das Kriegsministerium machte für die Verschwendung einen zum Schlagwort mißbrauchten Ausspruch: „Geld spielt im Krieg keine Rolle" verantwortlich.

Diesen Satz wendete ich bei den Intendanzkriegsspielen und in Berichten immer dort an, wo gegen eine Notwendigkeit, gegen eine dringende Kriegsvorlage wie z. B. Ankauf der Wagen für den Train, Kauf im Feindesland an Stelle der Requisition, Anschaffung der Küchenwagen usw., der Einwand der großen Kosten gemacht wurde, oder wo falscher Kontrollgeist die Durchführbarkeit der Truppenversorgung zu ersticken drohte. Im Krieg, wo es sich um Menschenblut handelt, darf das Geld auch keine Rolle spielen, d. h. alles, was zur Führung eines rasch und mit wenig Opfern an Menschen zum Siege gebrachten Krieges nötig ist, muß rechtzeitig ohne Rücksicht auf die Kosten beschafft werden. Deshalb braucht man das Geld aber nicht zum Fenster hinaus oder in den unersättlichen Rachen von Kriegsgewinnern zu werfen, wie es vom Kriegsministerium geschehen ist. Man muß alles, auch die Anwendung eines Schlagwortes, mit Verstand machen.

Der Krieg hätte bei guter wirtschaftlicher Friedensvorbereitung um Milliarden billiger geführt werden können, und, was wichtiger war, wir hätten mit unseren Mitteln wirklich durchhalten können.

Trotz aller Mängel und Gebrechen war die k. u. k. Armee, die 1914 für den Bestand der Monarchie ins Feld zog, das trefflichste und glänzendste Instrument des Sieges.

Voll Begeisterung für den Kampf um den Bestand der Monarchie, opferfreudig, voll todesverachtender Tapferkeit, nach Erfolg und Ruhm lechzend, getragen von Liebe zum Vaterland und zum Monarchen, waren die Truppen der österreichisch-ungarischen bewaffneten Macht an Offizier und Mann das Beste, was die Monarchie je in die Hand der Führung gelegt hat.

Trotzdem verblutete die Blüte dieser Armee, ohne den Sieg an ihre Fahnen zu knüpfen.

Die Schuld daran ist ebenso vielgestaltig und mannigfach wie es die in diesem Buche erörterten Ursachen unserer Niederlage sind. Ich habe es mir nicht zur Aufgabe gemacht, die Frage der Schuld zu beantworten. Jeder, der meine Darlegungen aufmerksam und denkend liest und andere Ansichten zum Vergleich heranzieht, mag sich selbst sein Urteil über Schuld und Unschuld bilden.



Die Operationspläne der Mittelmächte.
Die Gründe ihres Mißlingens.

Es ist nicht bekannt geworden, ob ein gemeinsamer, fester Operationsplan der Dreibundmächte für einen gemeinsamen Krieg bestanden hat, ein Plan, der jedem der drei Heere nicht nur seine Aufgabe zuwies, sondern auch die Kraftverteilung bindend festsetzte.

Nach den Ereignissen zu schließen, bestand ein solcher gemeinsamer, festgefügter Operationsplan nicht, sondern nur allgemeine Vereinbarungen wie z. B. die angebliche Beistellung von zwei italienischen Korps an die Rheinfront.

Klar erkennbar wurde der deutsche Operationsplan.

Er hatte folgende Grundlagen:

Die große Überlegenheit des deutschen Heeres über die voraussichtlich von Frankreich gegen Deutschland eingesetzten Streitkräfte;

die langwierige Mobilisierung und Versammlung der russischen Heermassen, die fast ebenso vieler Wochen bedurften wie die Bereitstellung der deutschen Kräfte an der französischen Grenze Tage beanspruchte;

die starke, geschlossene Befestigung der französischen Ostgrenze und die Möglichkeit, diese starke, nur nach langwierigen Kämpfen zu durchbrechende Front über Belgien in raschem Stoß zu umgehen. Die Schwäche der auf dem Freiwilligensystem aufgebauten belgischen Armee, die trotz den starken Festungen voraussetzen ließ, daß Belgien sich entweder mit einem Protest begnügen oder daß dieser Stoß auch dann rasch gelingen werde, wenn Belgien sich dem Einmarsche widersetzen würde.

Auf diesen Voraussetzungen fußte der vom Grafen Schlieffen in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts festgesetzte Operationsplan:

Eine schwache Kraftgruppe sollte Ostpreußen gegen die zunächst zu erwartenden russischen Kräfte schützen und im Verein mit der gegen Rußland eingesetzten österreichisch-ungarischen Armee Rußland binden, bis die deutschen Hauptkräfte im Westen frei geworden waren.

Die große Hauptmasse des deutschen Heeres sollte gegen Frankreich eingesetzt werden, mit dem rechten Stoßflügel durch Belgien auf Paris vorstoßen und die französische Armee niederwerfen, bevor Rußlands Hauptmacht versammelt wirksam werden konnte.

Nach Niederwerfung der französischen Armee sollte die deutsche Hauptkraft gegen Rußland eingesetzt werden.

Im Kapitel „Politik und Kriegführung" wurde klargelegt, wie diese Voraussetzungen des deutschen Operationsplanes im Jahr 1909 noch bestanden und die gegen Deutschland verbündeten Mächte veranlaßt hatten, dem kriegerischen Konflikt mit den Mittelmächten auszuweichen, wie sie aber seit dieser Zeit an der Beseitigung dieser Voraussetzungen arbeiteten.

Belgien ging 1909 zur allgemeinen Wehrpflicht über. Rußland verbesserte mit den von Frankreich gelieferten Milliarden seine Aufmarschbahnen, gestaltete sein Heer zur Beschleunigung der Mobilisierung aus und brachte durch eine Reihe von Probemobilisierungen sein Heer dem Kriegsstand immer näher und näher.

Italien endlich, der fragwürdige Teilhaber des Dreibundes, wurde immer mehr und mehr hinübergezogen an die Seite Frankreichs, bis man in Paris sicher war, daß Italien aus dem Bündnis mit den Mittelmächten ausspringen werde.

So waren dem deutschen Operationsplan nach und nach seine Grundlagen entzogen worden, ohne daß man deutscherseits politisch oder militärisch dieser geänderten Lage Rechnung getragen hätte.

Als nun nach dem Mord von Serajevo alle Welt auf das Losbrechen des Gewitters gefaßt war, in Wien aber trotz der unerträglichen Spannung Woche auf Woche verging, bevor der nicht geheim zu haltende Schritt gegen Serbien zur Tat wurde, konnte Rußland, das entschlossen war, diesmal nicht mehr zurückzuweichen, die letzte Hand an seine Kriegsrüstung legen. Es stand schon nahezu fertig da, als am letzten Juli der Befehl zur allgemeinen Mobilisierung des russischen Heeres erlassen wurde.

Da brach auch noch die letzte Stütze des Operationsplanes ein: Italien entzog sich tatsächlich seiner Bündnispflicht. Das hatte den

Wegfall der angeblich nach dem Elsaß bereitzustellenden zwei Korps zur Folge. Diese konnten wohl aus der schwachen Ostfront ersetzt werden, wodurch diese allerdings bedenklich geschwächt wurde. Durch den Abfall Italiens erhielt jedoch Frankreich die Freiheit, seine ganze Heeresmacht gegen Deutschland zu stellen, ein Kraftzuschuß, der deutscherseits nicht wettgemacht werden konnte.

Der geniale Operationsplan Schlieffens mußte nun unter den ungünstigsten Verhältnissen zur Durchführung kommen. Nur vollste Erfassung des Grundgedankens des Planes und rücksichtsloseste Durchführung konnten ihn noch zum Erfolg führen.

Am vierten Mobilisierungstag, in der Nacht zum 4. August, überschritten deutsche Truppen auf Friedensstand die belgische Grenze, um sich der Festung Lüttich zu bemächtigen. Der Handstreich mißlang; auch der folgende gewaltsame Angriff, der ohne schwere Artillerie am 5. August begann, brachte bis zum 7. August keinen Erfolg. In der Nacht zum 8. kam die erste schwere Artillerie in Stellung; es waren aber nicht die vernichtenden schwersten Kaliber, sondern nur 15 und 21 cm-Geschütze. Die Forts des rechten Maasufers fielen bald darauf. Die Beschießung des linken Maasufers begann am 11. August. Am 15. trat der erste 42 cm-Mörser mit seiner vernichtenden Wirkung auf. Damit war das Schicksal der Festung besiegelt.

Am 18. August begann der planmäßige Vormarsch der Armeen des rechten Flügels.

Die Belgier leisteten verzweifelten Widerstand. Allerdings kam es zu keiner größeren Feldschlacht, da sich die Belgier, als die versprochene Unterstützung durch Franzosen und Engländer ausblieb, in die Festung Antwerpen zurückzogen. Diese Festung band von nun an zwei deutsche Korps.

Auch die Festungen Namur und Givet entzogen den vorstürmenden Überflügelungsarmeen weitere Kräfte.

Da kamen die ersten Schatten aus dem Osten. Viel früher als erwartet, waren die Russen kriegsbereit. Selbst sibirische Korps waren schon in Westrußland bereit, als der allgemeine Mobilisierungsbefehl erging. Die Russen hatten die Jahre seit 1909 und die Wochen der Spannung seit dem Mord von Serajevo planmäßig und gründlich ausgenützt. Statt sechs bis sieben Wochen für den Aufmarsch zu benötigen, standen die russischen Massen schon nach vierzehn Tagen

kampfbereit da — der Vorsprung der Mittelmächte in der Bereitstellung der Heere war verloren gegangen.

Schon am 14. August waren die russischen Massen der aus sechs Korps und sechs Reservedivisionen bestehenden 1. Armee an der preußischen Grenze bei Eydtkuhnen versammelt. Am 17. August war es bei Stallupönen zum ersten Kampf des I. Korps gegen diese Übermacht gekommen. Das I. Korps ging auf Gumbinnen zurück, wo das I. Reserve- und das XIX. Korps den Anschluß fanden. Hier kam es am 20. August zur Schlacht, die am Abend mit dem Rückzug der 8. Armee endete. Dieser Rückzug erfolgte in südwestlicher Richtung mit der Absicht, die Armee hinter die Weichsel zurückzunehmen, Ostpreußen somit aufzugeben.

Als die Oberste Heeresleitung die Meldung über die Vorgänge im Osten erhielt, als sie erfuhr, daß ganz Ostpreußen der russischen Barbarei überantwortet werden solle, war die Durchführung des Operationsplanes im Westen noch in den ersten Anfängen. In Elsaß-Lothringen hatten die 6. und 7. Armee am 20. August den Kampf mit den eingebrochenen Armeen Castelnau und Dubail begonnen; die zum Angriff vorgebrochene Front der fünf deutschen Armeen hatte am 20. August erst die Linie Brüssel-Namur-Neufchâteau-Longwy erreicht. Die belgische Armee war nach Antwerpen entwischt. Antwerpen und Namur mußten starke Kräfte binden. Jede weitere Schwächung des Stoßflügels mußte das Gelingen des ganzen Planes in Frage stellen.

Trotzdem entschloß sich die Heeresleitung, den drei äußersten Flügelarmeen zwei Korps und eine Kavalleriedivision zu entnehmen, um die Ostfront zu stützen. Hindenburg wurde zum Führer der 8. Armee, Ludendorff zu seinem Generalstabschef ernannt (21. August).

Bevor die neu zugewiesenen Korps im Osten wirksam wurden, hatte die geniale Führung Hindenburg-Ludendorff in der Zeit vom 24. bis 30. August die 2. Russenarmee in der Schlacht bei Tannenberg vernichtet. Erst in der Schlacht an den masurischen Seen, also in der zweiten Woche September, zur Zeit, als im Westen die Schlacht an der Marne sich ihrem unglücklichen Ende zuneigte, traten die von der Westfront gekommenen Verstärkungen in Verwendung.

Trotz der Schwächung der deutschen Flügelarmee ging der energische Stoß mit unvergleichlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit weiter. Doch bald zeigten sich die Folgen einer mangelhaften Führung,

hervorgerufen durch das Abbleiben der Obersten Heeresleitung und das Fehlen von Befehlsstellen, die mehrere zu gleichem Zweck angesetzte Armeen einheitlich führen sollten.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung dieses Krieges, daß auf Seite der Mittelmächte die Befehlsverhältnisse in der unzweckmäßigsten Weise geregelt wurden. So wurde auch hier die endlich gefühlte Lücke in der Art zu schließen versucht, daß man einem Armeeführer die Oberleitung über die Nebenarmee übertrug, ein falscher Vorgang, den man schon bei Kompagnien als schlecht erkannt hatte und daher grundsätzlich vermeiden soll.

So trat hier eine typische Erscheinung der Führung auf Seite der Mittelmächte das erstemal hervor, die Operation und Taktik nach Bewegungsstreifen, die es verhinderte, günstige Lagen zur gänzlichen Ausschaltung von Teilen der feindlichen Front im Wege ihrer Umklammerung und Vernichtung auszunützen. Dieses Ziel kann nicht erreicht werden, wenn alle nebeneinander befindlichen Armeen und Kolonnen einfach in ihrem Streifen vordringen; es kann nur erreicht werden, wenn ein Teil der Front zielbewußt zurückgehalten, unter Umständen sogar zurückgenommen wird, um die vernichtende Umfassung zur Geltung zu bringen — so wie es Hindenburg und Ludendorff bei Tannenberg mit so glänzendem Erfolg gemacht haben.

Das schönste Beispiel eines so versäumten Vernichtungserfolges wird im Kapitel „Der Durchbruch von Flitsch" zur Sprache kommen.

Während der ersten Schlachten der drei rechten Flügelarmeen wurde manche Gelegenheit versäumt, in die Front der Feinde gewaltige Lücken zu reißen, die es ermöglicht hätten, die Bewegung der deutschen Front mit weniger Opfern und Anstrengungen in raschem Fluß zu erhalten. Die 3. Armee, von rechts und links wiederholt um dringende Unterstützung angegangen, kam nicht dazu, diese Hilfe zu leisten, weder nach rechts noch nach links, weil die dazu bestimmten Bewegungen, immer zu spät begonnen, nie ausreifen konnten. Da der 3. Armee die Kavalleriedivision für den Osten genommen worden war, war das Armeekommando auch nicht imstande, auf Grund der erkundeten Lage frühzeitig selbst Entschluß zu fassen. Dem Armeekommando blieb daher nichts übrig, als in seinem Streifen vorzudrängen und so den Feind vor den Nachbararmeen zum rechtzeitigen Rückzug zu veranlassen.

Die Oberste Heeresleitung blieb vom entscheidenden schwenkenden Flügel weit ab. Dessen Armeen waren bei dem raschen Vorrücken und der feindseligen Haltung der belgischen Bevölkerung, die die Verbindung mit Draht verhinderte, nur mühsam mit Funkspruch zu erreichen. Der nötige innige Zusammenhang fehlte. Die Oberste Heeresleitung konnte aber nicht so nahe an diesen Flügel herangehen, um ihn auch im Einzelnen leiten zu können, sonst hätte sie die gebotene Verbindung mit dem Osten, mit dem Deutschland schützenden linken Flügel der Heeresfront im Westen und mit den Verbündeten verloren. Die Aufstellung von Heeresgruppenkommandos für die Armeen gleicher Aufgabe, welche Kommandos durch einfache, nicht einmal alle Tage nötige Richtlinien zu leiten waren, wäre das einzig richtige Auskunftsmittel gewesen. Man kam nicht auf dieses Auskunftsmittel, weder bei den Deutschen noch bei uns.

Die Folge war, daß die straffe, die Kraft der Truppen ausnützende aber auch schonende Leitung der Armeen fehlte.

Zu diesem schweren Mangel kamen zwei weitere Umstände, die die oberste Führung nachteilig beeinflußten. Als erster: Die ungünstige Lage im Osten, der frühzeitige Einbruch starker russischer Heere in Ostpreußen, der Entschluß des Führers der 8. Armee, ganz Ostpreußen preiszugeben, und die Sorge um das Reichsland Elsaß-Lothringen hatten die Oberste Heeresleitung veranlaßt, gerade dem entscheidenden rechten Flügel zwei Korps und eine Kavalleriedivision zu entnehmen; als zweiter: Das unaufhaltsame rasende Vorstürmen der rechten Flügelarmeen, das den Truppen Gewaltleistungen an Märschen und Entbehrungen zumutete, die zur Schwächung von Mann und Pferd stark beitrugen.

Beide Umstände verdankten ihr Entstehen der übergroßen Sorge, oder besser gesagt, der Besorgnis für die dem feindlichen Einfall ausgesetzten Grenzländer Deutschlands. Diese menschlich hoch anzuschlagende Sorge, die den Willen zum Sieg im entscheidenden Raum des Kriegstheaters überragt hat, hatte es verursacht, daß schon die erste Kraftverteilung an der Westfront das Zusammenballen der Kraft am rechten Flügel, der die Entscheidung bringen sollte, vermissen läßt.

Im Raume von Luxemburg bis Straßburg sollten drei Armeen, 5., 6. und 7. Armee, den Heimatboden schützen. Diese drei Armeen mußten im Vorrücken auf das französische Befestigungssystem Verdun-Epinal treffen. Wenn auch die 5. Armee die Schwenkung des rechten

Flügels bis Verdun mitmachen sollte, konnte und kann man sie nicht zu der entscheidenden Stoßgruppe rechnen. Diese drei Armeen brachten auf einer Frontbreite von 200 Kilometern und einer Höchsttiefe von 100 Kilometern Feindesland 13 Korps in Bewegung.

Die vier rechten Flügelarmeen, 1. bis 4. Armee, sollten den Raum von Luxemburg bis ans Meer beherrschen, die belgischen Festungen ausschalten und die Entscheidung ohne Rücksicht auf die feindlichen Gegenmaßnahmen, also auch bei Anhäufung der feindlichen Kraft auf dem linken französischen Flügel, erzwingen.

Zu dieser Aufgabe wurden auf 300 Kilometern möglichen Frontraumes (Luxemburg-Calais) und in einer mit der Vorrückung immer wachsenden Tiefe (sie betrug zum Schlusse der Offensive 400 Kilometer) 21 Korps angesetzt. Mit dem Vorrücken über die Linie Luxemburg-Calais wurde der mögliche, daher zu beherrschende Frontraum wesentlich größer. Der Kraftzersplitterung konnte somit nur durch Zusammenballen der Heermassen des rechten Flügels auf engerem Frontraum vorgebeugt werden, womit der Flankenraum bis an das Meer den Franzosen-Engländern zur freien Ausnützung für einen Flankenangriff auf den entscheidenden rechten Flügel der Deutschen überlassen wurde. Der Schutz gegen diese Bedrohung konnte nur durch eine Staffelung des rechten Flügels in die Tiefe erreicht werden, wozu der Flügelarmee Kluck die Kraft fehlte. Mit dieser Aufgabe mußte eine eigene Kraftgruppe betraut werden, die nicht dem Führer der rechten Flügelarmee, sondern dem Kommando der aus den Flügelarmeen zu bildenden Heeresgruppe zu unterstellen war. Diese Kraftgruppe, eine Armee von zwei bis drei Korps, hätte den linken Flügelarmeen der Deutschen entnommen werden sollen. Allerdings wäre dadurch die Gefahr entstanden, daß die Armee Castelnau und Dubail in die Reichslande eingedrungen wären. Wie wenig die deutsche Kraftverteilung dem Operationsplan Schlieffens entsprach, mag daran ermessen werden, daß in den Ende August in Elsaß-Lothringen geschlagenen Schlachten fast gleiche Kräfte aufeinander trafen. Acht deutsche Korps warfen neun Korps und einige Reservedivisionen der 1. und 2. französischen Armee, die aber nicht mit allen Kräften in die Schlacht getreten waren, hinter die Befestigungslinie zurück, wurden aber dann durch diese gebunden. Als endlich die Oberste Heeresleitung starke Kräfte dem linken Flügel entnahm, um sie an den rechten zu bringen, war es — zu spät. Sie kamen wohl nach Belgien,

aber nicht mehr zur Entscheidung bei Paris. Die falsche Kraftgruppierung tritt auch darin hervor, daß die deutschen Armeen auf der ganzen Riesenfront mit Erfolg angriffen. Dazu war die deutsche Übermacht, dank der unvollkommenen Ausnützung der Volkskraft, doch zu gering. Starke Verluste, Ermüdung, Entbehrungen der Deutschen, dann die hinter der Festungslinie auf der kürzeren Front mögliche freie Kraftgruppierung der Franzosen, gaben diesen die Möglichkeit, bei der Entscheidung an der Marne die Überzahl einzusetzen und den Sieg zu erringen. Auf der Front Verdun-Paris brachten die Franzosen 58½ Infanteriedivisionen auf vollem Stand gegen 40 sehr geschwächte deutsche Divisionen in den Kampf.

Was hätte dagegen die planmäßige Preisgabe von Elsaß-Lothringen bedeutet? Was hätte es bedeutet, wenn die Armeen Castelnau und Dubail bis an die Saar, die Lauter und an den Rhein gekommen wären, wenn starke französische Kräfte vor Metz, Straßburg und Breisach gebunden gewesen wären, wenn dafür zu dieser Zeit die dank der rücksichtslosen Kraftgruppierung starken rechten Flügelarmeen die Entscheidung bei Paris in deutschem Sinne erzwungen hätten? Besser, die Armeen Castelnau und Dubail standen an der Saar und am Rhein im Siegestaumel nach Osten blickend, fern vom Entscheidungspunkt, statt hinter der Fortlinie gedeckt und fähig, starke Kräfte rasch mit der Eisenbahn an den nahen Entscheidungsflügel abzugeben. Die bewußte Preisgabe von Elsaß-Lothringen war 1914 eine im Sinne des Planes gelegene Notwendigkeit.

Hätte eine Oberste Heeresleitung, die so den notwendigen starken, energischen Willen schon zu Anfang gezeigt hätte, auch noch die Stärke besessen, den Blick nicht nach Osten ablenken zu lassen, hätte sie sich begnügt, die Sicherung des Ostens durch Entsendung einer mehr versprechenden Armeeführung zu erreichen, dann wäre der Operationsplan Schlieffens erst als das hervorgetreten, was er war, der einfache, klare und darum geniale Gedanke, einen der großen Feinde nach dem anderen abzutun.

Dieser einfache siegbringende Gedanke hat unseren Heeresleitungen leider auch im Laufe des ganzen Krieges gefehlt. Er mußte später allerdings dahin geändert werden, die Feinde nacheinander, mit dem schwächsten beginnend, auszuschalten, zu vernichten, den Angriff also immer in die Schwäche der Feinde zu tragen. Diese Änderung war geboten, weil die Mittelmächte nicht die alles erlaubende Übermacht besaßen.

Eine moralisch so starke Oberste Heeresleitung hätte es auch erreicht, daß die ganze österreichisch-ungarische Armee vor den Russen gestanden wäre und nicht zur Hälfte in Serbien.

Wenn man die Entwicklung der Entscheidung im Westen überblickt, erkennt man, daß der Operationsplan aus folgenden Ursachen gescheitert ist:

Daran, daß die Politik die Beseitigung der Grundlagen dieses, der strategischen Notlage des Deutschen Reiches entsprungenen, daher unbedingt nötigen Operationsplanes zu Ungunsten Deutschlands zugelassen hat, ohne die rechtzeitige Austragung der Lebensfrage herbeizuführen, und

daran, daß die oberste deutsche Heerführung dieser geänderten Sachlage moralisch und technisch nicht gewachsen war.

Die Schuld an dem Versagen des Planes trifft daher die Führung der Politik und die oberste Kriegführung oder die oberste Führung der einheitlichen Kampfhandlung Politik-Krieg.

Wie diese Schuld entstanden ist?

Entweder waren den Leitern der deutschen Politik, also den Reichskanzlern, der Operationsgedanke, seine zwingende Notwendigkeit und seine militärischen Voraussetzungen bekannt, dann entspringt die Schuld der Unzulänglichkeit der Reichskanzler in politischer und militärischer Begabung, oder

die führenden Politiker waren über die militärische Zwangslage, in die Deutschland durch seine Politik geraten war und immer tiefer verstrickt wurde, über den dieser Zwangslage als einzige Rettung entsprungenen Operationsgedanken und dessen militärische Grundlagen nicht orientiert, dann fehlte das innige Zusammenarbeiten von Politik und Kriegführung und zwar aus der Schuld der militärischen Lenker von Deutschlands Zukunft.

Da aber auch im ersten Falle der militärische verantwortliche Leiter, der Chef des Generalstabes, den Monarchen auf die Unzulänglichkeit der politischen Führung hätte aufmerksam machen müssen, ergibt sich als letzte Ursache immer wieder der Mangel der Einheitlichkeit in der Führung von Politik-Krieg, das verständnislose Nebeneinander von Politik und Kriegführung, was alles wieder der falschen Auffassung der Begriffe Politik und Krieg entspringt.

Bekanntlich war im Jahre 1908/09 die Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien-Rußland so groß, daß man dicht vor dem Kriegsausbruch stand.

Um diese Zeit erfuhr ich von einem Offizier auf der Gasse die Grundzüge unseres Operationsplanes gegen Serbien. Danach sollten zwei Armeen in die Macva einbrechen, und zwar eine Armee aus der Nordostecke Bosniens über die untere Drina in der Richtung auf Valjevo, die andere aus Syrmien über die Save ebenfalls Richtung auf Valjevo. Es sollten somit zwei Armeen „aus zwei Fronten" in den beschränkten Raum der Macva vorstoßen.

Diese Nachricht wirkte in zwei Richtungen verblüffend auf mich. Einmal, daß man diesen Plan auf der Gasse erfahren konnte, zum anderen über die Art der Offensive.

Ich fragte den Offizier, wieso er zu dieser Kenntnis komme. Er teilte mir mit, daß man sich dies allgemein erzähle. Im Kaffee Schwarzenberg sei ein Offizierstisch; dort würden die wichtigsten Dinge besprochen und erledigt.

Das Kaffeehaus ist eine berühmte Wiener Spezialität, es ist aber zugleich ein Schädling für das Volk und war es besonders für den Offizier gewesen. Nach des Tages Arbeit, aber möglichst frühzeitig, setzt man sich ins Kaffeehaus und sitzt stundenlang in der schlechten Luft. Zuerst liest man Zeitungen, dann langweilt man sich, um endlich zum Zeitvertreib zu tratschen oder Karten zu spielen. Der Geschäftsmann vernachlässigt sein Geschäft, der Offizier seine Bildung. Das Tratschen war aber besonders dem Offizier gefährlich. Nicht nur, daß hunderte von häßlichen Streitsachen im Kaffeehaus ihren Schauplatz fanden, zeitigte der fachsimpelnde Tratsch die bedenklichsten Fälle von Preisgabe wichtiger und geheimer Dinge. So wurde auch der Operationsplan gegen Serbien bekannt.

Was die Art der Offensive betrifft, konnte ich gar nicht begreifen, wie man auf diese Richtung und auf diese Anordnung des Angriffes kommen konnte. Gerade bei Serbien lag doch das Einfache und Natürliche offen zutage: Die Hauptstadt Belgrad, von wo aus die besten Verbindungen und die einzige das Land durchziehende Vollbahn ausgingen, lag direkt an der Grenze, nur durch die Save von unserem Boden getrennt. Alle großen Feldherren, die im westlichen Balkan eine Entscheidung suchten, gingen dort über den Fluß, auch zur Zeit als Belgrad noch eine der stärksten Festungen war. Und jetzt wollte

man diesem glänzenden Einbruchstor absichtlich ausweichen und Serbien dort anpacken, wo sein Fleisch am dicksten war, in der äußersten Nordwestecke, durch schwere Hindernisse, unwegsame Gebirge und den Mangel jeder guten leistungsfähigen Verbindung (Eisenbahn, Straße) vom Herzen des Landes, dem Morawatal, getrennt.

Zum Kriegsschulkommandanten ausersehen, erhielt ich 1910 die Kriegsdienstbestimmung als Generalstabschef der 5. Armee, zu deren Kommandant der General der Kavallerie von Klobucar bestimmt war. Die Armeekommandanten hatten alljährlich ein Generalskriegsspiel abzuhalten, dessen Thema vom Chef des Generalstabes in Anlehnung an die der betreffenden Armee bevorstehende Verwendung bestimmt wurde.

Im Frühjahr 1910 fand ein solches Generalskriegsspiel statt, das den Übergang einer Armee über die Drina in die Macva zum Gegenstand hatte. G. d. K. von Klobucar, dem ich nicht bekannt war, sagte bei der ersten Unterredung zu mir: „Wir kennen uns nicht. Um Sie kennen zu lernen, will ich Ihre Meinung über die Annahme hören, d. h. über die Richtung der Offensive nach Serbien."

Da die Annahme mit dem mir seinerzeit mitgeteilten Operationsplan übereinstimmte, legte ich dem General meine Ansicht dar, daß dies eine vollkommen verfehlte Richtung sei, und daß es nur eine vernünftige Angriffsrichtung gegen Serbien gebe, die beiderseits Belgrad. Der General sagte darauf: „Sie sind mein Mann", und ließ mir für das Kriegsspiel freie Hand. Das gewissenhaft und gründlich vorbereitete und durchgeführt, möglichst ernst angelegte Kriegsspiel bestätigte nicht nur alle meine Voraussetzungen, sondern zeigte, daß diese Angriffsrichtung aller Vorbereitungen und Voraussetzungen für das Gelingen entbehrte.

Der an den Chef des Generalstabes gesandte Bericht über das Kriegsspiel stellte alle Schwierigkeiten dieser Offensive dar, die ungünstigen Wegverhältnisse beiderseits der Drina, die Schwierigkeit des Überganges über die Drina, die Unempfindlichkeit Serbiens in dieser Richtung. Müßte man aber aus irgend welchen Gründen bei dieser Richtung bleiben, dann waren als Voraussetzung des Gelingens nötig: Steigerung der Leistungsfähigkeit der nach Brcka führenden Bahn, Fortsetzung der Bahn bis Zwornik, Bau einer eigenen Straßenbrücke bei Brcka (die dortige Brücke war Bahn- und Straßenbrücke zugleich, aber mit einfacher Brückenbahn, so daß entweder nur

der Zugs- oder der Wagenverkehr möglich war), Maskierung der längs der Drina führenden Hauptstraße Bjelina-Zwornik, Bau neuer zur Drina führender Straßen, Anlage von Magazinen usw. Mein Entwurf des Berichtes war möglichst vorsichtig gehalten; trotzdem wurde er vom Armeekommandanten noch in einigen Schärfen gemildert. Der energische General erklärte mir dieses Verhalten folgendermaßen: „Als ich zum Armeekommandanten ausersehen, mit meiner Aufgabe vertraut gemacht wurde, erhob ich auf Grund meiner genauen Kenntnis des Landes Serbien Vorstellungen gegen diese Art des Angriffes und sagte, die beiden Armeen müßten in der für jeden Kampf höchst ungünstigen, engen Macva einander auf die Füße treten. Man war über mich sehr ungehalten und daher will ich jetzt nicht nochmals anstoßen.“ Der so gemilderte Bericht hatte zur Folge, daß der beste Kenner Serbiens — vom Armeekommando enthoben wurde.

Ich machte mit seinem Nachfolger noch drei solche Kriegsspiele durch; alle hatten die Offensive über die Drina und die Save in die Macva zum Gegenstand. Jedesmal wurde in den Berichten in gleicher Weise die Ungunst dieser Richtung betont. Die Berichte hatten offenbar keine Wirkung. Man blieb beim Chef des Generalstabes hartnäckig bei dieser Operationsrichtung, die für jeden, der die operativen Grundlagen klar erkannte, unbegreiflich war.

Ich habe nach den Gründen für diesen merkwürdigen Entschluß geforscht. Nach und nach, teilweise erst im Laufe des Krieges, erfuhr ich:

Der Operationsplan war noch in der Amtszeit des Grafen Beck als Chef des Generalstabes und des Feldzeugmeisters Potiorek als dessen Stellvertreter entworfen worden, also noch vor dem Jahre 1907. Als Hauptgrund wurde die Notwendigkeit des Schutzes Bosniens angegeben. Es sollte also ein wesentlich politischer Grund für diesen Plan vorliegen. Ob diese Idee der Heeresleitung durch den Leiter der äußeren Politik aufgeredet oder aufgezwungen wurde, oder ob sie der eigenen Beurteilung entsprungen war, konnte ich nicht erfahren. Jedenfalls ist dieser Grund nicht stichhaltig, und zeigt eine vollkommen falsche Bewertung militärischer Grundsätze. Politische Gründe können militärische Fehler nie rechtfertigen, denn jeder politische Nachteil wird durch den militärischen Sieg behoben. Sobald einmal der Krieg eingetreten ist, sobald einmal die Kampfhandlung Politik-

Krieg ihre höchste Entwicklung genommen hat, soll auch die Politik nur mehr für Krieg und Sieg denken. Jedes Abweichen von dieser Regel, jede politische Sonderarbeit lähmt die Kriegführung in moralischer Hinsicht, hindert somit den Sieg und unterhöhlt die eigene Basis der Politik.

Die Offensive gegen Serbien durfte nur nach militärischen Forderungen geführt werden. Zu siegen war die Hauptsache. Noch schwieriger als eine Offensive über die Drina nach Serbien, war eine erfolgreiche Offensive der Serben nach Bosnien hinein. Wollte man für den Schutz des Landes ein übriges tun, so waren die wichtigsten Einfallwege durch Befestigungen zu sperren. Die Serben hätten es sich sehr überlegt, etwas gegen Bosnien zu unternehmen, wenn eine österreichisch-ungarische Armee über Belgrad in Serbien eingebrochen wäre. Der beste Schutz Bosniens gegen einen serbischen Einfall und gegen einen Aufstand der Serben in Bosnien war eine österreichisch-ungarische Armee bei Kragujevac.

Als zweiter Grund wurde mir die taktische Unmöglichkeit eines Angriffes über Save-Donau angegeben. Der Chef des Generalstabes machte einmal persönlich eine solche Bemerkung zu mir. Bei der Überhöhung des serbischen Ufers hielt man jeden Übergangsversuch angesichts des Feindes für ausgeschlossen. Hier lag ein rein militärischer Grund vor. Daß er falsch war, hat der Krieg erwiesen: Obwohl der Übergang über Donau und Save im Jahre 1915 ungleich schwieriger war, als er bei Kriegsbeginn gewesen wäre, ist er doch gelungen.

Dieser Grund entstammte der taktischen Überbildung. Man verkannte das Verhältnis von Operation und Kampf, daher auch die Bedeutung von operativen und taktischen Verhältnissen. Man stellte immer das Taktische voran, ohne Rücksicht auf andere Verhältnisse, und kam so dazu, nicht die Gesamtheit der Grundlagen einer Offensive nach Serbien in Betracht zu ziehen. Indem die taktische Unmöglichkeit eines Save-Donauüberganges zum Axiom wurde, drängte sich die Drinaoffensive von selbst auf, und man fand bei oberflächlicher Betrachtung die taktischen Bedingungen dort günstiger als bei Belgrad. Einmal soweit, verrannte man sich in diese Richtung. An die Klärung und Durchdringung der operativen Grundlagen dieser Operation, als der für das Gelingen entscheidenden Grundlagen, wurde nicht gedacht. Man erkannte daher nicht, daß die

operativen Verhältnisse gebieterisch die Offensive über Belgrad forderten, daß somit die Ungunst der taktischen Verhältnisse überwunden werden mußte, durch eine mächtige Artillerie, durch reichliche Überschiffungsmittel aller Art und durch den Überfall auf Belgrad, unter Umständen auch auf Semendria.

Als besonderen Vorteil bezeichnete man die Umfassung der Macva durch unser Gebiet. Man konnte somit „aus zwei Fronten" angreifen; man war bei dem modernsten Schlagwort angelangt, das vom Nachdenken entband. Man unterließ es, die operativen Verhältnisse in der Macva mit Beziehung auf diese Umfassung durch zwei Armeen zu prüfen. Man übertrug einfach den taktischen Vorteil auf das operative Gebiet.

Ich hatte in meinem Buche „1805, der Feldzug von Ulm" die Schädlichkeit dieser einfachen Übertragung taktischer Grundsätze auf das operative Gebiet auch an diesem Beispiele gezeigt. Die Skizze auf Seite 141 jenes Buches stellt Serbien um 180° gedreht vor. Anstelle von zwei Armeen wurden nur zwei Korps genommen.

Als Kriegsschulkommandant wollte ich den Nachwuchs des Generalstabes davor bewahren, in den gleichen Fehler zu fallen; ich wollte ihn lehren, wie man sein geographisches Wissen als Soldat zu verwerten habe. Ich stellte daher das Thema „Einfluß der geographischen Verhältnisse auf eine Offensive nach Serbien". Im Mai 1913 besprach ich dieses Thema und gab die Besprechung allen Kriegsschülern lithographiert hinaus. Da diese Arbeit im Vereine mit den Kriegsereignissen am deutlichsten zeigt, wie verfehlt die Operationsrichtung über die Drina dem gründlich denkenden Soldaten schon vor dem Kriege erscheinen mußte, ist die ganze Besprechung des Themas im Wortlaute als Anlage angefügt.

Die Verhältnisse für jede Offensive gegen Serbien lagen kurz zusammengefaßt folgendermaßen:

Der Offensivstoß mußte gegen das Herz Serbiens, durch das Moravatal in den Raum Kragujevac-Krusevac gerichtet werden. Kragujevac ist von Belgrad 100, von Semendria 80 Kilometer entfernt, von der Drina aber 135 bis 160 Kilometer.

Von der oberen Drina führte nur eine durchlaufende, streckenweise nur für Tragtiere benützbare Weglinie von Visegrad über Uzice ins Tal der Serbischen Morava. Dort konnte daher nur ein gebirgsmäßig ausgerüsteter kleinerer Heereskörper (Division, schwaches

Korps) in Flanke und Rücken einer nördlich der Serbischen Morava liegenden feindlichen Front vorstoßen.

An der unteren Drina machte der schlechte Zustand der Eisenbahnen und Straßen den Aufmarsch starker Kräfte langwierig und verwickelt; der Übergang über den ungeregelten, stark verzweigten und versumpften Fluß war sehr schwierig. Übergangsmaterial mußte über Land zugeschoben werden. Für den Vormarsch und Nachschub stand östlich der Drina nur eine bessere, streckenweise nur für Tragtiere brauchbare Weglinie zur Verfügung (Loznica-Valjevo). Marsch und Nachschub gingen in schwerem Gebirgsland quer über alle von der Save nach Süden führenden guten Wege, mußten daher sehr schwierig und zeitraubend sein. Dieser Weg ins Herz Serbiens war der längste. Starke Heermassen konnten nur mühsam vordringen; sie konnten durch den unzureichenden Zuschub in Lagen gebracht werden, die von einer über die voraussichtlichen operativen Verhältnisse schlecht unterrichteten Führung nicht beherrscht werden konnten.

An der Save-Donaulinie beiderseits Belgrad waren die Verkehrsverhältnisse — Eisenbahnen, Wasserwege, Straßen — nördlich und südlich der Grenze für Aufmarsch und Bewegung starker Armeen am günstigsten. Auf der Donau konnte Überschiffungsmaterial in beliebiger Menge herangebracht werden. Dieser Weg ins Herz Serbiens war der kürzeste; dahin führten die vier besten Straßenlinien und die einzige große Eisenbahn Serbiens. Nachschub und Verpflegung waren auch für starke Kräfte möglich. Hier konnten Armeen rasch bewegt werden. Hier mußten sich die Serben zur Entscheidung stellen, sie konnten nicht ins Gebirge ausweichen. Der erste Schritt in Feindesland brachte den Besitz der Hauptstadt mit sich. Bei guter Vorbereitung konnten das Hindernis, die Hauptstadt und die Eisenbahn (Brücke und Tunnels bei Ripanj) durch Überfall in den ersten Stunden des Kriegszustandes genommen werden.

Ich habe in die Besprechung absichtlich nicht den so leicht einzuleitenden und durchzuführenden Überfall auf Belgrad aufgenommen, weil solche Unternehmungen keine zu große Öffentlichkeit vertragen.

Ob diese Studie im Generalstab bekannt geworden ist, weiß ich nicht. Beachtet wurde sie nicht, denn der Angriff auf Serbien wurde tatsächlich nach dem verfehlten Operationsplan durchgeführt.

Man war bei dem alten Operationsplan geblieben, obwohl sich seit 1907 die politischen und daher auch die militärischen Verhältnisse gewaltig geändert hatten. Die Ereignisse der Jahre 1909 und 1913 hätten bei gründlicher Prüfung Anlaß zu neuer Gewissenserforschung geben sollen, denn manche Nachteile dieser Aufmarschrichtungen traten schon bei den Kriegsvorbereitungen dieser Zeit scharf hervor.

Die politischen Verhältnisse zwangen, bei jedem Vorgehen gegen Serbien noch mit anderen Gegnern zu rechnen. Rußland vor allem mußte als Verbündeter und Beschützer Serbiens in Rechnung gestellt werden. Auch auf Italien war zu achten. Wenn auch das Bündnis es ausschloß, daß Italien von allem Anfang an an der Seite Serbiens stehen konnte, so war es im Laufe einer kriegerischen Verwicklung mit Serbien möglich, ja wahrscheinlich, daß Italien mit Forderungen hervortreten werde, die zum Kriege führen konnten.

Jeder Operationsplan gegen Serbien mußte daher mit anderen Kriegsfällen rechnen. Hiebei waren die mannigfachsten Möglichkeiten denkbar. Der Krieg konnte mit Serbien beginnen und die Einmischung anderer früher oder später herbeiführen; der Krieg konnte mit einem anderen Gegner beginnen, an den sich Serbien anschloß oder endlich der Kriegszustand konnte mit Serbien und Rußland gleichzeitig oder nahezu gleichzeitig eintreten. Kriegsvorbereitungen und Operationspläne mußten diesen Möglichkeiten wenigstens in großen Zügen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten Rechnung tragen.

Wie ich während des Krieges erfahren habe, bestand auch ein sogenannter „Minimalfall Serbien“. In diesem Falle sollte die ganze österreichisch-ungarische Armee gegen Rußland verwendet werden, indes gegen Serbien nur Landsturmtruppen gestützt durch einige Truppen erster Linie den Einfall der Serben abwehren sollten. Befestigungen, die eine solche Landesverteidigung stützen konnten und sollten, fehlten an der ganzen Grenze gegen Serbien.

Dem Minimalfall mußte logischerweise ein Maximalfall gegenüberstehen. Dieser Fall mußte eintreten, wenn der Krieg mit Serbien allein begann und somit die Forderung auftrat, den Krieg mit Serbien rasch zu erledigen, bevor andere sich einmischen konnten. Dabei mußte aber darauf geachtet werden, daß diese Einmischung anderer jederzeit stattfinden konnte, von der Kriegserklärung an Serbien angefangen bis zu dessen Erledigung. Es mußte somit das Verhalten der k. u. k. Heerführung bei einem Übergang vom Höchstfall zum

Mindestfall, wenigstens in den Grundzügen, erwogen und festgelegt sein.

Die Ereignisse des Weltkrieges lassen nicht erkennen, daß in dieser Hinsicht klare Pläne bestanden haben.

Der Krieg mit Serbien lag seit dem Mordtag von Serajevo in der Luft. Niemand wußte besser, daß es zum Kriege kommen müsse, als die maßgebenden Stellen in Wien. Man mußte sich daher für alle Fälle wappnen. Am 19. Juli wurde der Schritt beschlossen, der zum Kriege mit Serbien führen mußte, zum Krieg mit Rußland führen konnte. Am 23. Juli sollte die Note in Belgrad überreicht werden, am 25. die Frist zur Beantwortung ablaufen. Mit dem Abgange des Gesandten aus Belgrad mußte das militärische Vorgehen beginnen. Zeit war also im Überfluß vorhanden, den Operationsplan für alle Fälle zu ergänzen.

Der Gesandte verließ am 25. Juli 6 Uhr abends Belgrad. Es mußte sofort eine Tat folgen — so glaubte man. Es geschah aber nichts, denn der Befehl zur Mobilisierung von acht Korps, der in der Nacht zum 26. Juli hinausging und den 28. Juli als ersten Mobilisierungstag bestimmte, war weniger als nichts, er war die Hinausschiebung des Anfanges einer Tat. Am 31. Juli, also drei Tage nach dem ersten Mobilisierungstag der acht Korps, war man sicher, daß es auch zum Kriege mit Rußland kommen werde, denn an diesem Tage wurde die allgemeine Mobilisierung der österreichisch-ungarischen Armee befohlen. Man sollte nun glauben, daß damit der Mindestfall für Serbien eingetreten war, und daß daher auch die zuerst mobilisierten acht Korps, die einen Vorsprung von vier Tagen in der Mobilisierung hatten, gegen Rußland verwendet werden sollten. Nein! Die gegen Serbien mobilisierten drei Armeen, die 2., 5. und 6. Armee, begannen ihren Aufmarsch an der Drina und Save.

Der Aufmarsch so starker Kräfte gegen das kleine Serbien, als Rußland schon in voller Kriegsrüstung begriffen war, läßt im Verein mit anderen Einzelheiten vermuten, daß man damals im k. u. k. Armeeoberkommando noch keine feste Absicht, noch keinen klaren Plan hatte.

An einem der ersten Augusttage begegnete ich in Wien einem Oberstleutnant des Generalstabes, der mich zu meiner schönen Kriegsverwendung beglückwünschte. Auf meine erstaunte Antwort, ich wisse nichts davon und sei noch ohne Kriegsbestimmung, teilte er mir mit,

daß das Armeeoberkommando den serbischen Feldzug leiten und inzwischen G. d. K. von Brudermann den Oberbefehl gegen Rußland führen werde. Ich sei als dessen Generalstabschef ausersehen. Später, 1915, erfuhr ich in Peterwardein, daß tatsächlich bei Beginn des Krieges in Kamenitz bei Peterwardein der Standort für das Armeeoberkommando vorbereitet worden war. Es kam aber nicht zu dieser Teilung der Arbeit. Die Absicht des Armeeoberkommandos, den Oberbefehl gegen Serbien selbst zu führen, veranlaßte wohl auch, daß es bei dem Aufmarsch aller drei Armeen blieb, obwohl Rußlands Auftreten eine Änderung dringend verlangte. Dann trat plötzlich eine Sinnesänderung ein. Das Armeeoberkommando entschloß sich, die Führung im Norden zu übernehmen und betraute den Kommandanten der 6. Armee neben diesem Kommando mit der Leitung der Operationen gegen Serbien. Ihm wurde hiezu nur die 5. und 6. Armee unterstellt. Die 2. Armee sollte bereit sein, nach Galizien abzugehen, sollte aber auch den Angriff der 5. Armee unterstützen, ohne sich zu sehr zu binden. Ein Generalstabsoffizier, der damals im 2. Armeekommando eingeteilt war, erzählte mir später, daß man im Armeekommando über die unklare Lage und Aufgabe der Armee verzweifelt war. Alle Bitten um Aufklärung brachten die gleichen mystischen Befehle.

Die Unklarheit trug leider ihre Früchte. Offiziere meines Stabes erzählten mir nach Übernahme des Kommandos der 29. Infanteriedivision so unglaubliche Dinge über die Folgen dieser Führung, daß ich mir dieses Thema für die Folge verbat, da ich nicht mehr zuhören konnte. Die 29. Infanteriedivision wurde ziellos längs der Save hin und her gehetzt, ging mit einer Brigade bei Mitrowitz über die Save, gelangte bis Drenovac, wurde wieder zurückbeordert und nördlich der Save nach Sabac geschoben, so daß die Truppen erschöpft und in ihrer Zuversicht stark erschüttert waren, als es blutiger Ernst wurde.

Diese merkwürdige Entwicklung der Ereignisse läßt sich nur damit erklären, daß das Armeeoberkommando anfangs gesonnen war, Serbien noch vor dem spät erwarteten Eingreifen Rußlands niederzuwerfen und dann alle Kräfte gegen Rußland zu vereinigen. Daher blieben auch alle Korps, speziell die 2. Armee, im Aufmarsch gegen Serbien, obwohl dieser Aufmarsch in den ersten Tagen des August nach Galizien hätte umgeschwenkt werden können. Als dann

der Wechsel im Entschluß eintrat, war der Aufmarsch schon so weit vorgeschritten, daß ein Umschwenken nach der im Armeeoberkommando herrschenden Ansicht unmöglich war. Diese falsche Ansicht trat noch ein zweites Mal hervor, beim Aufmarsch zur Offensive in Südtirol 1916.

Diese falsche Ansicht verschuldete es, daß die 2. Armee bei der Offensive gegen Serbien nicht voll mitwirkte, unnötige, zwecklose Verluste erlitt und in Galizien zur Entscheidung zu spät kam.

Die Zeit verstrich, es geschah im Süden nichts. Alles hatte erwartet, daß nach der langen politischen Entwicklung die Faust der Großmacht Österreich-Ungarn mit niederschmetternder Wucht auf Serbien niedersausen würde. In Berlin soll man täglich auf die Nachricht von der Wegnahme Belgrads gewartet haben; auch der englische Minister des Äußeren hatte mit der sofortigen Besetzung von Belgrad gerechnet und erhoffte nach seinen eigenen Worten auf Grund dieser Tatsache eine Beilegung der Krise.

Diese Ungeduld, die durch den nicht entsprechend vorbereiteten, daher langsamen Aufmarsch der Armeen gesteigert wurde, scheint sich auch auf den Kommandanten der Balkanstreitkräfte übertragen zu haben. Er drängte die 5. Armee zum Beginn der Offensive und ordnete ihn endlich für den 12. August an. Da die 5. Armee mit ihren Vorbereitungen nicht fertig war, wurde ein Generalstabsoffizier nach Serajevo gesandt, um den Kommandanten über die Lage der 5. Armee zu unterrichten und eine Verschiebung des Angriffsbeginnes zu erwirken. Der Kommandant blieb aber bei seinem Befehl und zwar unter Hinweis auf die 2. Armee, die später nicht mehr unterstützen konnte.

So begann am 12. August der Angriff. Die 5. Armee ging bei Loznica und Bjelina, ein Teil der 6. Armee weit südlich davon bei Visegrad über die Drina. Die 2. Armee war aufgefordert zu unterstützen.

Der übereilte Angriff der viel zu schwachen 5. Armee hatte keinen dauernden Erfolg. Man kam zwar über die Drina, erlag dann aber dem Gegenangriff der an Zahl überlegenen Serben und mußte nach achttägigen verlustreichen Kämpfen wieder hinter die Drina zurückgehen.

Die 2. Armee hatte am 14. August Teile des 4. Korps zur Unterstützung bei Sabac über die Save gesandt. Da diese Truppen

nahe der Save bleiben mußten und nicht nach Süden vordrängen durften, blieb diese Hilfe ohne Wirkung. Das 2. Armeekommando nahm seine Truppen auch bald, nach zwei Tagen, wieder auf das nördliche Saveufer zurück. Man hatte beträchtliche Verluste — ohne Erfolg.

Als die 5. Armee durch den serbischen Angriff an die Drina zurückgedrängt wurde und in Gefahr kam, wandte sich das Kommando der Balkanstreitkräfte abermals an die 2. Armee um Unterstützung. Das 2. Armeekommando, das schon Befehl hatte, nach Galizien abzumarschieren, warf Teile des 4. Korps und die 29. Infanteriedivision abermals bei Sabac über die Save, wo diese Truppen in heftige Kämpfe verwickelt wurden.

Nachdem die 5. Armee zum Rückzug hinter die Drina genötigt worden war (20. August), gingen auch die Truppen der 2. Armee wieder hinter die Save zurück. Starke Verluste — kein Erfolg waren das Ergebnis auch dieses Unternehmens. Das niederdrückende Gefühl, zwecklos gekämpft zu haben, lastete auf den Truppen.

Mein Tagebuch enthält unter dem Datum des 24. August 1914 folgende Stelle:

„Ich fasse immer weniger, warum wir nicht den Spuren des Prinzen Eugen gefolgt sind und nicht bei Belgrad übergingen! Da wird überall der Prinz Eugen-Marsch gespielt und gesungen, und wir schleichen uns siebzehn Tage nach Beginn der Mobilisierung in den schäbigsten Winkel Serbiens ein."

Während sich diese Ereignisse im Süden abspielten, sammelten sich im Norden drei Armeen zum Kampfe gegen Rußland.

Welcher Operationsplan von allem Anfang an als Richtschnur für das Handeln im Norden maßgebend war, ist aus den Ereignissen nicht abzuleiten. Wenn man die Entwicklung der Maßnahmen gegen Serbien mit den Maßnahmen im Norden zusammenlegt, wenn man das Abspringen des Armeeoberkommandos von der Führung gegen Serbien auf die im Norden, und die Rolle der 2. Armee beachtet, d. h. ihren Aufmarsch in Syrmien, obwohl am 31. Juli, dem Tag der allgemeinen Mobilisierung, gewiß noch nicht ein Bataillon dieser Armee den Aufmarschtransport begonnen hatte, ihre ziel- und planlose Verwendung in Serbien und ihr Zuspätkommen im Norden: dann gewinnt man den Eindruck, daß gar kein Operationsplan bestanden hat, der die erste Entwicklung der Anfangshandlungen ge-

währleisten und das Herumspringen von einem Gedanken zum anderen verhindern sollte.

Ebensowenig läßt sich ein gemeinsamer Operationsplan aus den Ereignissen in Ostpreußen und Galizien erkennen. Jeder schien ganz auf eigene Faust zu operieren und zu kämpfen, denn in Ostpreußen wartete man den Angriff der Russen ab, und war rasch entschlossen hinter die Weichsel zurückzugehen, indes man von Galizien aus ziellos ins Unendliche vorstürmen wollte.

Der Eindruck, den man auf Grund der Ereignisse gewinnt, ist folgender:

Man hoffte mit Serbien allein zu bleiben, daher mobilisierte man die halbe Armee, um mit diesem Kleinstaat rasch fertig zu werden. Man hoffte dieses rasche Fertigwerden dadurch zu erreichen, daß man die Hauptkraft in der schwierigsten und langwierigsten Operationsrichtung ansetzte. Als Rußland doch sofort für Serbien eintrat, blieb man bei dem Anfangsgedanken. Man wollte Serbien überrennen, bevor Rußland, das mehrere Wochen zur Mobilisierung brauchte, mit Übermacht auf dem Plan erscheinen konnte. Also der deutsche Plan in verkleinerter Nachahmung. Als man erkannte, daß Rußland schon in hohem Maße vorbereitet war, gab man diesen Plan auf und beschloß, die 2. Armee nach Galizien heranzuziehen, sobald die Bahnen frei wurden. Die somit stark geschwächten Südkräfte sollten trotzdem Serbien angreifen. Ob dies vom Armeeoberkommando angeordnet war, oder ob es dem eigenen Entschluß des Kommandanten der Balkanstreitkräfte entsprang, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls waren aber die 5. und 6. Armee zu schwach, um die Serben mit der gebotenen Sicherheit niederzuwerfen, besonders in der gewählten schwierigsten Operationsrichtung; jedenfalls waren sie viel zu stark, um die Serben nur abzuwehren, indes man oben im Norden mit ungenügenden Kräften den Entscheidungskampf kämpfte.

Im Norden stießen nun die drei gegen die Russen viel zu schwachen Armeen divergierend ins Unermeßliche vor. Wohin? Man wußte nicht, daß die Russen schon vollkommen kriegsbereit waren, noch weniger kannte man ihre Kraftverteilung. Auf die Kenntnis der feindlichen Kraftgruppierung konnte somit der zur Abwehr dienende Angriff nicht gegründet sein. Hoffte man, die russischen Kräfte irgendwo noch unfertig in der Versammlung zu treffen? Das war

wenigstens immer der Grundton aller gegen Rußland gerichteten Erwägungen. Da die feindlichen Armeen nicht das bestimmte, örtlich begrenzte Ziel der Vorstöße sein konnten, denn man wußte nicht wo sie waren, mußte man irgendein anderes Ziel vor sich haben, das man erreichen wollte, einen wichtigen Abschnitt, einen wichtigen Raum. Dort ist aber nichts dergleichen vorhanden. Es war somit eine Offensive ins Blaue. Man griff überall an, obwohl man überall zu schwach war. Mit großen Verlusten konnte man bei Krasnik und Komarow Erfolge erringen, die zwecklos blieben, weil die 3. Armee bei Lemberg unterlag. Den Russen schadeten diese Mißerfolge nicht besonders, ihre unerschöpflichen Massen ertrugen solche Aderlässe; uns aber schadeten sie, weil unsere Armeen so starke Verluste nur bei vollem Erfolge tragen konnten.

Die Lage und Stärke unserer Armeen und die Beschaffenheit des Landes forderte vielmehr, daß man die Russenarmeen an sich herankommen ließ, bis man ihre Gruppierung und Form erkannte, und daß man dann erst mit versammelter Kraft einen der Flügel anpackte, nicht frontal, wie es geschehen ist, sondern flankierend oder umfassend. Den verlustreichen Angriff auf gut vorbereitete Stellungen mußte man am anderen Flügel den Russen zuschieben, um sie aufzuhalten und Zeit zur Entscheidung am Angriffsflügel zu gewinnen.

Unter Ausnützung der Flüsse San und Dnjester, der Festung Przemysl und des Gebirgswalles der Karpathen hätte der Heerführung bei solchem Willen ein ähnliches Spiel gelingen müssen, wie es Hindenburg in Ostpreußen den Russen aufzwang.

Der Abarten solchen Beginnens gab es viele.

Der Angriff ist wohl das beste Mittel der Verteidigung, aber nicht der stürmende Angriff ins Weite hinein, denn dieser geziemt nur dem an Kraft Überlegenen, sondern der in Raum und Zeit beherrschte, planmäßig die feindlichen Schwächen ausnützende Angriff, gepaart mit der Verteidigung an anderer Stelle.

Nach den schwer errungenen Anfangserfolgen von Krasnik und Komarow mußte die 4. Armee in vollständiger Kehrtwendung unter Opferung ihres Trains der 3. Armee zu Hilfe eilen, die von russischer Übermacht bedrängt, nicht mehr standhalten konnte. Auch dieses gewagte Unternehmen rettete nichts mehr.

Die 2. Armee kam aus Syrmien nur stückweise in die Schlachten in Ostgalizien. Ihre versammelte Kraft kam gerade zurecht, um den Rückzug hinter den San mitzumachen.

So kam es hier zum größten Fehler jeder Truppenführung, zum stückweisen Einsetzen der Kraft. Die 2. Armee kam weder bei der ersten Entscheidung in Serbien, noch bei der in Galizien zur Geltung. Dagegen wurde die Blüte unserer vorzüglichen Armee in den ganz verfehlten Einleitungsschlachten im Süden und im Norden nutzlos geopfert.

Die aus dem Operationsplan entwachsenen Einleitungsfeldzüge schlossen im Norden und im Süden mit vollem Mißerfolg.

Die Ursachen des Versagens der Operationen des k. u. k. Heeres liegen in der Politik und in der Kriegführung.

Die Politik hatte es unterlassen — ebenso wie die deutsche Politik — die Grundlagen für einen Operationsplan zu schaffen, der allein dem Doppelgegner Serbien-Rußland gegenüber den vollen Erfolg versprochen hätte: Den schwachen Gegner Serbien zu überrennen, bevor der schwerfällige Riese Rußland zur vollen Kraftentfaltung kommen konnte.

Diese Arbeit wäre aber nur bei vollstem harmonischem Zusammenspiel von Politik und Heerführung zu leisten gewesen. Sie hätte die vollste gegenseitige Orientierung, das vollste gegenseitige Verständnis, den gleichen auf dasselbe Ziel gerichteten Willen, die gleiche Entschlossenheit erfordert. Wie weit man von dieser Harmonie entfernt war, wurde bereits erwähnt. An Stelle dieser Voraussetzung bestand das Gegenteil, die volle Verständnislosigkeit der Politiker für militärische Notwendigkeiten und Forderungen, ein ängstliches Absperren des Umfanges der Politik gegen „Einmischung" und eine oft bis zur Feindschaft gesteigerte persönliche Gereiztheit. Der Monarch aber, der alle diese schädlichen Erscheinungen schon im Keime erstickt und durch richtige Wahl der Personen und durch persönliche Einflußnahme die Führung der Gesamthandlung Politik-Krieg in die oben skizzierten Bahnen gelenkt hätte, hat gefehlt. Ein Monarch, der Politik und Heerführung streng getrennt hielt, der die Haken zusammenschlug, sobald ein Soldat in der Audienz das Gebiet der Politik berührte, konnte keine richtige Vorstellung über das Wesen von Politik und Krieg haben, konnte daher auch

nicht die richtigen Männer wählen und auch nicht ausgleichend und richtunggebend wirken.

Politik und Heerführung hätten zusammen festsetzen müssen, was zur Erreichung des Zieles nötig war: Serbien rasch niederzuwerfen und dann sich mit voller Kraft auf Rußland zu werfen.

Dazu war es nötig, in einem zum Kriege treibenden Konflikt mit Serbien rasch und plötzlich ohne weitläufige diplomatische Vorspiele über Serbien herzufallen und so den Gegnern jede Zeit zur Vorbereitung zu nehmen. Für diesen Überfall mußte politisch und militärisch alles bis in die kleinste Einzelheit vorbereitet sein. Die Politik mußte selbst alle Bedenken der Heerführung wegen Bosnien beseitigen, sie mußte sagen, daß der sofortige Besitz der serbischen Hauptstadt und ihrer Archive von unschätzbarem politischen Wert war. Der Soldat mußte erkennen, daß nur dort, bei der serbischen Hauptstadt, eine schnelle, daher bald zum Ziele führende Operation überlegener Kräfte möglich war, daß somit das schwere Hindernis der Save-Donaulinie durch den militärischen Überfall in den ersten Stunden des Kriegszustandes auszuschalten war.

Politik und Heerführung mußten über Rußland und seine Vorbereitungen wachen, durften dort nicht sparen, um jede wichtige Verschiebung in dessen Kriegsbereitschaft zu erfahren.

Eine solche Zusammenarbeit hätte es bewirkt, daß an einem Tage kurz nach dem Mord von Serajevo der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad seine Forderungen ohne Frist gestellt, bei Ablehnung Belgrad verlassen hätte und daß in diesem Augenblick an seiner Stelle k. u. k. Truppen in Belgrad erschienen wären, um den Streit zu lösen. Tag und Stunde dieses politischen Auftretens in Belgrad waren nach der Zeit zu bestimmen, die nach dem Plan zur Vorbereitung und Durchführung des militärischen Überfalles nötig war. Dieser Überfall hätte die ganze Welt unvorbereitet getroffen und überrascht dem politischen Angriff der Monarchie preisgegeben. Die Politiker hätten jetzt immer noch ihren guten Willen zeigen können, mit dem Pfand in der Hand und bei Fortgang der Mobilisierung der Truppen gegen Serbien, mit diesem Lande ohne Krieg zu einem Einvernehmen zu gelangen.

Hier wurde der Mord als Anlaß angeführt, weil an diesem Beispiel, das tatsächlich zum Krieg geführt hat, der Unterschied

scharf hervortritt. Die Einverleibung Bosniens und die Haltung Serbiens zu diesem Schritt der Monarchie waren ein viel triftigerer Grund zu solchem Auftreten der Monarchie.

Aber auch noch im Jahre 1914, in dem die Verhältnisse im Gegensatz zu 1909 schon sehr zu Ungunsten der Mittelmächte verschoben worden waren, hätte dieses Vorgehen sehr wahrscheinlich den Weltkrieg vermieden, oder gewiß den vollen Erfolg des Operationsplanes gebracht, und mit den ersten großen Waffenerfolgen die beste Grundlage für die erfolgreiche Fortführung der Kampfhandlung Politik-Krieg geschaffen.

Das dazu nötige volle Verständnis für das Wesen von Politik-Krieg hat aber überall gefehlt: Bei den Politikern, bei den Heerführern und beim Monarchen.

Die Kriegführung hatte der politischen Lage von 1914 gegenüber keinen festen Operationsplan. Sie schwankte. Sie wählte eine ganz verfehlte Operationsrichtung gegen Serbien, führte den ersten Angriff in dieser Richtung mit ungenügenden Kräften überhastet durch und war infolge der unrichtigen Kräfteverteilung im Norden den russischen Massen, welchen die Politik Zeit zur Versammlung gelassen hatte, umsoweniger gewachsen, als sie diesen Massen auf weitem Bogen in auseinanderstrebenden Richtungen entgegenstürmte.

Die Niederlagen in Serbien und Galizien waren die Folge dieser gehäuften politischen und militärischen Verstöße gegen die einfachen Gesetze des Kampfes.

Man wird sagen, ein solches Handeln, wie es hier gefordert wird, war in Österreich-Ungarn nicht möglich. Gewiß! Bei dem herrschenden politischen System, bei der Veranlagung der an den Steuern der Monarchie stehenden Männer, bei der Vielköpfigkeit der Leitung war wohl nur das zu erwarten, was geschehen ist.

Eine gute zielbewußte Politik, eine straffe Kriegführung sind nur einem Staatswesen eigen, das gesund organisiert und vernünftig geführt wird.

Österreich-Ungarn wurde, wie ich es schon einmal ausgesprochen habe, zu Tode regiert. Die Grundlagen der Monarchie hätten ein anderes Schicksal möglich gemacht, denn sie waren gesund — das hat der vierjährige, siegreiche Widerstand erwiesen.

Die ungenügende Vorbereitung auf den Entscheidungskampf und die passive Politik, die den richtigen Zeitpunkt für den Entscheidungskampf versäumte, waren der größte politische Fehler der Mittelmächte, der das Versagen der Operationspläne verschuldete.

Nach dem Versagen der ersten Operationen, das die Überlegenheit der rohen Kraft der Feinde deutlich zeigte, konnte nur mehr eine überlegene Führung die günstige Entscheidung des Kampfes herbeiführen.

Um die einfache Grundregel des Kampfes klar zu machen, die weiterhin die Richtschnur der obersten Führung der Mittelmächte sein mußte, sei auf die einfachste Form des Kampfes als Beispiel gegriffen, auf den Kampf zweier Fechter.

Unser Fechter hatte, bauend auf die überlegene Stärke seines Armes, es versucht, dem Gegner mit wuchtigem, gegen den Kopf gerichteten Hieb die Parade zu durchhauen und so den Kampf durch einen tödlichen Hieb rasch zu entscheiden. Doch der Gegner hatte sich sich als weit stärker an Kraft erwiesen, als angenommen worden war, sondern sogar als an Kraft weit überlegen. Er konnte nicht nur den gewaltigen Hieb parieren, sondern er fand noch Kraft, unseren Fechter durch einen Gegenhieb zu verletzen. Es wäre nun Wahnsinn, wenn unser Fechter trotzdem in gleicher Weise wuchtige Hiebe gegen die Stärke seines Gegners fortführen würde, gegen Kopf und Brust, die durch kurze Paraden gedeckt waren. Er muß jetzt in kluger Ausnützung überlegener Fechtkunst die Blößen und Schwächen seines Gegners benützen, um ihm dort, wenn auch an weniger empfindlichen Stellen, schwere Wunden beizubringen, die nach und nach die überlegene Kraft seines Gegners durch Schmerz und Blutverlust so weit schwächen, daß schließlich die geschonte volle eigene Kraft wieder zum Todesstreich gegen den Kopf des Feindes ausholen kann.

Die einfache Grundregel des Kampfes, die sich daraus ergibt, ist:

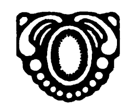
Jeder Angriff, ganz besonders aber der Angriff gegen einen an Kraft überlegenen Feind, muß in die Blößen des Feindes, in seine Schwächen geführt werden.

Die Mittelmächte mußten somit nach dem Versagen der ersten Operationen, nach der Abwehr des Kopfhiebes, ihre geschickt und

überlegen geführten Stöße und Hiebe gegen die Schwächen des Feindes richten und, indem sie die Starken abhielten und banden, die schwachen Feinde einen nach den anderen vernichten — nicht nur schlagen, denn das war zu wenig.

Die Führung der Mittelmächte hat, wie die Folge zeigen wird, diese einfache Grundregel des Kampfes gegen Übermacht nicht beachtet.

Das war der größte militärische Fehler der Mittelmächte.



Gegen Serbien, 1914.

Am 23. Juli 1914 wurden die drei Jahrgänge der Kriegsschule, die auf ihren Übungsreisen waren, telegraphisch nach Wien einberufen. Ich weilte um diese Zeit auf Urlaub in Goisern. Das am nächsten Tag in den Zeitungen erschienene Ultimatum an Serbien gab mir die Erklärung dieser Maßregel. Ich entschloß mich daher auch zur Reise nach Wien. Zur Zeit meiner Abreise hieß es in Goisern, daß Serbien das Ultimatum angenommen habe. Am 26. früh verkündeten jedoch schon Extrablätter, die in den Stationen vor Wien ausgeboten wurden, die Mobilisierung. Da mir in Wien gemeldet wurde, daß die allgemeine Mobilisierung wahrscheinlich in einigen Tagen folgen werde, berief ich meine Familie nach Wien.

Die Mobilisierung der Kriegsschule verlief glatt. Bis zum 5. August waren alle Schüler und Lehrer auf ihre Posten abgegangen.

Nur ich blieb in Wien zurück, da ich seit Mai 1914 von meiner Kriegsdienstbestimmung, Generalstabschef der 5. Armee, enthoben war und keine neue Bestimmung erhalten hatte. Da auch der Armeekommandant gewechselt worden war, wurden zufällig kurz vor dem Kriege die beiden für die Führung der 5. Armee maßgebenden Personen, die sich durch vier Jahre auf ihre Aufgabe geistig vorbereitet hatten, abgelöst.

Tag um Tag verging, ohne daß irgendein Ereignis von unseren Grenzen bekannt wurde. Die Spannung stieg um so mehr, als schon in den ersten Tagen des August günstige Nachrichten aus Belgien einliefen. Als endlich die ersten Mitteilungen über die Ereignisse in Serbien hinausgegeben wurden, geschah es infolge übertriebener Sorge nach Geheimhaltung so oberflächlich und zurückhaltend, daß die Spannung, im Verein mit dem nicht aufzuhaltenden Durchsickern von Nachrichten über den ungünstigen Stand der Ereignisse an der

Drina, zu den wildesten Gerüchten führte. So erzählte man in Wien, daß ein Korpskommandant wegen Spionage verhaftet und erschossen, daß der Kriegsplan gegen Serbien verraten worden sei und es daher unten schlecht gehe. Offenbar waren damals schon die feindlichen Wühler an der Arbeit.

Da solche Gerüchte, wenn sie ungehindert sich verbreiten durften, unabsehbaren Schaden anrichten konnten, ging ich am 22. August ins Kriegsministerium, um dort anzuregen, daß man gegen diese Gerüchte auftrete, vor allem aber, daß man die Geheimhaltung nicht übertreibe, da der Schaden, der hier im Innern der Monarchie angerichtet werden könnte, mit den Vorteilen, die durch solche Geheimhaltung gewonnen würden, nicht im Verhältnis stünden. Genützt hat mein Schritt nichts.

Man hatte überhaupt eine ganz eigenartige Auffassung über Geheimhaltung und ihre Bedeutung. Man hielt wichtige Dinge den Kommandos und Truppen verborgen, die sie wissen sollten, wissen mußten. Man unterließ wichtige, notwendige Besprechungen, der Geheimhaltung wegen. Dieser zuliebe wurde der Chef des Generalstabes fast ganz abgeschlossen, man sah ihn weder bei den Armeekommandos noch an der Front. Dafür erhielten die Kommandos Decknamen, bei deren Festsetzung man sich Scherze erlaubte, die der ganzen Sache das Gepräge der Lächerlichkeit gaben. Als unsere Truppen in Valjevo einrückten, soll an den Häusern das Wort „Uzelprinz", der Deckname des Oberkommandanten der Balkanstreitkräfte, geprangt haben. Man ließ dann später diese wertlose Maßregel fallen. Der „Standort" aber fristete sein verschwommenes Dasein bis zum Schluß des Krieges. Man durfte nie den Namen des Aufenthaltsortes zum Datum einer schriftlichen Ausfertigung setzen, sondern nur das nichtssagende Wort „Standort". So kommt es, daß in den Akten alle Befehle, Berichte, Meldungen aus „Standort" stammen, einer Örtlichkeit, die man vergeblich auf den Karten suchen wird.

Die wichtigste Maßregel der Geheimhaltung: Verbreitung falscher Gerüchte, Berufungen zu unbedenklichen Zeiten, um sie auch in wichtigen Augenblicken vornehmen zu können, also Verwirrung aller Ansichten der Öffentlichkeit, wurde nicht oder nicht zweckmäßig angewendet.

Am 23. August erfuhr ich, daß mir das Kommando der 29. In-

fanterie-Division zugedacht sei, die unten an der Save stehe. Am selben Tage wurde eine halbamtliche Nachricht über das weitere Verhalten gegen Serbien ausgegeben, die offenbar den Zweck hatte, den Mißerfolg zu verschleiern. Der Vorstoß auf Serbien sei auf die ganze serbische Armee gestoßen — natürlich! hatte man denn ernstlich etwas anderes erwartet? — habe ihr große Verluste beigebracht; die Armee sei nach Erfüllung ihrer Aufgabe an die Drina zurückgegangen. Da der Hauptkriegsschauplatz Rußland sei, ergebe sich in Serbien weiteres defensives Verhalten.

Diese ganze Erklärung, die den Stempel der Gezwungenheit und der Unaufrichtigkeit trug, machte einen recht ungünstigen Eindruck. Mir trübte sie die Stimmung ganz besonders. Mein Tagebuch vom 23. August enthält die Stelle: „Ich habe nie mit meiner Ansicht zurückgehalten, daß ich eine Offensive nach Serbien über die Drina als ein höchst ungünstiges Unternehmen ansehe. Ich hielt und halte diese Richtung für die schlechteste; nicht entscheidend und die schwierigsten Verhältnisse aufweisend. Und jetzt, wo dort unten die Offensive aufgegeben werden mußte, und unsere braven Truppen in diesem elenden Winkel Serbiens stehen und aushalten müssen, jetzt wo dort unten gewiß keine Lorbeeren zu holen sind, werde ich gerade dorthin als Divisionär eingeteilt. Das Schicksal konnte nicht boshafter mit mir verfahren!"

Es sollte doch anders kommen! Der Mensch hadere nie mit seinem Schicksal.

Am 25. August sprach ich in Wien einen verwundeten Stabsoffizier, der mir schauderhafte Dinge über die Kämpfe in Serbien erzählte. Das 8. Korps hatte bei Bjelina, das 13. bei Loznica über die Drina zu gehen. Das 8. Korps hatte die etwa 600 m über die Ebene aufsteigende Cerplanina anzugreifen. Da das 13. Korps zurückblieb, kam das 8. Korps vorerst allein in den Kampf. Die Truppen wurden nach vorne gehetzt, so daß sie schon todmüde in den Kampf traten. Die Führung versagte unter diesen Umständen ganz. Das war die Folge des vorzeitigen Angriffsbeginnes. Der Stabsoffizier fragte mich, ob ich wisse, warum man die Truppen in dieses unwegsame Terrain mit fahrbarem Train gesandt habe. Natürlich blieb ich die Antwort schuldig. Dafür standen unsere berggewohnten Truppen mit ihrer für die Ebene ungünstigen Ausrüstung in dem sumpfigen Flachland Galiziens.

Am 25. August Abend erhielt ich das Telegramm: „Zum Kommandanten der 29. Infanterie-Division ernannt, sofort nach Peterwardein abgehen und dort wegen Weiterinstradierung beim höchsten Kommando anfragen.“

Am 26. August ging der nächste Zug, der mich am 28. nachmittags nach Peterwardein brachte. Dort erfuhr ich, daß die 29. Division zur Armeegruppe Peterwardein gehöre, deren Führer im Range hinter mir stand. Ich wandte mich sofort telephonisch nach Serajevo mit der Bitte, dieses Verhältnis zu ändern.

Dann fuhr ich noch am 28. mit Auto über die Fruska gora zum Divisionskommando. Während der ganzen Fahrt traf ich fahrende oder lagernde Trains, die der nach Norden abgehenden 2. Armee angehörten. In Peterwardein war noch am 30. August das Kommando des 4. Korps anwesend. (Es war also noch nicht in Galizien.)

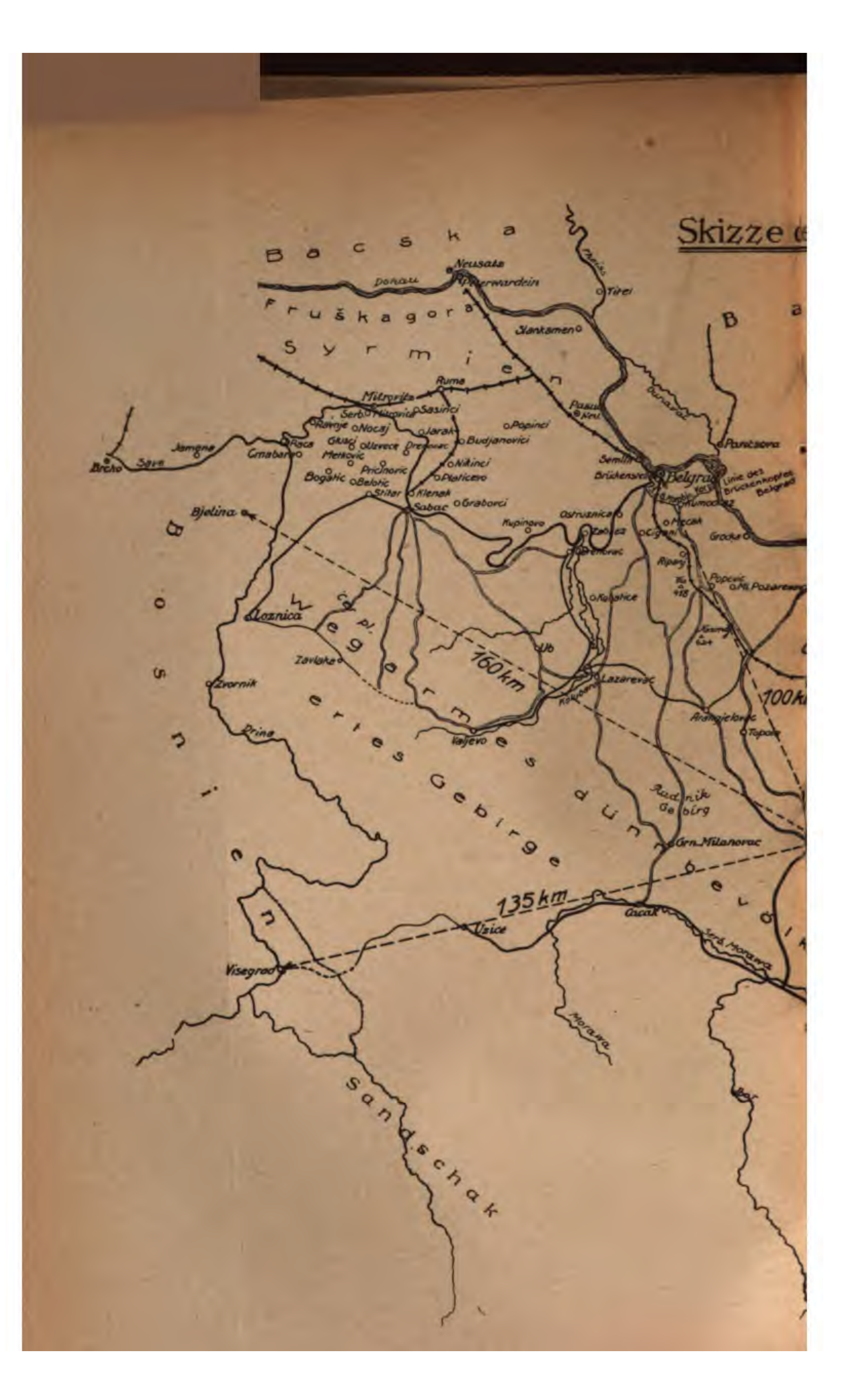
Am 29. früh übernahm ich in Budjanovici, südlich von Ruma, das Divisionskommando und ließ mich über die Lage unterrichten. Die Division stand mit der 58. Brigade im Sicherungsdienst an der Save. Beiderseits dieser Brigade schloß Landsturm an. Die 57. Brigade stand in Nikinci und Budjanovici hinter der 58. Brigade.

Mittags brachte ein Telegramm Klarheit in die verworrenen Befehlsverhältnisse. Die 29. Division trat aus dem Verbande der Armeegruppe Peterwardein zur 5. Armee über. Die Division wurde dem Armeekommando selbst unterstellt, behielt aber ihre Aufgabe, Sicherung der zugewiesenen Savestrecke.

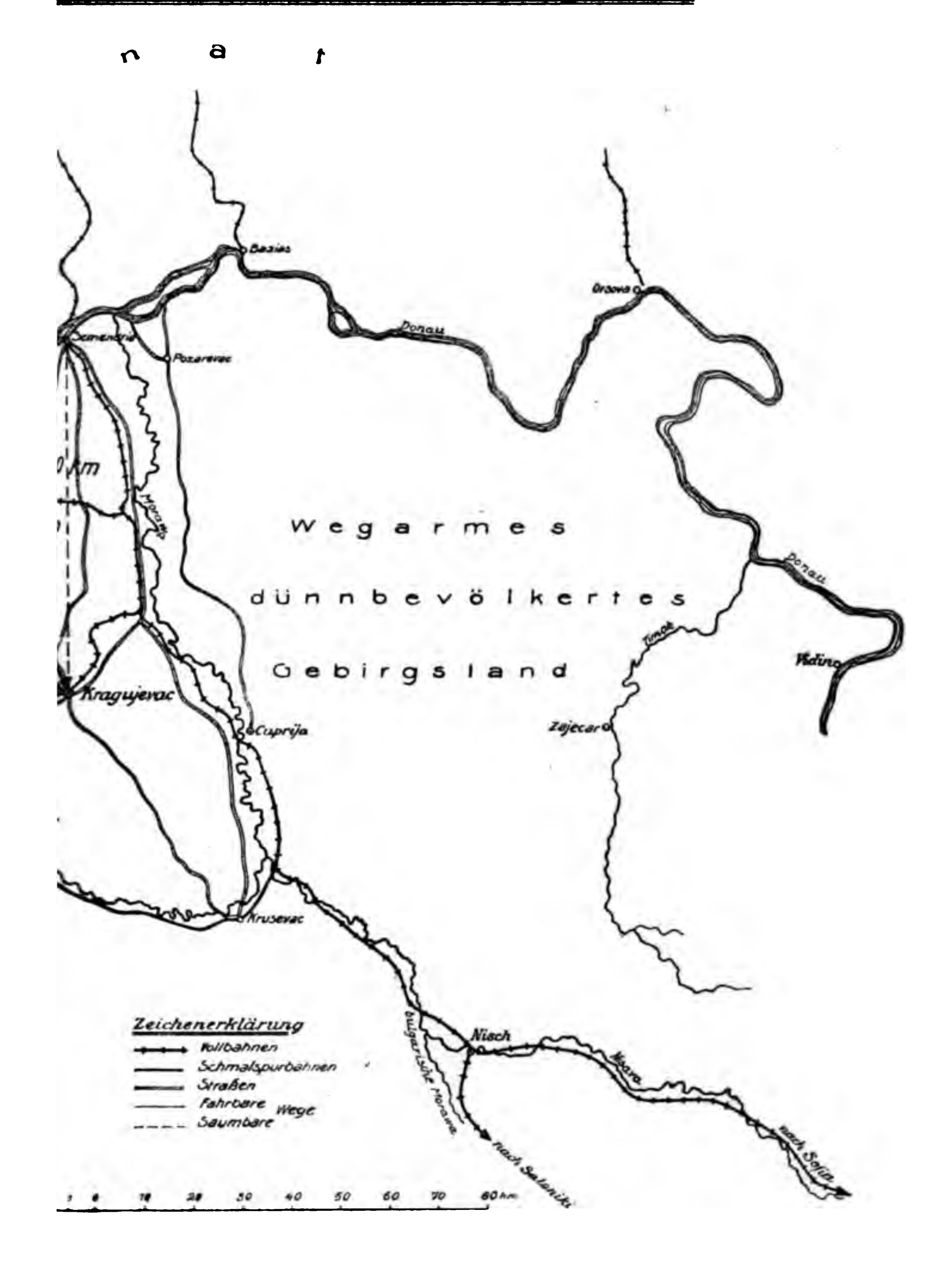
Da ich die Ungunst dieser Lage sofort erkannte, beschloß ich Alles aufzubieten, die 29. Division, als einzige vollwertige Division des ganzen Raumes vom Sicherungsdienste freizumachen und sie für den Angriff gegen einen über die Save vorgehenden Feind bereitzustellen und zu schulen.

Als am 31. August das Landsturmregiment Nr. 12 sein Eintreffen im Bereich der Division meldete, gab ich ohne viel herumzufragen den Befehl, daß dieses Regiment die 58. Brigade abzulösen habe, die mit dem Kommando, dem Infanterieregiment Nr. 74 und der Haubitzdivision nach Sasinci, mit dem Infanterieregiment Nr. 94 nach Ruma zu kommen habe. Dorthin sollte auch das Divisionskommando verlegt werden.

Am 31. August kam ein Telegramm des 5. Armeekommandos, das mir zu denken gab. Es forderte Auskunft, ob die Übergangsver-


Skizze
Bacska
Neusatz
Peterwardein
Donau
Fruškagora
Syrmien
Slankamen
Tisza
Titel
Rumа
Mitrovica
Sasinci
Popinci
Budjanovici
Pasua
Semlin
Belgrad
Pančsova
Linie des Brückenkopfes Belgrad
Bjelina
Jamena
Save
Brcko
Crnabara
Raca
Bogatic
Sabac
Grabovci
Kupinovo
Ostruznica
Umka
Ripanj
Popovic
Kosmaj
Loznica
Zavlaka
Zvornik
Drina
Valjevo
Lazarevac
Arandjelovac
Topola
160 km
100 km
135 km
Užice
Cacak
Grn. Milanovac
Rudnik Gebirg
Visegrad
Morava
Sandschak
Bosnien
Wegarmes ertes Gebirge durch
Srb. Morawa

les serbischen Kriegsschauplatzes.



hältnisse bei Jarak taktisch und technisch günstig seien. Da der Division gleichzeitig 21 Kriegsbrückenequipagen zugewiesen wurden, fürchtete ich, daß man noch nicht genug gewitzigt sei und trotz der feierlichen Erklärung, gegen Serbien nur mehr defensiv zu bleiben, wieder einen Vorstoß mit ungenügenden Kräften und in der ungünstigsten Richtung unternehmen wolle.

Am 1. September berichtete ich dem Armeekommando über die Lage und meine Auffassung. Ein Übergang starker serbischer Kräfte über die Save war nicht zu erwarten oder konnte selbst von schwächeren Kräften, vor allem Landsturm, abgewehrt werden. Zur Defensive seien wir viel zu stark; vor allem sei es schade, so vorzügliche Truppen, wie die 29. Division hier unten untätig zu binden, indes in Galizien um die Entscheidung gerungen werde. Ich bat, die Verlegung der Division nach Galizien zu erwirken. Zu diesem Schritt veranlaßte mich auch die allgemein gedrückte Stimmung der Truppen und des Stabes. Alles sehnte sich vom serbischen Kriegsschauplatz fort, wo wir kein Glück hatten. Ich war auf Ablehnung meiner Bitte gefaßt, wollte aber meine Pflicht gegen die Truppe und in sachlicher Richtung tun.

Am selben Tag erkundete ich bei Jarak die Übergangsverhältnisse. Der Übergang war dort zweifellos taktisch und technisch ganz günstig, dagegen operativ ungünstig, weil auf dem serbischen Ufer nur ein elender Weg längs dem Ufer nach Drenovac führt.

Meine Befürchtung, daß man abermals einen Übergang plane, verdichtete sich. Unter dem Schlagwort der Geheimhaltung wurden die Anordnungen zu solchen Unternehmungen erst im letzten Augenblick erteilt, obwohl man wissen sollte, daß gerade sie eine gründliche Vorbereitung brauchen.

Am 2. September besah ich das Infanterieregiment Nr. 92. Der Kommandant meldete mir, daß er als Ersatz für die Verluste fast gar nicht ausgebildete Leute erhalten habe. Er müsse jetzt vor dem Feind mit der Einzelausbildung dieser Leute einsetzen. Die gute Ersatzmannschaft verblutete inzwischen irgendwo im Norden im Verband einer Marschbrigade.

An diesem Tage Mittag kam ein Generalstabsoffizier der 5. Armee und ließ sich über die Division unterrichten.

Er erzählte mir, was bei der 5. Armee vorgefallen war. Danach erschien der ganze Vorstoß als eine Donquichoterie. Vier Divisionen

nd zwei Brigaden sollten am 12. August die Drina überschreiten nd spätestens am 17. Valjevo erreichen. Das 15. Korps sollte 1 den Sandschak eindringen und über Uzice ebenfalls nach Valjevo orrücken. Nach einer flüchtigen Berechnung des 5. Armeekomman-os mußte dieses Korps acht Tage später in Valjevo eintreffen als ie 5. Armee.

Von Sabac her sollten Landsturm und Marschformationen, sowie ie halbe 7. Infanteriedivision demonstrieren.

Von der 2. Armee wußte das 5. Armeekommando nichts.

Die Basis dieses Planes war die Annahme, daß die serbische lrmee in Neuserbien stehe, in Altserbien nur Banden seien. Worauf ch diese Annahme stützte, war dem 5. Armeekommando unbekannt. Man traf, wie die halbamtliche Nachricht feststellte, auf die anze serbische Armee.

Hier scheint den Serben das erstemal das Ausstreuen falscher Nachrichten gelungen zu sein. Es ist noch einigemal geschehen, daß as Kommando der Balkanstreitkräfte auf Nachrichten verdächtiger)erkunft Unternehmungen forderte oder Befehl dazu gab, ohne sich orher über die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit solcher Nach-ichten Gedanken zu machen.

Am 3. September wurde dem Divisionskommando eine Kund-haftsnachricht mitgeteilt, daß die Serben die Absicht hätten, bei Belgrad scharf zu demonstrieren und unterhalb Mitrowitz über die Save zu gehen.

Ich hielt diese Nachricht für eine Vorspiegelung. Ich wollte nicht lauben, daß die Serben mit starken Kräften übergehen würden. Benn schon, so doch vor allem bei Belgrad. Immerhin war die Flußstrecke unterhalb Mitrowitz deshalb besonders wichtig, weil sie iit der Fruska gora eine Enge bildet, ein Stoß daher dort am ichtesten die Verbindung der in Bosnien und in Syrmien stehenden Kräfte unterbrechen mußte.

Durch die im Zuge befindliche Neugruppierung der Division)ar übrigens dem möglichen Übergang der Serben Rechnung ge-ragen, soweit es in meiner Macht stand.

Am 4. September abends war die Neugruppierung der Division eendet.

Es standen: Das Divisionskommando und das Infanteriereg-ient Nr. 94 in Ruma; 58. Brigadekommando, Infanterieregiment

Nr. 74, Haubitzdivision in Sasinci; 57. Brigadekommando, Infanterieregiment Nr. 42 in Budjanovici; Infanterieregiment Nr. 92 und Kanonenregiment in Nikinci; Landsturmregiment Nr. 12 im Sicherungsdienst an der Save von Grabovci bis Jarak.

Am 4. September erhielt ich den Befehl, mich für einen Übergang bei Jarak bereit zu halten, wozu mir auch die 7. Infanteriedivision zur Verfügung stehe, die am 6. mit Bahn in Platicevo und Ruma eintreffen werde.

Am 5. September früh brachte ein Telegramm des 5. Armeekommandos den Auftrag, alles für die Offensive am 7. bereitzustellen. Der Plan für den Übergang wurde fertiggestellt.

Da trafen am 6. September von 2 Uhr 30 Minuten früh an zahlreiche, sich vielfach widersprechende Nachrichten über einen Saveübergang der Serben beim Divisionskommando ein.

Als sich kurz nach 11 Uhr Vormittag herausgestellt hatte, daß eine starke serbische Gruppe östlich von Mitrowitz über die Save gegangen war, entschloß ich mich sofort, diese, mir gefährlichst scheinende Gruppe mit der ganzen Division doppelt umfassend anzugreifen.

Dazu erhielt das Infanterieregiment Nr. 74 in Sasinci den Befehl, die in der Nähe des Ortes übergegangenen Serben nahe an der Save festzuhalten; das Regiment Nr. 94 hatte westlich an das Infanterieregiment Nr. 74 anzuschließen und die Serben von Westen zu umfassen. Die 57. Brigade erhielt Befehl, über Jarak in den Kampf einzugreifen und in den schmalen Raum zwischen dem Regiment Nr. 74 und Save hineinzustoßen.

Bis 6 Uhr abends kämpfte die 58. Brigade allein. Um diese Zeit griff die 57. Brigade ein. Der Angriff dieser Brigade wurde in der hellen Vollmondnacht fortgesetzt. Am Morgen waren 4500 Serben gefangen, 3 Geschütze und 10 Maschinengewehre erbeutet. Durch dieses Gefecht, das unter dem Namen „Vernichtung der Timokdivision" populär wurde, waren sieben Bataillone der Timokdivision I vollständig aufgerieben worden.

Die Serben hatten auch noch an anderen Punkten die Save überschritten, vor allem mit starken Kräften bei Kupinovo.

Am 6. war die Verschiebung des Saveüberganges der 5. Armee auf den 9. September angeordnet worden. Dadurch wurde die Division an die Gegend von Ruma gebunden.

Ich erhielt keinen Befehl zum Vorgehen über die Save, dagegen kam die Verständigung, daß der Übergangsversuch des 8. Korps gescheitert war, weshalb ich jedes Unternehmen auf dem südlichen Saveufer unterlassen sollte.

Als nun abends ein Ruf um Hilfe vom Armeegruppenkommando Peterwardein kam, hatte ich freie Hand. Die 7. Infanteriedivision war westlich Semlin von überlegenen serbischen Kräften hart mitgenommen worden. Sie war nach Neu Pazua zurückgegangen. Sie sollte erst in vier bis fünf Tagen wieder gefechtsfähig werden.

Die 29. Division marschierte, der 7. Division zu Hilfe, nach Osten ab.

Nach mehreren Gefechten wurden die Serben gezwungen, Syrmien zu räumen. Am 14. September brachen sie ihre Savebrücke wieder ab

Meine Truppenmacht war inzwischen auf Korpsstärke angewachsen. Sie erhielt für die Folge die Bezeichnung: Kombiniertes Korps.

Ich hatte gerade gemeldet, daß ich den Serben bei Kupinovo über die Save folgen wolle, als ein dringender Befehl kam, spätestens am 16. September bei Jarak über die Save zu gehen und der hart kämpfenden 5. Armee Luft zu machen.

Obwohl die Truppen am Abend des 15. September über 30 Kilometer von Jarak entfernt waren, gelang es trotzdem, die Save bei Jarak am 16. spät nachmittags unter schwacher Gegenwehr der sichtlich überraschten Serben zu überschreiten.

Unter fortwährenden Kämpfen mit den sich nach und nach verstärkenden Serben erreichte das Korps am 18. September die Linie Pricinovic, Uzvece, Nocaj, wo es an diesem Tage auf starken Widerstand stieß und stark angegriffen wurde. Die Truppen konnten weder am 18. noch am 19. September Raum gewinnen.

Die Hauptursachen für die harten Kampfverhältnisse lagen in dem stark bedeckten, unübersichtlichen Gelände und in der geringen Wirkung unserer Artillerie. Die Truppen stammten zum größten Teil aus Böhmen; sie waren mit den Eigenheiten weitausgedehnter Maisfelder nicht vertraut.

Unsere Artillerie war nach Zahl der Geschütze, Schußweite und Geschoßwirkung unzureichend. Für 39 Bataillone waren nur 60 Ge-

schütze vorhanden, eine vollkommen ungenügende Zahl. Diese Geschütze hatten nur wenig Munition, keine Granaten, so daß ihre Wirkung bei der schwierigen Beobachtung von Schuß und Ziel gering blieb.

Am 19. September kam ein Oberst des Kommandos der Balkanstreitkräfte in Jarak an. Er meldete mir, daß nach verläßlichen Nachrichten die Serben in vollem Rückzug seien. Das Korps solle, ohne sich um die 5. Armee zu kümmern, nach Sabac marschieren. Dabei übergab er mir einen Zettel, auf dem stand: „Nicht viel um die 5. Armee kümmern, sondern nach Sabac und von dort nach Zavlaka vordringen. Marsch, Kampf ausweichen, marschieren! In drei Tagen Zavlaka erreichen.“ Auf dem Zettel stand weiter, wie später festgestellt wurde, von der Hand des Oberkommandanten: „Kavallerie los!“ Der Oberst sagte, daß dabei das Wort „Raid“ gefallen sei; der Kavallerie solle Artillerie mitgegeben werden. Der Zettel trug kein Datum, keine Unterschrift.

Ich war ganz verdutzt; ich wußte nicht, ob ich wache oder träume. Dieser formlose Zettel ohne Unterschrift konnte doch nicht als vollwertiger Befehl von solcher Tragweite angesehen werden, auch wenn ihn ein Oberst des Kommandos brachte. Seine Forderungen und ihre Voraussetzungen waren mir unverständlich.

Bisher hatte es sich nur um die Unterstützung der 5. Armee gehandelt. Deshalb mußte ich bei Jarak übergehen, deshalb sollte ich schon am 16. den Übergang bewirken, und jetzt sollte ich mich um die 5. Armee gar nicht kümmern. Jetzt, wo man in dem Sumpfgebiet steckte, sollte das Korps von der 5. Armee weg nach Sabac rasen und jedem Kampf ausweichen. Wie ich das machen sollte, wo die Serben jeden Ort, jede versumpfte Linie hartnäckig verteidigten, war mir ein Rätsel. Das Korps sollte unter diesen Verhältnissen in drei Tagen 60 Kilometer zurücklegen.

Die Kavallerie sollte vorauseilen! Es wäre kein Reiter heil davon gekommen.

Ich machte den Oberst aufmerksam, daß das Korps am 18. stark angegriffen worden war und sich nur mit Mühe der Angriffe erwehren konnte. Auch heute, am 19., stehen die Truppen in harten Kämpfen. Dieses Verhalten der Serben schließe den einfachen „Marsch“ aus. Als er ungläubig blieb, forderte ich ihn auf, selbst an die Front zu gehen und sich über die Lage zu unterrichten. Er tat

dies. Nach der Rückkehr war vom Marsch ohne Kampf keine Rede mehr

Dagegen hielt mir der Oberst vor, daß ich doch 39 Bataillone und 11 Eskadronen habe, daher durchbrechen könne.

Man nahm in Doboj jedes in der Kriegsgliederung eingezeichnete Bataillonszeichen als vollwertig an. Man beachtete nicht, daß die Heeresbrigaden schon schwere Verluste, namentlich an Offizieren, erlitten und nur wenig Ersatz erhalten hatten; daß die Landsturmbataillone nicht vollwertig und zu einem schweren Angriff nicht geeignet waren.

Man übersah, daß die 11 Eskadronen nicht versammelt sein konnten, da jede Brigade und das Korpskommando für den Verbindungsdienst wenigstens eine Eskadron brauchten, und daß 2½ Eskadronen an die Armeegruppe Peterwardein abgegeben worden waren. Es blieben also nur 3½ Eskadronen mit 230 Reitern, die Hälfte davon Landsturm, zur Verfügung, wohl zu wenig für einen „Raid". Dieser Kavallerie sollte man Artillerie beigeben. Wir hatten nur fahrende Artillerie, die der Kavallerie auf den elenden Wegen der Macva nur schwer folgen konnte.

Der Raid unterblieb selbstverständlich.

Ich unterrichtete den Obersten über die Lage des Korps, das mit nur einer Brücke im Rücken sich nicht frei bewegen konnte. Es dürfe den Serben in dem unübersichtlichen Gelände kein Zugang zur Brücke freigelassen werden. Die Truppen seien stark ermüdet, wegen des Offiziersmangels und der schwachen Artillerie, sowie wegen des Munitionsmangels zu einer solchen Offensive nicht befähigt

Eine am nächsten Tag in Pricinovic veranstaltete Besprechung mit den Brigadieren ergab, daß unsere Front wohl fest stehe, daß es aber nicht möglich sei, den Angriff weiter vorzutragen. Wir blieben also vorläufig in den erreichten Stellungen.

Da dem ermüdenden Stellungskampf in der unwirtlichen Macva nicht anders ausgewichen werden konnte, dachte ich doch an einen Angriff. Es war schwer unter so ungünstigen Verhältnissen zu einem ganzen Entschluß zu kommen. Auf allen Seiten hatte man Mangel und Fesseln. Keine weittragenden schweren Geschütze, keine Übersicht. Die wenig zahlreiche Artillerie wirkte nicht viel. Man sah nicht ob man traf, sah weder Ziel noch Wirkung. Geringer

Munitionsvorrat zwang zur Sparsamkeit. Granaten fehlten ganz. Dazu kam die große moralische Wirkung der weittragenden serbischen schweren Artillerie. An die Brücke gebunden, mit schlechten Engwegen dahin, war das Korps sehr empfindlich. Es mußte auch während eines Angriffes den ganzen Bogen von der Save bis Nocaj halten, um gesichert zu sein.

Trotzdem faßte ich den Entschluß, anzugreifen. Der Angriff sollte längs der Save erfolgen, da diese Richtung mir noch am meisten Erfolg versprach und das Zusammenziehen der Kraft dort gleichzeitig die empfindlichste Richtung sicherte.

Zum Angriff sollten die drei Heeresbrigaden des Korps vereinigt werden.

Auf Befehl des Armeekommandos hatte gleichzeitig mit meinem Angriff eine zwölf Bataillone starke Landsturmgruppe die Save bei Sabac zu überschreiten.

Der Angriff sollte am 28. September beginnen. Er mußte auf den 29. verschoben werden, weil weder die Bereitstellung zum Angriff noch die Vorbereitung zum Saveübergang rechtzeitig fertig wurden.

Am 28. September kam der Oberst des Kommandos der Balkanstreitkräfte abermals ins Korpskommando. Er sprach von der großen Stärke meines Korps und meinte, daß da doch an irgendeinem Punkte der Front der Durchbruch gelingen müsse.

Ich wies auf unsere Angriffsvorbereitungen hin, daß also der Versuch gemacht werde, obwohl niemand die Hoffnung auf raschen Erfolg habe. Ich betonte, daß wir uns schrittweise werden heranarbeiten müssen.

Ich bemühte mich nochmals, dem Obersten klar zu machen, daß meine Bataillone nicht gleich und nicht vollwertig seien. Die 29. Division habe statt 17 000 Mann nur mehr 6500; besonders der Mangel an Offizieren erschwere jeden Angriff. Die Landsturmbataillone seien für einen schweren Angriff ungeeignet; vier Bataillone würden z. B. von Landsturmleutnants befehligt. Die Artillerie sei nach Geschützzahl, Wirkung und Munitionsvorrat zu schwach, um den Angriff genügend vorzubereiten. Es war aber alles umsonst. Es fehlte die richtige Vorstellung. Man glaubte, man könne mit Menschenleibern in eine feldmäßig befestigte Front ein Loch stoßen.

Hier soll angefügt werden, daß wir die Serben als tüchtige Feinde achten gelernt haben. Ich hielt und halte sie noch für den

soldatisch stärksten unserer Gegner. Genügsam, findig, listig, außerordentlich beweglich, gut bewaffnet, mit Munition reichlich versehen, im Gelände gewandt, sehr gut geführt, für den Kampf durch Haß und Begeisterung entflammt, machten sie unseren Truppen mehr zu schaffen als Russen, Rumänen und Italiener.

Gegen diesen Feind konnte man nur durch zermalmende Übermacht an wirksamster Artillerie und an Truppen, sowie durch überlegene Führung aufkommen.

Am 29. früh wurde der Übergangsversuch bei Sabac schon im Keime durch das feindliche Feuer erstickt. Mir sind die Ursachen des Mißlingens nicht bekannt.

Das 5. Armeekommando befahl nun die Heranziehung der Landsturmtruppen von Klenak zum Korps. Eine Brigade sollte im Verein mit der rechten Flügelbrigade des Korps Metkovic nehmen. Dieser Befehl des Armeekommandos, der sich mit den Einzelheiten der Truppenverwendung und mit der Anordnung eines Angriffes befaßte, ohne das Korpskommando darüber gehört zu haben, stellte einen Eingriff in die Führung des Korps vor. Man konnte vom Armeekommando aus nicht beurteilen, wo anzugreifen sei, welche Kraft dazu nötig war, wie vorzubereiten war, oder doch erst nach Rücksprache mit mir. Ich sah voraus, daß dieser Angriff nicht über die ersten Anfänge hinaus gedeihen werde.

Da ich dem ausdrücklichen schriftlichen Befehl gehorchen mußte, gab ich dem mir zu diesem Zweck unterstellten Kommandanten der Armeegruppe Peterwardein den Auftrag, mit diesen beiden Brigaden zuerst Glusci und dann Metkowic zu nehmen, jedenfalls aber meinen rechten Flügel zu sichern. Somit sollte infolge des Eingriffes des Armeekommandos in der Folge auf beiden Flügeln des Korps angegriffen werden.

Der Angriff meines linken Flügels führte am 29. nur zur Wegnahme der serbischen Vorstellungen. Vor der Hauptstellung kam der Angriff ins Stocken. Jetzt setzte das Vortragen des Angriffes mit Sandsackdeckungen ein. Dieser Angriff ging natürlich nur schrittweise vor. Ich erwartete auch von diesem Angriffsverfahren keine entscheidenden Erfolge, weil die Serben hinter jedem aufgegebenen Stellungsteil sofort eine neue Stellung haben konnten und mußten.

Da wurde ich von Jarak aus ans Telephon gerufen. Der Oberst des Armeekommandos, der gerade in Jarak wieder ankam, als

mehrere Landsturmbataillone dort vor dem Überschreiten der Brücke rasteten, meinte, ob man nicht diese Bataillone in die bei Jarak liegenden Schleppschiffe einladen und durch die Monitore geschleppt, im Rücken der Serben landen lassen könnte. Ich mußte bei diesem Vorschlag an mich halten, um nicht zu deutlich zu werden.

Die Schleppschiffe bei Jarak bildeten den Train der Monitorgruppe. Sie waren mit Kohle, Lebensmitteln, Munition und anderen Bedürfnissen der Flotille beladen. Wollte man sie benützen, mußte man sie zuerst ausladen, was tagelang dauern mußte, da alle Behelfsmittel fehlten. Das Ausladen brachte aber die Monitore um ihre Bedürfnisse, denn vom Land aus konnten sie die Ladung nicht ohne weiters aufnehmen.

Die Monitore waren zum Schleppen nicht sehr geeignet. Im feindlichen Artilleriefeuer wären Monitore und Schlepper bald das Opfer ihrer Schwerfälligkeit geworden. Der Beginn einer Überschiffung mit so großen Fahrzeugen wäre Wahnsinn. Angesichts des Feindes kann nur mit zahlreichen kleinen Fahrzeugen überschifft werden. Erst wenn man Herr des feindlichen Ufers ist, und auch das feindliche Artilleriefeuer nicht mehr gefährlich werden kann, können so große, schwerfällige Einheiten die Überschiffung übernehmen.

Ich wollte mich nicht in eine Auseinandersetzung einlassen. Ich telephonierte daher nur: Das ist eine Idee. Ich bitte, das Kommando selbst zu übernehmen, das ganze Unternehmen mit dem Kommandanten der Monitore zu besprechen und dann durchzuführen. Ich wünsche recht viel Glück. Ich wußte, daß das Abenteuer unterbleiben wird.

Damit endete das Gespräch. Das Unternehmen blieb aber richtig Idee.

Der Angriff auf Glusci blieb, wie ich erwartet hatte, ohne Erfolg.

Am 2. Oktober erhielt ich die Verständigung, daß die für das Korps bestimmte, schon dringend nötige Artilleriemunition an die 6. Armee überwiesen wurde, und daß für längere Zeit nicht auf anderen Zuschub zu rechnen sei.

Da ich das Korps nicht ganz von Munition entblößen konnte, die Fortsetzung des Sandsackangriffes aber viel Munition verbrauchte und jederzeit zu einem Gegenangriff der Serben führen konnte, entschloß ich mich, den weiteren Angriff aufzugeben. Es sollte nun die

Annäherung an die serbische Stellung planmäßig mit Laufgräben und Vorschieben der eigenen Stellung erfolgen.

Das Armeekommando war unzufrieden, sprach von Offensivgeist und ähnlichen schönen Redensarten und ordnete die Fortsetzung des Angriffes an. Ich gehorchte dem ausdrücklichen Befehl und ließ den Sandsackangriff fortsetzen.

Da diese Art der Führung mich Böses ahnen ließ, sandte ich an das 5. Armeekommando einen Bericht über die Lage. Ich schrieb, daß es unnütz sei, hier in der Macva gegen die starke feindliche Stellung anzurennen; daß es nötig sei, hier mit Landsturm festzuhalten, alle Feldtruppen aber herauszuziehen und an anderer Stelle vereint einzusetzen.

Der Armeekommandant antwortete: „Interessant, aber wir haben uns nicht den Kopf des Oberkommandanten zu zerbrechen.“

„Gut,“ schrieb ich in mein Tagebuch, „aber wenn selbst Armeekommandanten schweigen, wenn Unzweckmäßiges geschieht, dann kanns nicht gut gehen“.

Am 6. Oktober wollte ich mit den Brigadieren die Möglichkeit eines Überfalles auf den äußersten rechten serbischen Flügel besprechen, als der Armeekommandant in Jarak eintraf und mich von der Abfahrt abhielt.

Er gab mir bekannt, daß der Oberkommandant einen ziemlich ungehaltenen Befehl gesandt habe, in dem er der 5. Armee Untätigkeit vorwarf und sagte, daß die Serben es verstanden haben, sich die Initiative zu wahren und sogar einen Einfall über die untere Drina planen. Bei der 53 Bataillone starken Gruppe Krauß muß es möglich sein, mit „relativer Kraftüberlegenheit“ einen Erfolg zu erringen.

Der Armeekommandant war sehr gedrückt und sagte, daß ihm schon dreimal trotz seinen Vorstellungen der Angriff anbefohlen worden sei. Er habe gehorcht und beim ersten Angriff 17000, beim zweiten 5000 und beim dritten 2000 Mann verloren. Er sprach vom Rücktritt.

Ich trug ihm nochmals meine Auffassung vor, daß ein gewaltsamer Angriff unter den schon so oft geschilderten Verhältnissen ein Massenmord an meinen Truppen wäre, den ich nur auf ausdrücklichen schriftlichen Befehl unternehme, daß ich dagegen den Angriff planmäßig schrittweise mit Laufgräben und Sappen machen werde, wenn man unbedingt hier bleiben wolle. Ich wies nochmals

auf die verfehlte Richtung hin und sagte, jetzt müsse man doch einsehen, daß der Angriff vernünftigerweise nur bei Belgrad erfolgen sollte. Man solle meine Felddivisionen durch Landsturm ablösen und ich bürge, daß ich 48 Stunden nach Versammlung der Divisionen östlich von Ruma bei Belgrad am südlichen Donauufer stehen werde.

Der Armeekommandant stimmte meiner Darlegung zu, sagte aber, daß er den Befehl habe. Ich bat darauf, meine Bedenken und meine Auffassung schriftlich einsenden zu dürfen, damit sie dem Kommandanten der Balkanstreitkräfte vorgelegt werden könnten. Ich bat, mir einen schriftlichen Befehl zu erwirken, daß ich trotz meiner Vorstellungen die feindliche Stellung stürmen müsse, weil ich nur einem solchen förmlichen Befehl, nicht aber einem einfachen Zureden gehorchen könne. Zum Schluß machte ich aufmerksam, daß die Serben alle Mittel anwendeten, um uns zu Angriffen zu verleiten. Sie verbreiteten dazu absichtlich falsche Nachrichten; auch die Nachricht, daß sie über die untere Drina gehen wollten, scheine nur ein solches Lockmittel zu sein. Wir sollten ihnen nicht aufsitzen und nur gut vorbereitete und gut gegründete Angriffe unternehmen.

Der Armeekommandant verabschiedete sich mit den Worten, er erwarte meinen Bericht. Ich schrieb diesen Bericht noch am 6. Oktober, nach meiner Rückkehr von der Front, eigenhändig so nieder, wie es oben kurz angedeutet ist.

Am 8. Oktober traf die schriftliche Antwort auf meinen Bericht ein. Sie war dem Ergebnis der Unterredung vom 6. entgegengesetzt. Sie stellte die offenherzige Klarlegung meiner vor der feindlichen Front gewonnenen Auffassung und Beurteilung als eine unzulässige Kritik der Operationen des Oberkommandanten dar, was natürlich nicht der Fall war. Man dürfte nie ein abweichendes Urteil haben, sagen und begründen, wenn man das immer gleich als Kritik auffassen wollte. Da gäbe es nur blinden, unvernünftigen Gehorsam. Der Kommandant konnte in Tuzla nicht klar sehen, wie es an der Front steht und was dort am Platze ist, wenn es ihm nicht seine Unterkommandanten meldeten.

Ich hatte schon als Oberstleutnant in „Moltke, Benedek und Napoleon" geschrieben: „ein Korpskommandant gehorcht anders als ein Korporal"; ich mußte daher als Feldmarschalleutnant und als Korpskommandant auch so handeln. Die Schuld daran trug nicht ich, sondern der, welcher solche Befehle, noch dazu in so anfechtbarer Form, gab.

Der Armeekommandant war offenbar von seinen Beratern anders beeinflußt worden. Ich wollte übrigens gehorchen, nur verlangte ich den ausdrücklichen, schriftlichen Befehl, daß ich trotz meiner Vorstellungen anzugreifen habe.

Es sei gleich hier beigefügt, daß der Zusammenbruch bei der 6. Armee nur deshalb so überraschend kam, weil, wie man mir später erzählte, die Korpskommandanten es unterlassen hatten, dem Armeekommandanten rückhaltlos und mit der nötigen Energie über die Lage und über die Verfassung ihrer Truppen zu berichten.

Ich bekam den Befehl zum Angriff nicht. Der Sturmangriff unterblieb daher. Erst in Belgrad erfuhr ich, daß damals die Aufforderung ergangen war, mich vom Korpskommando zu entheben und mein Korps aufzulösen. Der Armeekommandant kam dieser Aufforderung nicht nach.

Die Tatsache, daß ich meine Person und Stellung eingesetzt hatte, um unnütze Blutopfer zu vermeiden, blieb den Truppen nicht verborgen. Sie trug mir den Ehrennamen „Vater Krauß" ein.

Am 6. Oktober, unmittelbar nachdem der Armeekommandant Jarak verlassen hatte, fuhr ich zur 57. Brigade und ging vor zum Infanterieregiment Nr. 74. Ich besprach mit dem Brigadier und dem Regimentskommandanten die Möglichkeit eines Überfalles auf die serbische Stellung. Beide waren zum Überfall bereit, meldeten aber, daß sie keinen Erfolg erwarteten, da die Serben sehr wachsam seien, das Regiment aber viel zu wenig Offiziere habe, um die schwierige Führung des Überfalles, bei dem alles auf das Beispiel der Offiziere ankomme, sicher zu gestalten. Mißlinge der Überfall, dann sei die ganze Brigade für lange Zeit ganz unbrauchbar.

Der Mangel an wirkungsvoller Artillerie brachte mich auf den schon im Frieden entstandenen Gedanken zurück, Ekrasitladungen in die feindlichen Linien zu schleudern, also Minen zu werfen. Da alle anderen Mittel dazu fehlten, wurde das Werfen aus Erdlöchern, den alten Erdmörsern, versucht. Als Geschoß wurden kleine Bierfässer, die 18 Kilogramm Ekrasit faßten, verwendet. Am 11. Oktober fand der erste Versuch statt. Wir kamen bis zu einer Wurfweite von 100 Schritt. Die Versuche wurden mit dem Ziel fortgesetzt, in der Sturmstellung eine größere Zahl solcher Mörser einzubauen und gleichzeitig abzufeuern. Begünstigt durch die furchtbare moralische und physische Wirkung sollte der Einbruch in die feindliche Stel-

lung möglich werden. Es erging der Befehl, hundert solche Erdmörser vorzubereiten.

Am 23. Oktober kam der Armeekommandant abermals drängen. Im Auftrage des Oberkommandanten forderte er bestimmte Antwort, ob ich angreife und wann. Wenn der Angriff nicht ginge, werde Kraft herausgezogen und an anderer Stelle eingesetzt.

Ich ließ mich nicht beirren und bat, schriftlich antworten zu dürfen. Ich meldete:

1. Angriff nach Zeit noch nicht vorauszusagen. Die Truppen sind noch 400 bis 600 Schritt von der feindlichen Stellung entfernt. Das Vortragen erfolgt bis 300 Schritt in Sprüngen von 50 bis 100 Schritt. Von 300 Schritt an mit Sappen. Da die Artillerie wenig Granaten hat, die Infanterie somit nur mangelhaft unterstützt, kann es lange dauern, bis die Sturmstellung erreicht wird.

2. Der gewaltsame Angriff brächte riesige Verluste und wenig Erfolg, weil die Serben in die zweite Aufstellung zurückgehen würden. Vernichtung der weiteren Schlagkraft wäre die Folge; ebenso bei einem Mißerfolg. Die Serben könnten dann machen was sie wollten. Gewinn und Einsatz stünden also nicht im Einklang.

3. Die Artillerie hat fast gar keine Granaten. Für den gewaltsamen Angriff bräuchte ich 180 Granaten für das Geschütz. Da auf diesen Zuschub nicht gerechnet werden konnte, hielte ich jeden gewaltsamen Angriff für ausgeschlossen.

Inzwischen war an anderer Stelle ein Erfolg errungen worden. Westlich Serbisch-Mitrovica waren kleine hölzerne Mörser erprobt worden, die Ekrasitbüchsen von einem Kilogramm Gewicht warfen. Die Wirkung war so verblüffend, daß ein Bataillonskommandant sofort zum Sturm schritt. Der Sturm gelang fast ohne Verluste. 600 Gewehre und viel Munition wurden erbeutet. Die Serben waren ausgerissen.

Ich freute mich schon auf die Wirkung unserer Mörser. Der Angriff sollte nicht nur ohne Verluste für unsere Truppen ablaufen, sondern die Serben in so panischen Schrecken versetzen, daß ein weiterer Widerstand unmöglich wurde.

Westlich Serbisch-Mitrovica wurde auch Ravnje genommen. Am 27. Oktober konnte endlich auch das 8. Korps eine Dammstraße nehmen, die es schon seit Wochen vergebens erstrebte.

Diese Erfolge veranlaßten das Armeekommando zu dem Befehl:

Allgemeiner Angriff; 8. Korps: über Crnabara, Bogatic, Belotic. Mittelgruppe: Ravnje, Banovopolje, Metkovic. Kombiniertes Korps: Stitar.

Ich war gerade im Begriffe vorzufahren, um beide Divisionäre anzuspornen, das Vortragen des Angriffes zu beschleunigen, damit wir bald die Erdmörser einbauen könnten.

Angesichts des Befehles war meine Absicht: Sobald der Angriff des rechten Flügels, wie ich voraussetzte, in dem schweren Gelände an der Linie Crnabara-Banovopolje stockt, mir noch Zeit zu lassen, um die Erdmörser zu verwenden, da es gleichgültig war, ob ich zwei bis drei Tage früher oder später angriffe. Ich wollte Blut für das weitere Vortragen des Angriffes sparen.

Gingen aber die Serben vor dem 8. Korps weiter zurück, dann sofortiger Angriff.

Ich fuhr am 28. Oktober nach Mitrowitz, um diese Absicht klarzulegen. Sie wurde angenommen, weil der Angriff des 8. Korps tatsächlich schon wieder stockte.

Ich wartete also auf die Fertigstellung meines durchschlagenden Mittels.

Im Armeekommando hatte man mir eine Skizze mit der angenommenen Lage bei den Serben gezeigt, nach der uns nur schwache Kräfte gegenüberstehen sollten. Ich bestritt die Richtigkeit dieser Skizze.

Um klar zu sehen, ordnete ich für 3 Uhr morgens des 29. Oktöber einen Feuerüberfall auf der ganzen Linie des Korps an. Die Serben nahmen aber das Feuer schon eine halbe Stunde früher auf. Das Feuer war so heftig, daß ich in Jarak erwachte, in die Kanzlei ging und vorne anfragen ließ. Die Antwort war: Die ganze serbische Linie ist stark besetzt.

Am 29. wurde mit dem Einbau der Mörser begonnen, da die erste Linie schon auf 100, bei einem Regiment schon auf 70 Schritt an die serbische Stellung herangekommen war.

In der Nacht zum 31. Oktober wurden vor dem Infanterieregiment Nr. 42 feste Zäune weggesprengt, um den Sturmweg frei zu machen

Nach Mitternacht räumten aber die Serben nach starkem Feuer der ganzen Linie ihre Stellung.

Wir nahmen sofort am 31. früh die Vorrückung auf, eroberten am 2. früh Sabac, standen aber dann vor der stark ausgebauten Stellung der Serben auf den Höhen südlich Sabac.

Das Kombinierte Korps arbeitete sich so weit als möglich an die Stellung heran. Am 6. November sollte ein allgemeiner Angriff der 5. und 6. Armee erfolgen.

Der Angriff des Kombinierten Korps blieb ohne entscheidenden Erfolg, weil der geringe Munitionsvorrat und der Mangel an Granaten eine gründliche Vorbereitung der Stellung durch die Artillerie verhinderten.

Ich verlegte nun den Druck auf den linken Flügel des Korps mit der Absicht, unterstützt durch das Feuer der Monitore die Serben immer mehr von der Save abzudrängen. Als dort Erfolge errungen wurden, die den Rückzug der Serben bedrohten, räumten sie in der Nacht zum 10. November ihre ganze Stellung.

Wir nahmen sofort die Verfolgung auf.

Am 13. November trat Regen ein. Schon am 14. abends war die Straße nach Ub so grundlos und verfahren, daß gestürzte Pferde im Schlamm erstickten. Der Nachschub wurde dadurch in der Folge um so nachteiliger beeinflußt, als die von Sabac ausgehenden Straßen den Zuschub für drei Korps — das Kombinierte, das 8. und 13. Korps — aufnehmen mußten.

Als unsere Truppen an der Kolubara anlangten, war es leider schon zu spät: Der Fluß, der sonst als Hindernis sehr harmlos ist, war durch den Regen zum schwersten Hindernis geworden. Seine zahlreichen Arme waren zu reißenden, undurchwatbaren Flüssen angeschwollen, das Land dazwischen in einen Sumpf verwandelt. Da hieß es nun „hinüber", um die Serben von den jenseitigen Höhen zu vertreiben. Das war unbedingt notwendig, weil die Bahn Zabrez-Valjevo möglichst bald in Betrieb genommen werden mußte, um den rechten Flügel, die 6. Armee, zu versorgen. Die Bahnbrücken waren gesprengt. Sowohl ihre Herstellung als auch der Betrieb der Bahn konnten nicht erfolgen, solange die Serben auf den Höhen östlich der Kolubara standen und herüberschossen. Die Begehung der Bahnlinie fand frühzeitig statt.

Die Truppen, welchen eine längere Rast nottat, mußten jetzt das Schwerste ertragen.

An der Kolubara drängte sich mir wieder der Gedanke auf, wie verständige Leute auf die Idee kommen konnten, Serbien gerade in dieser operativ ungünstigsten Richtung anzugreifen. Wir standen jetzt vor dem schwersten Hindernis Serbiens. Wir schnitten beständig alle besseren Wege der Quere nach mit unserem Vormarsch, der sich ebenso beständig an die schlechtesten Naturwege halten mußte; ja, ganze Divisionen mußten tagelang ohne jeden Weg marschieren. Nachdem die Truppen auf dem Marsch auf diesen elenden Wegen ihre Kraft verbraucht hatten, nachdem die Trains überall stecken geblieben waren und zahllose Pferde eingebüßt hatten, standen wir jetzt an der Kolubara. Wie zur Strafe hatte die Vorsehung uns gerade in der kritischen Zeit starken Regen gesandt.

Der Kommandant der 36. Division fragte mich später ganz erstaunt, warum seine Division tagelang ohne Weg, quer über alle Straßen vorgehen mußte.

Ich konnte ihm die zutreffende Antwort nicht sagen.

Die Truppen konnten sich nur langsam in dem nassen Gelände vorarbeiten und einnisten.

Endlich am 20. November war die rechte Flügelgruppe des Korps, die 7. Division, bereit, im Anschluß an das 8. Korps zum Angriff auf die Höhen östlich des Flusses zu schreiten. Am 21. begann der Angriff.

An diesem Tage brachte mir ein Generalstabsoffizier des Armeekommandos einen Befehl. Während ich dieses sonderbare Schriftstück las, schallte der Kanonendonner von Lazarevac herüber, wo das 8. Korps und die 7. Division angriffen. Die beiden anderen Gruppen des Korps steckten um diese Zeit noch in den Niederungen der Kolubara. Auch sie mußten sich erst die Höhen erkämpfen.

Das Schriftstück war der Befehl des Armeekommandos für den Angriff auf Belgrad, der am 24. November aus der Linie Ostruznica-Cigani-Mecak erfolgen sollte. Diese Linie liegt 25 bis 30 Kilometer von der Kolubara entfernt! Wir mußten, um dorthin zu kommen, vorerst die Serben schlagen.

Natürlich kam es nicht zur Ausführung dieses Befehles.

Am 22. November griff endlich die ganze Front der 5. Armee an. Der Angriff konnte erst nach und nach Boden gewinnen. Bis zum 25. November hatte die 29. Division Konatice und die Höhen beiderseits erobert. Die Serben hielten aber noch den höchsten Höhen-

kamm. Die 7. Division hatte nur etwas Raum gewonnen. Die 104. Landsturmbrigade war nicht vorwärts zu bringen. Ich zog daher zwei ihrer Regimenter zur 29. Division. Bevor diese Regimenter heran waren, griffen die Serben am 28. November früh die 29. Division an. Sie wurden unter schwersten Verlusten abgewiesen.

Am 30. früh hatten die Serben ihre Stellungen vor dem Korps geräumt.

Das 5. Armeekommando ließ sich nun durch Belgrad verleiten, zu sehr nach Nord auszugreifen. Das Kombinierte Korps wurde gegen Belgrad vorgeschoben, statt in südöstlicher Richtung gegen Kragujevac vorzugehen.

Am 3. Dezember zogen wir in Belgrad ein. Dort sollte endlich den Truppen kurze Rast geboten werden.

Da kam in der Nacht zum 4. Dezember der Befehl, das Korps habe schon am 4. gegen Süd vorzustoßen. Die Ursache lag darin, daß das 15. und 16. Korps von den Serben stark angegriffen worden waren. Mein Stoß auf Topola sollte dem bedrängten rechten Flügel Luft machen.

Das Korps erreichte am 5. die Linie Ml. Pozarevac-Popovic. An diesem Tag kam die Nachricht, daß das 15. und 16. Korps zurückgehen mußten.

Am 6. Dezember griff das Korps die serbischen Stellungen am Kozmaj und südlich Ml. Pozarevac an.

Am 6. Mittag wurde ich zum Telephon gerufen. Der Armeegeneralstabschef teilte mir mit: „Nach einem aufgefangenen Telegramm des serbischen 2. Armeekommandos könne infolge unseres starken umfassenden Angriffes die Stellung von Arangjelovac nicht gehalten werden. Das Armeekommando gehe nach Nis zurück. Wir sollten Richtung Topola angreifen.“ Er setzte noch bei, im Befehl des Oberkommandos hieße es „in Marschkolonnen dahin zu marschieren“.

Ich griff mir an den Kopf. Von vorne schallte der Kanonendonner herüber, alle drei Gruppen waren im Angriff gegen die zäh ausharrenden Serben, und da sollten wir in Marschkolonnen nach Topola marschieren, da sollte das serbische 2. Armeekommando gleich bis nach Nis zurückgehen. Ich hielt diese Nachricht wieder für eine absichtlich verbreitete Finte, um uns zu tollem Angriff zu verleiten.

Ich hatte natürlich nichts zu ändern.

Trotz der Bedrohung meiner linken Flanke von Semendria her, gelang es dem Korps bis zum Abend des 8. Dezember die ersten feindlichen Stellungen und den hoch aufragenden steilen Kozmaj
Da kam am 9. mittags der Befehl zum Rückzug.
zu nehmen. Zehn Geschütze waren erbeutet worden.

Das Korps ging in eine von Natur sehr starke Stellung zurück, die sich vom Vis bis an die Donau bei Grocka erstreckte; dort wollte das Korps halten, was möglich war, wenn rechts das 8. Korps aushielt. Am 11. Dezember wurden vom Kombinierten Korps starke serbische Angriffe abgeschlagen.

Doch das Verhängnis kam vom rechten Flügel. Das 8. Korps hatte den Angriffen der Serben am 11. Dezember nicht standgehalten. Es war am 12. soweit gewichen, daß der rechte Flügel des Kombinierten Korps umgangen war. Infolgedessen mußte auch dieses Korps den Rückzug nach Belgrad durchführen.

Am 14. meldete ich mich beim Armeekommandanten. Er reichte mir ein Telegramm des Armeeoberkommandos folgenden Inhaltes: Um die Monarchie an der Südgrenze nicht wehrlos zu machen, darf der Bestand der 5. Armee nicht in Frage gestellt werden. Wenn Belgrad nur auf Gefahr des Bestandes der 5. Armee gehalten werden könnte, ist es zu räumen.

Der Armeekommandant fragte mich um meine Ansicht. Ich meldete, daß mein Korps seine Stellung halten werde und freiwillig noch einen Brigadeabschnitt des 8. Korps übernommen habe. Wie stehe es aber mit dem 8. und 13. Korps? Die Antwort lautete: Das 8. Korps ist fast ganz kampfunfähig, und das 13. Korps ist nicht viel besser im Stand. Darauf sagte ich: Dann bleibt nichts anderes übrig als der Rückzug, denn ein Vorstoß der Serben gegen diese Korps trifft sofort die hinter ihnen liegenden Brücken und schneidet das Kombinierte Korps ab.

Der Armeekommandant hatte dieselbe Ansicht und sagte, er sei zum Rückzug entschlossen, der abends angetreten werden solle. Der Befehl werde schon ausgearbeitet.

So kam es zur Preisgabe von Belgrad, die, wie sich später herausstellte, gar nicht notwendig war. Das 8. Korps war allerdings sehr stark hergenommen, aber das 13. Korps, das noch dicht vor Begrad einen starken feindlichen Angriff abschlug, war voll-

kommen schlagfertig und hätte mit dem Kombinierten Korps genügt, den Brückenkopf zu halten.

Am 15. Dezember standen wir nach einer neun Wochen dauernden Offensive wieder auf ungarischem Boden.

Man hörte gleich anfangs und auch später die verschiedensten Ansichten über die Ursachen der Niederlage. Man schob die Ursache vor allem darauf, daß die Offensive ohne Halt durchgeführt worden war. Man hätte in Valjevo und an der Kolubara stehen bleiben und erst nach Auffrischung, neu geordnet, vorgehen sollen. Der Angriff sei aber so schnell vorgetrieben worden, daß die Truppen ohne Zuschub blieben und zum Schluß Not an allen Bedürfnissen litten. Verpflegung, Munition fehlten, konnten nicht zugeschoben werden. Bekleidung und Beschuhung waren zerrissen. Die schlechten Wege, die kalte, nasse Witterung, die schlechte Unterkunft taten das übrige, um Stand und Kraft der Truppen herabzubringen.

Diese Ansicht trifft nur äußerlich das Richtige. Die Offensive ist an den schlechten operativen Verhältnissen gescheitert, die man nicht beherrschte, weil man sie nicht rechtzeitig erkannte.

W i r k o n n t e n i n V a l j e v o u n d a n d e r K o l u b a r a n i c h t s t e h e n b l e i b e n. Der Wille dazu wäre vom Oberkommando bis hinunter zur Truppe vorhanden gewesen.

Wir konnten nicht stehen bleiben, weil der rechte Flügel bei Valjevo nicht leben konnte, denn der Zuschub dahin war für eine Armee nicht zu bewältigen. Der Weg Loznica-Valjevo war sogar für Tragtiere beschwerlich; zahllose Pferde sollen verendet an diesem Weg gelegen sein. Der Zuschub von Sabac war nicht vorgesehen, konnte daher nicht sofort einsetzen und querte auch die 5. Armee, was auf die Dauer unmöglich war.

Abhilfe konnte nur die Bahn Zabrez-Valjevo bringen. Weil die Serben von den Höhen östlich der Kolubara die Herstellung und den Betrieb der Bahn unmöglich machten, mußten sie von dort vertrieben werden. Somit mußten das 8. Korps und das Kombinierte Korps weiter angreifen. Um nicht allein gelassen, den versammelten Serben zu unterliegen, mußte auch die 6. Armee (13., 15. und 16. Korps) angreifen. Diese Korps kamen damit über Valjevo weit hinaus ins Gebirge. Der Zuschub wurde immer schwerer und dürftiger. Die Regenperiode erschwerte und verzögerte den Angriff, die

Kolubara war zu einem schweren Hindernis geworden. Als endlich die Serben zurückgingen, gab es auch für uns keinen Halt mehr. Die Bahn nützte jetzt nichts, da der rechte Flügel schon weit östlich Valjevo stand. Da gab es nur ein Vorwärts, bis die Truppen an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, dem Gegenangriff der Serben nachgaben.

Alle diese Verhältnisse hingen aber innig mit der gewählten Operationsrichtung zusammen. Sie waren vorher zu erkennen.

Die Wahl der Operationsrichtung war also die eigentliche Ursache der Niederlage. Aber nicht allein. Hätte man die operativen Verhältnisse in dieser Richtung erkannt, dann hätte man auch die Abhilfen gefunden: Rechtzeitige Vorbereitung und Einleitung des Zuschubes von Sabac nach Valjevo und Freimachung der Bahn Zabrez-Valjevo durch eine besonders angesetzte Gruppe, die also etwa bei Sabac-Kupinovo über die Save ging.

Richtige Erkenntnis der operativen Verhältnisse der gewählten Operationsrichtung ist Voraussetzung dafür, daß die Schwierigkeiten durch geeignete Maßnahmen überwunden werden.

Erhöht wird die Tragik dieser Ursache dadurch, daß der Operationsplan in seinen Grundzügen aus der Zeit stammte, in der der spätere Oberkommandant als Stellvertreter des Chefs des Generalstabes die Seele aller wichtigen Generalstabsarbeiten war. Es trat hier also der günstige Fall ein, daß der Schöpfer des Planes auch die Durchführung zu leiten hatte — und trotzdem dieser traurige Mißerfolg. Das zeigt die Schwere des Irrtums.

Bekräftigt wird dies dadurch, daß der unglückliche Führer seinem Nachfolger im Kommando der Balkanstreitkräfte sagte: „Wenn Sie Serbien nochmals anzugreifen haben, tun Sie es nur bei Belgrad."

Wäre diese einfache Wahrheit an maßgebender Stelle schon vor dem Kriege erkannt worden, dann hätte die gegen Serbien aufgebotene Kraft genügt, Serbien dauernd niederzuwerfen, besonders wenn sie von Anfang an im Überfall auf Belgrad richtig eingesetzt worden wäre. Das hätte uns die Schmach der Niederlage erspart und die falsche Ableitung, daß 1915 nur die Deutschen zu kommen brauchten, um den Krieg gegen Serbien siegreich zu Ende zu führen. Nicht die Deutschen haben die Niederlage Serbiens herbeigeführt, sondern der bittere Weg durch Irrtum zur Wahrheit. Der Feldzug über Belgrad wäre auch ohne deutsche Hilfe gelungen.

Nicht nur die militärischen Folgen der Niederlage waren unheilvoll, sondern auch die politischen mußten es sein. Die Einheit der Kampfhandlung Politik-Krieg tritt eben am deutlichsten in der steten Wechselwirkung zutage. Die Niederlage in Serbien, die eintrat, als die Russen schon an die Tore Krakaus pochten und an den Karpathenpforten standen, zeigte den gierigen Nachbarn die „morsche" Monarchie schon in ihren Todeszuckungen. Die Ansicht, daß Österreich-Ungarn dem Zerfall geweiht sei, mußte bei den Erben den Mut zur Tat wecken und zeitigte so in Italien den Entschluß, den Tod der Monarchie zu beschleunigen.

Neben der falschen Wahl der Operationsrichtung trat noch die starke Minderwertigkeit unserer Artillerie hervor. Die Artillerie war, wie erwähnt, nach Zahl, Material, Schußweite und Wirkung des Einzelschusses minderwertig und nicht auf der notwendigen Höhe. Alle die Männer in leitenden Stellungen der Monarchie, welche durch ihre Tätigkeit oder durch ihre Untätigkeit den Ausbau der Artillerie verhinderten, ob sie Uniform oder Zivil trugen, alle Vertreter der Völker, die es durch ihr Votum herbeiführten oder duldeten, daß unsere Soldaten mit einer so minderwertigen Artillerie in den Krieg ziehen mußten, haben an dem Volk ein schweres Verbrechen begangen, sie haben den Tod tausender braver Soldaten verschuldet.

Wie ich früher erwähnt habe, blieb das Wort „Verantwortlichkeit" bei uns im Staatsleben ein leerer Schall. So soll diesen Männern aus diesen Zeilen die Last einer schweren, der Unfähigkeit oder dem Eigennutz entwachsenen Verantwortung entgegentönen: Die Verantwortung an dem Tode vieler tausend braver Soldaten, die Mitschuld an der schweren Niederlage und am Untergange des Vaterlandes.

Ich würde eine Pflicht verletzen, wenn ich hier nicht doch eine persönliche Saite anschlagen würde. Der unglückliche Führer der Balkanarmee hat sein Unglück mit solcher Größe getragen, daß ich vor dem vom Mißgeschick getroffenen Manne mit viel größerer Hochachtung stehe, als ich je vor dem im Frieden in glänzender Laufbahn aufgestiegenen, von dienernden Seelen bewunderten General gestanden bin. Er hat es abgelehnt, Untergebene als Sündenböcke heranzuziehen, er hat das Angebot zweier Korpskommandanten, ihm ihre Person zur Verfügung zu stellen, abgewiesen, er hat die ganze Verantwortung allein auf sich genommen. Das war ein großer Zug. Auch in Peter-

wardein, wo ich das Armeekommando zu übernehmen hatte, hat die stille Würde und Größe, mit welcher der unglückliche Feldherr sein Schicksal trug, mich tief berührt und versöhnt.

Am 18. Dezember wurde ich auf den Bahnhof Batajnica berufen, wo mich Feldmarschalleutnant von Marterer aus der Militärkanzlei des Kaisers erwartete.

Ich fand dort schon den Kommandanten des 8. Korps vor. Feldmarschalleutnant von Marterer fragte uns im Auftrage des Kaisers, ob ein Wechsel im Kommando notwendig sei. Als diese Frage unter Hinweis auf ihre Bedeutung an mich gerichtet wurde, antwortete ich: Wenn man nochmals angreifen wolle, dann müsse ein Wechsel unbedingt eintreten, da das Vertrauen in die Führung zu stark erschüttert sei. Bleibe man aber in der Verteidigung, dann hielte ich einen Wechsel nicht für nötig. Feldmarschalleutnant von Marterer fragte weiter über die Stimmung der Truppen gegen die Führung. Da mußte ihm die bedenkliche Äußerung mitgeteilt werden: „Es sei ein Glück, daß das Oberkommando nicht unter den Truppen weile."

Der Abgesandte des Kaisers, der vorher schon andere Kommandanten zu Rate gezogen hatte, erklärte sich für genügend aufgeklärt.

Vor dem Waggon hielt mich Feldmarschalleutnant von Marterer zurück, er habe mit mir zu sprechen. Er sagte: Ich muß Dir mitteilen, daß die Armee eigentlich Dich verlangt. Du kannst aber als Feldmarschalleutnant nicht Armeekommandant sein; Du mußt daher Generalstabschef werden.

Wer Armeekommandant wird, ist gleichgültig. Suche Dir einen aus. Als ich sagte, ich habe zu wenig Personenkenntnis, ich wüßte keinen, entgegnete er: Wir denken an den Erzherzog Eugen. Was sagst Du dazu? Ich versetzte: Ich kenne den Erzherzog nicht, habe aber immer nur das Beste gehört.

Ich fügte dann bei: Ich hatte das Glück, als junger Feldmarschalleutnant ein Korps zu führen. Ich bitte, mir das Korps zu lassen. Er möge daher meine Bitte, Korpskommandant zu bleiben, dem Kaiser melden. Wenn aber der Kaiser es für unbedingt nötig halte, daß ich Generalstabschef werde, dann werde ich gehorchen.

Ich knüpfte an diese Bitte leider keine anderen Forderungen, die mir meine Stellung als Generalstabschef, die ich auf so eigene Art erhalten sollte, erleichtern und stützen konnten, die vor allem der

Tatsache Rechnung trugen, daß ich, vom Korpskommandanten zum Generalstabschef herabsteigend, der Sache ein notwendiges Opfer brachte.

Bei den Deutschen hat man in solchen Fällen klugerweise dem Generalstabschef den Rang eines Korpskommandanten gelassen, was ihm eine ganz besondere Stellung dem Kommandanten und den Untergebenen des Kommandos gegenüber geben mußte.

Am 23. Dezember erhielt ich ein Telegramm, daß Erzherzog Eugen zum Kommandanten der Balkanstreitkräfte, ich zu dessen Generalstabschef ernannt worden sei: Ich habe sofort nach Peterwardein abzugehen und dort das Kommando bis zum Eintreffen des Erzherzogs zu führen.

So wurde ich Generalstabschef.



Generalstabschef des Erzherzogs Eugen.

Am 24. Dezember 1914 traf ich zur Übernahme des Kommandos in Peterwardein ein. Am 26. Dezember kam der Kommandant der Balkanstreitkräfte, Erzherzog Eugen.

Die Mindestaufgabe der Balkanstreitkräfte war „Einbrüche in das Gebiet der Monarchie, vor allem solche, welche in der Richtung Wien oder Ofenpest erfolgen, abzuwehren."

Bei der Einführung in die Lage konnte ich den Erzherzog überzeugen, daß die Entscheidung in Galizien liege, daß man daher dort nie stark genug sein könne. Wir seien auf dem Nebenkriegsschauplatz, zum Angriff zu schwach, zur Verteidigung, zur Erfüllung der Mindestaufgabe, viel zu stark. Es seien somit starke Kräfte überflüssig und nach Norden abzuziehen. Der Erzherzog stimmte dieser Darlegung zu. Als nächste Aufgabe des Kommandos bezeichnete ich die Wiederherstellung der Armee und die Einrichtung der Verteidigung des Landes. Diese sollte die starken Flußläufe ausnützen, um dort, wo es die Lage erforderte, mit voller Kraft auftreten zu können. Dazu mußten nicht nur Brücken hergestellt werden, sondern diese auch durch Brückenköpfe zur freien Verwendung der Armee gesichert werden.

Peterwardein war schon seit Kriegsbeginn, allerdings in etwas engen Grenzen befestigt worden. Jetzt sollte noch ein Brückenkopf bei Slankamen jeden Angriff auf Peterwardein erschweren. Brücken und Brückenköpfe bei Titel, Nagy-Becskerek und O-Becse sollten die Verschiebung der Armee ins Banat, ein Brückenkopf bei Esseg den Austritt ins westliche Syrmien ermöglichen.

Die Save- und die Donaulinie waren im wichtigsten Teile stärker besetzt, sonst nur beobachtet, wozu ausschließlich Landsturmtruppen verwendet wurden. Alle Korps wurden in Syrmien so bereitgestellt, daß sie jederzeit zur Abwehr eines Überganges über die Save angesetzt, oder in andere Räume verschoben werden konnten.

Im Banat und in Bosnien sollten nur schwache Gruppen den ersten Widerstand leisten. Serajevo war als Festung noch weiter auszubauen und für langen Widerstand auszurüsten.

Die Korps waren gründlich zu schulen.

Damit war das Programm für die nächste Zeit festgestellt. Das weitere hing von dem Verhalten der Serben ab. Es war aber anzunehmen, daß sie uns viel Zeit lassen würden.

So vergingen die Wochen in Kleinarbeit.

Zu meinem Staunen fand ich die Truppen des 15. und 16. Korps in viel besserer Verfassung an, als ich nach den Ereignissen erwarten mußte. Immer mehr festigte sich in mir die Überzeugung, daß der Rückzug dieser vorzüglichen Truppen nur dadurch verschuldet worden war, daß die Führung die angetroffenen operativen Verhältnisse nicht beherrschte.

Am 6. Jänner wurde ich durch ein Telegramm des Armeeoberkommandos in meiner gleichmäßigen Arbeit gestört. Es enthielt die Anfrage, ob der Erzherzog nicht drei Divisionen für den Angriff über die Karpathen abgeben könne. Der Kaiser habe diese Verschiebung von der Zustimmung des Erzherzogs abhängig gemacht. Der Erzherzog war nach kurzem Vortrag zur Abgabe bereit. Ich sprach meine Verwunderung aus, daß nicht mehr Kräfte abgezogen würden.

Zur Verschleierung des Abtransportes wurden alle möglichen Mittel angewendet, wie Verlegung schwacher deutscher Abteilungen an die Donau, Ausmittlung von Unterkünften für mehrere Korps, auch deutsche, im Banat, Erkundungen an der Donau und zwar wie gleich gesagt sein soll, mit bestem Erfolg. Alle Zeitungen der Entente sprachen von einer bevorstehenden mächtigen Offensive gegen Serbien. Am 16. Jänner kam abermals eine Bitte des Armeeoberkommandos an unser Kommando, diesmal um 2 Divisionen. Begründet war das Ansuchen damit, daß die Russen im Begriffe seien, die ganze Bukowina zu erobern. Die Rückwirkung auf Rumänien und Italien sei unausbleiblich, was die militärische Lage der Monarchie hoffnungslos machen müßte. Auch diesmal war der Erzherzog nach einigen Bedenken zur Abgabe des 13. Korps bereit, erklärte aber, daß er weiter nichts mehr abgeben könne. Ich machte es mir nun zur Aufgabe, den Erzherzog zu überzeugen, daß er noch ruhig das 8. Korps nach Norden abgeben könnte. Das Armeeoberkommando werde in kurzer Zeit notgedrungen mit diesem Ansinnen herantreten; dann könne er nicht

„Nein" sagen. Es wäre besser, dem Armeeoberkommando das 8. Korps gleich anzutragen. Ich bezeichnete als besten Weg, einen Brief des Erzherzogs an den Feldmarschall Erzherzog Friedrich, in dem er im Hinblick auf die Lage im Norden noch das 8. Korps zur Verfügung stelle.

Ich bekam den Brief. Die Antwort des Armeeoberkommandos war die sichtlich hocherfreute Annahme des Angebotes, die nur von der Zustimmung des Kaisers abhängig gemacht wurde. Als diese kam, hatte also das Kommando sieben Divisionen freiwillig nach Norden abgegeben. Feldmarschalleutnant von Marterer sprach davon in der Zukunft nur mehr als „der große Entschluß". Die Freude an diesem Entschluß wurde uns allerdings vergällt, als wir erfuhren, wie unsere sieben Divisionen verwendet wurden. Statt sie einheitlich als Armee zum Stoß und zur Entscheidung zu verwenden, wurden sie stückweise, ganz zerrissen eingesetzt, um die überall klaffenden Lücken zu stopfen.

Gerade um diese Zeit erhielten wir eine Skizze der Lage auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Ich war recht betroffen. Von der unteren Weichsel bis in die Bukowina auf etwa 800 km Front fast gleichmäßige Kraftverteilung!

„Oh arme Strategie," klagt mein Tagebuch, „wohin bist du gekommen? Ob so in absehbarer Zeit ein Erfolg wird errungen werden können, bezweifle ich."

„Der Grundsatz, dort wo man Entscheidung sucht, überlegene Kraft einzusetzen, an anderen Orten wenig oder nichts zu haben, scheint ganz vergessen zu sein. So fing der Krieg an — überstarke Kraft gegen Serbien, die zur Offensive verleitete — so scheint er enden zu wollen."

„Es wird nur geflickt. Folge: haarsträubende Zerreißung aller organischen Verbände. Von den drei Korps, die wir jetzt oben haben, ist nicht eines beisammen!"

Beim Kommando in Peterwardein lernte ich den Oberstleutnant im großen Generalstab Hentsch kennen. Er sollte Munition auf dem Donauweg der Türkei zukommen lassen.

Über diese Angelegenheit erfuhr ich folgendes:

Schon im November 1914 sollen zwei deutsche Divisionen angeboten worden sein, um die Nordostecke Serbiens zu besetzen und so die Verbindung mit der Türkei mit Umgehung des feindselig ge-

sinnten Rumäniens herzustellen. Der Kommandant der Balkanstreitkräfte soll damals abgelehnt haben.

Dann wurde versucht, Munition auf der Donau nach Bulgarien zu schaffen. Das Kommando der Balkanstreitkräfte interessierte sich nicht dafür. Der Generalstabschef soll der Sache abgeneigt gewesen sein. „Die Türken sind nicht unsere Verbündeten, sondern die Deutschlands", war seine Ansicht.

Dieselbe Ansicht mußte im Armeeoberkommando herrschen, denn ein Organ meines Kommandos erhielt dort vom Chef der Operationsabteilung die Antwort zu hören: „Was geht uns die Türkei an, die hat uns ohnedies nur Deutschland auf den Hals gehetzt."

Diese merkwürdige Auffassung von einseitiger Freundschaft und Feindschaft trat in diesem Kriege zu unserem gemeinsamen Schaden stark hervor, am stärksten darin, daß Italien mehr als ein Jahr nur unser Feind blieb, mit Deutschland aber im „Frieden" lebte.

Erst Ende Dezember waren die Widerstände aller Stellen soweit überwunden, daß der Transport ernstlich vorbereitet werden konnte. Ich stellte dem Oberstleutnant Hentsch selbstverständlich alle Mittel zur Verfügung und sagte ihm die vollste Unterstützung zu. Doch die Serben hatten schon Wind von der Sache erhalten und waren auch in der Lage, reiche Mittel zur Abwehr einzusetzen. Der Munitionstransport gelang auch in der Folge nicht. Die günstige Zeit dazu war versäumt worden.

Mit dem Fortschreiten der Wiederherstellung der Armee ließ das Kommando auch alle Vorbereitungen für eine neue Offensive nach Serbien, diesmal aber in der natürlichen Richtung über Belgrad, treffen. Hiezu wurden die ins Banat führenden Bahnen für die rasche Ausladung starker Truppenmassen ausgestaltet. Diese Vorsorge sollte auch der Verteidigung dienen, da diese nur bei rascher Verschiebung der in Syrmien zusammengezogenen Armee ins Banat möglich war.

Der stark versandete Donauarm Dunavac, der von der Theißmündung nach Pancsova führend bei dem Donauübergang des Prinzen Eugen eine so große Rolle gespielt hatte, wurde ausgebaggert, um größere Schiffe mit Vermeidung der großen Donau nach Pancsova bringen zu können.

Überschiffungsmittel wurden verzeichnet, um im Bedarfsfalle mit starken Staffeln den Übergang beginnen zu können.

Die Übergangsstellen wurden ausgekundschaftet und das nötige Ausmaß an schwerer Artillerie ermittelt.

Im Monat April kam von Teschen der Auftrag, einen Operationsplan gegen Serbien unter folgender Annahme zu entwerfen:

Starke österreichisch-ungarisch-deutsche Kräfte, deren wünschenswerte Stärke anzugeben war, sollten die Save-Donau forcieren. Sechs bulgarische Divisionen und etwa 100 000 Türken sollten am Angriff teilnehmen.

Das Kommando sollte der Erzherzog Eugen führen. Als Kommandant der deutschen Kräfte war Generaloberst von Mackensen in Aussicht genommen.

Der Operationsplan stellte fest, daß die sehr stark gehaltenen Kräfte der Mittelmächte mit der Hauptkraft im Raume Semendria, Pancsova, Belgrad, mit Nebengruppen bei Kupinovo, Sabac und bei Bazias den Flußübergang erzwingen. Sehr starke schwere Artillerie sollte den Übergang vorbereiten und unterstützen.

Nach gelungenem Übergang konnten diese Kräfte, sowohl Truppen als schwere Artillerie, entsprechend geschwächt werden.

Die in Bosnien stehenden Truppen sollten von Visegrad über Uzice in das obere Tal der Serbischen Morawa vordringen.

Die 100 000 Türken, die mit der Bahn herangeführt werden mußten, sollten längs dieser auf Nisch angesetzt werden,

alle sechs bulgarischen Divisionen über den Timok, mit einer starken Gruppe von Vidin aus, um rasch die für den Zuschub aller Bedürfnisse notwendige Bahn von der Donau nach Zajecar in eigenen Besitz zu bringen.

Die im Banat stehenden schwachen k. u. k. Truppen sollten bei Orsova überschiffen, um den Bulgaren die Hand zu reichen.

Da ein einheitlicher Befehl an der Ostgrenze Serbiens notwendig war, wurde dafür ein deutscher General von Ruf, am besten Generaloberst von Mackensen, vorgeschlagen.

Der Angriff der Türken und Bulgaren sollte die Serben von dem wegarmen Neuserbien abschneiden und durch allseitige Umklammerung vernichten. Ein Absplittern bulgarischer Kräfte gegen Neuserbien sollte vermieden werden.

Inzwischen hatte aber die Gefahr einer rumänisch-italienischen Einmischung immer mehr Gestalt angenommen.

Vom Armeeoberkommando war der Auftrag eingelangt, das Land gegen Rumänien durch Befestigungen zu decken. Da die zur Verfügung stehende Kraft viel zu schwach war, um ausgedehnte Befestigungen gegen Serbien und gegen Rumänien besetzt zu halten, meldete das Kommando seine Absicht, nur die wichtigsten Orte des Grenzraumes gegen Rumänien zu befestigen, um auf diese gestützt Zeit zu gewinnen, mit der Armee heranzukommen.

Die Verteidigung der Monarchie gegen Serbien, Rumänien und Italien könne nur durch die mobil gehaltene Armee, gestützt und gesichert durch die befestigten Flußlinien erfolgen.

Das Armeeoberkommando war damit einverstanden. Außer den schon ausgebauten Brückenköpfen wurden nur Lugos und Temesvar als Verbindungsknoten durch leichte Befestigungen geschützt und im Gebirge mehrere Stellungen vorbereitet, um den Anmarsch der Rumänen auf Lugos zu verzögern.

So war das Kommando in der größten Spannung mit den mannigfachen bevorstehenden Aufgaben beschäftigt.

In dieser Zeit lernte ich den Grafen Tisza kennen. Damals wurde versucht, ihm die Augen über die Haltung der Serben Ungarns zu öffnen. Es war vergebene Mühe. Dagegen hatte das Kommando bald darauf einen Zusammenstoß mit dem ungarischen Ministerpräsidenten.

Unter den Arbeiten für die Vorbereitung der Verteidigung Ungarns gehörte auch der Bau einer kurzen Eisenbahnlinie über die Theiß bei Zenta. Die ungarische Regierung hatte gegen diesen, auf eigene Anregung der Armee unternommenen Bahnbau auf ungarischem Boden keinen Einspruch erhoben, sondern ihn mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, wurden doch 63% der Kosten Österreich aufgelastet.

Die immer steigende Kriegsgefahr mit Italien veranlaßte nun das Kommando, den Auftrag zur Ausführung einer Bahnlinie zu geben, die die Verbindung der schmalspurigen Industriebahn Knin-Prijedor der Firma Steinbeis mit Jajce bezweckte. Damit sollte die schon durch Jahrzehnte von Ungarn verhinderte zweite Bahnverbindung an die dalmatinische Küste, allerdings nur in Form eines minderwertigen Ersatzes, hergestellt werden. Der Bau wurde sofort begonnen.

Da kam ein Telegramm Tiszas, das in kategorischer Form die sofortige Einstellung dieses Bahnbaues, der die Interessen Ungarns

schädige und ohne Zustimmung der ungarischen Regierung erfolge, forderte. Graf Tisza sprach dem Armeekommando das Recht ab, 200 km hinter der Front eine Bahn zu bauen.

Das Kommando lehnte das Ansinnen ab, da es ebenso wie bei dem Bahnbau bei Zenta, 180 km hinter der Front, nur von seinem ihm gesetzlich zustehenden Recht Gebrauch mache. Es halte diesen Bau im Armeebereiche für militärisch dringend nötig, könne daher den Bau nicht einstellen.

Graf Tisza lief nun in Teschen und beim Kaiser Sturm. Umsonst; es blieb bei der militärisch notwendigen Maßregel.

Dieser Zwischenfall zeigt die eigentümliche Auffassung der ungarischen Politiker: der einseitige Vorteil Ungarns sollte um jeden Preis gewahrt bleiben, wenn auch das Ganze darüber in Gefahr geriet, zugrunde zu gehen. Auch Tisza war nicht frei von dieser schädlichen Engherzigkeit.

Anfang Mai 1915 wurde das Kommando verständigt, daß im Falle eines Krieges mit Italien der Erzherzog das Kommando der Südwestfront zu führen habe werde. Jetzt seien nur schwache Kräfte, Landsturm und Marschformationen, an der Grenze, wo nach Anordnung des Armeeoberkommandos Befestigungen vorbereitet werden. Die Befestigungslinie ziehe sich vom Meere am Westrande der Hochfläche von Doberdo bis zur Mündung der Wippach, dann am Isonzo bis Görz, wo dem Isonzo ein Brückenkopf vorgelegt sei, dann östlich des Isonzo — nur bei Tolmein sprang wieder ein Brückenkopf auf das westliche Ufer vor — bis zum Karnischen Kamm, dann diesem folgend bis Tirol, wo die Verteidigungslinie ins Innere des Landes zurückgezogen werden mußte.

Das Kommando erhielt weiter den Auftrag, einen Operationsplan gegen Italien zu verfassen; gegen Italien sollten zur Verfügung gestellt werden:

Die an den Grenzen stehenden Kräfte.

Die ganze 5. Armee, von der nur das nötigste gegen Serbien stehen bleiben sollte. Zum Schutze gegen Serbien sollten deutsche Divisionen nach Syrmien gelangen.

Eine österreichisch-ungarische Armee, die 3., welche im Verein mit einer deutschen Armee an der Save bei Laibach ausgeladen werden sollten.

Eine Armeegruppe in Kärnten.

Eine besondere Gruppe in Tirol.

Der vorgelegte Operationsplan stellte fest, daß die verfügbare Kraft der italienischen Armee gegenüber zu einer reinen Offensive zu schwach sei, und daß es nicht möglich sein werde, in der Versammlung einen Vorsprung zu gewinnen.

Es wäre daher am zweckmäßigsten, die 5. Armee in Kroatien südwestlich Warasdin, die Hauptkraft, 3. und deutsche Armee, im Laibacher-Becken, die Kärntner Gruppe an der Drau aufmarschieren zu lassen.

Die Grenztruppen hätten sich, nur Nachhutgefechte führend, zurückzuziehen, Eisenbahnen und Straßen für längere Zeit unbenützbar zu machen und so den Italienern nach und nach den ganzen Karst, wohl auch Görz und Triest zu überlassen. Erst wenn die Italiener den Karst überschritten hatten, sollte der Gegenangriff umfassend mit Vernichtungstendenz geführt werden.

Wollte man kein Land preisgeben und den Angriff am Isonzo abwehren, dann müsse dort der Entscheidungskampf geführt werden. Daher müsse in diesem Falle die ganze verfügbare Kraft in die vorbereitete Verteidigungslinie gebracht werden.

Das Armeeoberkommando entschied sich für die erste, vom Kommando der Balkanstreitkräfte als die wirksamere, entscheidungssuchende bezeichnete und gewählte Lösung.

Die Vorbereitungen für die Verlegung der 5. Armee waren einzuleiten.

Da kam der Befehl, eine Division an den Isonzo zu senden. Es begann also wieder das stückweise Einsetzen der Kraft. Diese Division wurde, wie sich später ergab, an der ganzen Front vom Meer bis Kärnten verteilt.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges änderte das Armeeoberkommando seine Absicht. Die Italiener sollten am Isonzo abgewehrt werden. Dazu war die 5. Armee an den Isonzo zu verlegen, indes das 7. Korps nach Kärnten kommen sollte. Es kamen somit gebirgsgewohnte und für das Gebirge organisierte und ausgerüstete Truppen in die flacheren Gebiete bei Görz, die aus dem Flachlande stammenden Truppen des 7. Korps in das schwerste Hochgebirge.

In der Folge mußte dann unter den größten Schwierigkeiten ein Austausch bewirkt werden, nachdem schon wichtige Höhenstellungen verloren gegangen waren.

Außer dem 7. Korps wurden nur zwei Armeekommandanten, die der 1. und 3. Armee, zur Verfügung gestellt. Der Kommandant der 1. Armee übernahm das Landesverteidigungskommando in Innsbruck, der ehemalige Kommandant der 3. Armee die 5. Armee in Laibach.

Der Transport der Truppen begann erst kurz vor der Kriegserklärung Italiens.

Am 24. Mai erfolgte die Kriegserklärung.

Am 25. Mai begann das 5. Armeekommando in Laibach seine Arbeit.

Die Italiener überschritten sofort die Grenze, gingen aber zum Glück nur vorsichtig vor.

Der Brückenkopf von Görz war nur von Marschformationen schwach besetzt. Die Italiener brachten schon am 26. schwere Artillerie gegen den Mte. Sabotino, den rechten Eckpfeiler des Brückenkopfes, in Tätigkeit.

Die am Abend des 26. und in der Nacht zum 27. in Peterwardein einlangenden Meldungen des 5. Armeekommandos ließen erkennen, daß die eigenen Truppen unter dem schweren Feuer schwer litten. Man ersah, daß das 5. Armeekommando mit dem Verlust des Brückenkopfes und damit der ganzen Stellung rechnete und an einen Rückzug dachte. Von der eigenen schweren Artillerie, ihrer Verwendung und Wirkung, war gar nicht die Rede. Da ich den Eindruck hatte, daß diese nicht zweckmäßig verwendet werde, beschloß ich während der am 27. Mai stattfindenden Fahrt nach Marburg, den sehr tüchtigen Artilleriereferenten des Kommandos, den Oberstleutnant von Körner, mit dem Auftrage weiterzusenden, die ganze schwere Artillerie zur Abwehr des Angriffes auf den Brückenkopf einzusetzen.

Oberstleutnant von Körner fuhr noch in der Nacht zum 28. weiter, traf die schwere Artillerie, darunter eine 30 cm-Mörserbatterie, schon im Rückmarsch gegen Laibach, ließ sie sofort umkehren und brachte noch am 28. oder 29. die Mörserbatterie ins Feuer. Die ersten bei den Italienern anlangenden Geschosse dieser Batterie kühlten den Heißhunger der Italiener nach Görz derart ab, daß sie ihren Angriff einstellten. Der Brückenkopf war gerettet. Oberstleutnant von Körner erfüllte nun seinen zweiten Auftrag, die Artillerieverteidigung des Brückenkopfes zu organisieren und zwar vor allem durch Ausnützung der vom Kuk möglichen Flankierung.

Auch diese Aufgabe löste der vorzügliche Artillerieoffizier in so mustergültiger Weise, daß er dem Erzherzog bei seiner ersten Anwesenheit in Görz mit Recht melden konnte: Der Mte. Sabotino ist jetzt unangreifbar. Leider fiel dieser hervorragende Offizier später einer feindlichen Granate zum Opfer.

Die ersten Tage und Wochen des Krieges waren äußerst spannend. Nur langsam kamen unsere Truppen aus Syrmien heran. In den ersten Tagen des Juni standen erst die Truppen der 58. Division im Abschnitt von Görz.

Da kam am 2. Juni die Meldung des 5. Armeekommandos, daß es in der Nacht zum 3. Juni zum Angriff vorbrechen wolle, um den Görzer Brückenkopf weiter nach vorne zu verlegen. Da dieses Unternehmen nicht vorbereitet sein konnte, die Kraft zur Festhaltung eines fast doppelt so langen Brückenkopfes nicht ausreichte, auch die vorteilhafte Flankierung verloren gehen mußte, griff das Kommando der Südwestfront ein und untersagte den Angriff.

In Tirol war ein deutsches „Alpenkorps" eingesetzt. Als der Landesverteidigungskommandant in den ersten Tagen des Krieges seine ungünstig gelegene Front durch einen Angriff vorschieben wollte, was die Billigung des Kommandos der Südwestfront fand, wurde die Mitwirkung des Alpenkorps vom Armeeoberkommando verboten, weil Deutschland mit Italien nicht im Kriegszustand war. Deutsche Truppen durften daher italienischen Boden nicht betreten. Da keine andere Kraft vorhanden war, mußte die Absicht fallen gelassen werden.

Es war ein schwerer politischer Fehler, daß Deutschland nicht die natürliche Folge der Kriegserklärung Italiens an Österreich zog, und es war ein sonderbarer militärischer Verstoß, trotzdem deutsche Truppen in Tirol zu verwenden.

Das Ausbleiben der deutschen Kriegserklärung an Italien hatte zur Folge, daß nicht nur Italien den Krieg mit Österreich als „nostra guerra" bezeichnete, sondern, daß man auch bei uns den Krieg mit Italien als „unseren Krieg" ansah, zum Schaden des Ganzen.

Von nun an hielt die schwach besetzte Front den übermächtigen Angriffen der ganzen italienischen Armee stand. Überall, wo die Italiener angriffen, in Tirol, in Kärnten und im Görzischen konnten sie nur kleine Vorteile erringen. Bis zum Ende des ersten Kriegsjahres wurden vier schwere Schlachten am Isonzo geschlagen. So

schwach unsere Fronten auch besetzt waren, immer gelang es noch, aus Tirol und Kärnten einzelne Bataillone als Reserven herauszunehmen, an die Isonzofront zu ziehen und, wenn unbedingt nötig, einzusetzen.

Hätte Cadorna nur einmal das Herz besessen, seine ungeheure Übermacht an der ganzen Front scharf anpacken zu lassen, aller Heldenmut unserer Isonzoverteidiger hätte nichts genützt, unsere Front wäre zerbrochen worden. So aber wurden immer nur örtliche starke Angriffe geführt, gegen die Hochebene von Doberdo oder gegen den Brückenkopf von Görz oder gegen den von Tolmein.

Diesen örtlich beschränkten, meist auf schmaler Front in vielen Wellen hintereinander oft wochenlang geführten Angriffen konnten unsere vorzüglichen Truppen dank ihrer Zähigkeit und Überlegenheit im Nahkampfe immer standhalten.

Nur das schwere Artilleriefeuer der Italiener trübte die siegessichere Stimmung unserer Truppen und fügte ihnen große Verluste zu. Alle Verwundungen waren infolge des Felsbodens, der im Artilleriefeuer stark splitterte, ausnehmend schwer.

Schon in der ersten Isonzoschlacht wurde die italienische Artilleriewirkung schwer empfunden. Da uns vom Armeeoberkommando mitgeteilt worden war, daß die Stellung am Isonzo stark befestigt sei, war ich über diese Klagen sehr erstaunt. Ich sandte sofort den Sappeuroffizier hinaus, der mir meldete, daß die Befestigungen gegen das Artilleriefeuer nichts nützten, da die Gräben nur sehr seicht seien, die Deckungen aus geschichteten Steinen bestehen, so daß jeder Artillerietreffer die Wirkung durch herumgeschleuderte Steintrümmer vervielfältige und die Wunden so gefährlich mache. Sandsäcke und Steinbrechwerkzeuge fehlten. Überdies war die Leitung der Befestigungsarbeiten ohne Rücksicht auf die Abschnittsbildung geregelt und dem bei der 5. Armee anwesenden Generalgenieinspektor übertragen, so daß Gefechtsführung und Befestigungsarbeiten nicht in Übereinstimmung standen. Diese Verhältnisse verstießen gegen die einfachsten Regeln der Führung.

Die Folge dieses Berichtes war ein Befehl an das 5. Armeekommando, die Befestigungsabschnitte mit den taktischen Abschnitten in Übereinstimmung zu bringen und die Leitung der Befestigungsarbeiten den Truppenkommandanten zu übertragen. Die technischen Offiziere seien nur deren Gehilfen.

Sandsäcke und Steinbrechwerkzeuge wurden hinausgesandt, mit dem Auftrage, die Gräben in den Felsboden einzubrechen. Die

Beschaffung von Bohrmaschinen wurde veranlaßt. Das 5. Armeekommando widersetzte sich diesem Befehle.

Ende Juli 1915 fuhren der Erzherzog und ich an die Front. In Laibach wurde Halt gemacht. Der Kommandant der 5. Armee nahm Stellung gegen den erhaltenen Befehl, die Befestigungen zu verbessern, die Gräben zu vertiefen. Er sagte:

„Es ist reine Theorie, zu glauben, daß hier am Plateau von Doberdo irgendeine Befestigung improvisiert werden könne. Hier gibt es keine Improvisation, da nützen auch Steinbrechwerkzeuge und Bohrmaschinen nichts. Hier können nur im Frieden vorbereitete Befestigungen in jahrelanger Arbeit hergestellt werden. Jetzt aber hier, im feindlichen Feuer und in kurzer Zeit etwas herstellen zu wollen, sei Theorie. Der Erzherzog möge doch den Generalgenieinspektor fragen, der als Fachmann gewiß eine Autorität sei."

Der Generalgenieinspektor befragt, äußerte sich:

„Ich bin seit Jahren Generalgenieinspektor, war durch 16 Jahre als Subalternoffizier und Hauptmann hier in Görz und im Okkupationsgebiet, also als Arbeiter tätig, habe jetzt im Februar die Befestigungen in Trebinje und Mostar inspiziert und muß sagen, daß es unmöglich ist, hier in den Boden hineinzuarbeiten. Das ist gewachsener Fels! In Trebinje und Mostar hat man sich auch begnügen müssen, einfache Steinschichtungen vorzunehmen.[1]) Eine andere Arbeit ist ausgeschlossen. Sie könnte nur im Frieden durchgeführt werden."

Der Erzherzog, der durchaus keine Kampfnatur und jedem Zusammenstoß, jeder persönlichen Auseinandersetzung auch mit Untergebenen abgeneigt war, nahm diese Erklärung, die seinem ausdrücklichen Befehle widersprach, ohne weiteres an.

Auf der Rückfahrt nach Marburg sagte ich dem Erzherzog: „Von der Erzwingung des Befehles hänge das Blut unserer Soldaten, die Festhaltung der Isonzolinie ab. Und wenn die Soldaten sich mit den Fingernägeln in den Fels eingraben müßten, müsse es geschehen; es geht, wenn man will. Man will aber beim 5. Armeekommando nicht."

Dem 7. Korps, das inzwischen die Verteidigung der Hochebene von Doberdo übernommen hatte, wurde ein besonders tüchtiger Genieoffizier zugewiesen. Im weiteren Verlaufe wurde das Kommando

---

[1]) Dort, gegen die Montenegriner, die keine schwere und überhaupt wenig Artillerie hatten, konnten die Steinschichtungen genügen.

der Südwestfront gezwungen, die Abberufung des Generalgenieinspektors, als der Stütze des Armeekommandanten in seinem unberechtigten Widerstande, von der 5. Armee zu veranlassen.

Die Befestigungsarbeiten schritten von jetzt an rüstiger fort. Bald waren die Gräben bedeutend vertieft. Als später das 3. Korps vorübergehend auf dem Plateau von Doberdo eingesetzt war, machten die Befestigungsarbeiten unter dem Einfluß energischer Kommandanten rasche Fortschritte. Nach etwa anderthalb Monaten meldete derselbe Kommandant der 5. Armee: „Das 3. Korpskommando hat die Befestigungsarbeiten in so mustergültiger Weise organisiert, daß Bedeutendes geleistet worden war. Überall waren die Schützengräben, dank der Einwirkung aller Kommandos, bis zum Korpskommando, tief in den Felsen eingesprengt worden."

Es ist also doch gegangen!

In der Folge mußte das Kommando der Südwestfront gegen offenkundigen Ungehorsam und gegen passiven Widerstand des Kommandanten der 5. Armee vorgehen. Den Gehorsam der Untergebenen kann nur der Kommandant erzwingen. Leider fehlte der dazu nötige starke, beherrschende, wenn erforderlich auch rücksichtslose Wille. Immerhin wurde der Armeekommandant auf seinen Ungehorsam und auf die Folgen hingewiesen. Man freute sich in Teschen in den niederen Stellen darüber, daß diesem, auch gegen das Armeeoberkommando unbotmäßig gewesenen General einmal entgegengetreten werde. Er fand aber eine Stütze im Chef des Generalstabes, der ihn als Armeeführer hoch einschätzte — entgegen anderen Ansichten, entgegen der Stimme der Truppen.

Ich habe immer meiner Überzeugung, auch an maßgebender Stelle, Ausdruck gegeben, daß die Führung am Isonzo in schlechten Händen ruhte, daß unsere Truppen am Isonzo nicht *durch* die Armeeführung, sondern *trotz* dieser Armeeführung siegten. Später, zu spät, kam diese Auffassung auch im Armeeoberkommando ganz zur Geltung. Man hatte aber nicht den Mut, gründliche Abhilfe zu schaffen.

Inzwischen hatte der Angriff gegen Serbien bis Ende November die Niederwerfung und Ausschaltung dieses Gegners gebracht. In Rußland stand unsere siegreich vorgedrungene Front weit im Innern Rußlands. Am Isonzo verklang eben die vierte Isonzoschlacht. Es war Zeit, den Italienern die Möglichkeit zu nehmen, weitere An-

griffe in aller Ruhe vorzubereiten. Sie waren jetzt der nächste unserer Feinde, dem nach dem serbischen Muster eine vernichtende Niederlage bereitet werden mußte.

Ein großer Augenblick des Krieges war gekommen, ein Augenblick der Entscheidung.

Eine starke sieggewohnte Armee war in Serbien freigeworden. Wo sollte sie verwendet werden? Selbstverständlich schien es, diese Kräfte zusammenzuhalten und sie einheitlich an entscheidender Stelle einzusetzen.

Die nächste Möglichkeit lag in der Fortsetzung der Offensive bis Saloniki. Doch da bestand keine Übereinstimmung zwischen den beiden Chefs der Generalstäbe. In Teschen wollte man die Offensive bis Saloniki fortsetzen, in Pleß wollte man davon nichts wissen.

Schon bei dieser Frage scheint die so nötige Harmonie zwischen den beiden Führern in Brüche gegangen zu sein. Und doch war die Frage nur falsch gestellt: die Offensive zur Einnahme Salonikis war unbedingt nötig, schon um die Bulgaren zu beschäftigen, denn Müßiggang war auch bei ihnen aller Laster Anfang. Es handelte sich nur um die Zeit, wann diese Offensive zu führen war. Sie sogleich fortzusetzen, wäre leichtfertig gewesen, da diese Unternehmung der operativen Grundlagen ebenso entbehrt hätte, wie die Offensive über die Drina nach Serbien. Weder Bahn noch Landwege entsprachen den Bedürfnissen einer starken Armee. Die Offensive mußte daher erst vorbereitet werden. Sie war längs der beiden Bahnen von Üsküb und von Adrianopel nach Saloniki zu führen. Bahnen und Wege waren auszubauen. Das mußte lange dauern, wenigstens ein halbes Jahr. So lange konnte man mit der Armee nicht warten; sie mußte zunächst anderweitig verwendet werden.

Gegen Rußland war nichts zu holen. Es war gleichgültig, ob man in Rußland hundert Kilometer weiter östlich stand oder nicht.

In Frankreich angreifen, hieß den Stier bei den Hörnern anfassen. Dazu mußte man einer großen Überlegenheit an Menschen und Kriegsmaterial, namentlich an Artillerie und Munition vollkommen sicher sein. Man war es nicht, konnte es nicht sein. Somit war dort jeder Angriff großen Stils zu vermeiden, bis man der Überlegenheit sicher war. Ein Angriff in Frankreich war der Primhieb gegen die stärkste Parade, der Kraftvergeudung bedeutete.

Dagegen war jetzt Italien die schwächste Stelle der Entente. Dort konnte wieder ein Feind vernichtet werden, die erste Großmacht. Dadurch konnten nicht nur weitere starke eigene Kräfte frei gemacht, sondern auch die französische Alpengrenze bedroht werden. Die Franzosen wären damit gezwungen worden, ihre ganze Ostgrenze, auch die gegen die Schweiz stark zu sichern, sie hätten sich also ausdehnen und damit schwächen müssen. Dann erst schien es gerechtfertigt, mit vollster Wucht gegen Frankreich zum Schlag auszuholen.



Um die Vernichtung der italienischen Armee zu erreichen, mußte ein starker doppelseitiger Angriff vom Isonzo und aus Tirol vorbrechen mit dem Ziel, die ganze italienische Armee in den Sack Venetiens abzuschließen und zu vernichten. Welche Aussichten ein solcher Angriff haben mußte, zeigt ein Blick auf die obige Skizze mit der italienischen Kraftverteilung.

Drei und dreißig Divisionen mit 457 Bataillonen und 450 Batterien sowie mit zahlreichen schweren Geschützen standen weit im Osten im tiefen venetianischen Sack, der Hauptteil an der Isonzofront über 200 Kilometer von Verona entfernt, indes nur fünf Divisionen mit 83 Bataillonen und etwa 100 Batterien auf der 180 Kilometer langen Front der 1. Armee den Rücken der Hauptkraft schützen sollten. Wenn die Hauptkräfte durch einen starken Angriff am Isonzo gebunden waren, mußte ein beiderseits des Gardasees in gleicher Weise wie später der Durchbruch bei Flitsch geführter Angriff das nur 50 Kilometer entfernte Verona in kurzer Zeit erreichen und so die ganze italienische Armee abschneiden und vernichten.

Gut vorbereitet, mit genügenden Kräften durchgeführt, hätte dieser doppelseitige Angriff diesen Erfolg bringen müssen.

Der Angriff hätte gemeinsam von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen geführt werden müssen, weil Österreich-Ungarn allein nicht imstande gewesen wäre, die nötige Kraft, besonders an schwerer Artillerie, aufzubringen. Dem gemeinsamen Angriff stand allerdings die Tatsache entgegen, daß Deutschland noch nicht im Kriegszustand mit Italien war; jedenfalls durfte dies aber, welcher Grund für das sonderbare Verhältnis auch bestehen mochte, kein Hindernis sein den militärisch richtigen Entschluß zu fassen.

Vom Erzherzog Eugen, einem genauen Kenner Tirols, hatte ich erfahren, daß in Südtirol in den Monaten Dezember, Jänner und Februar jede Bewegung, daher auch jeder Angriff möglich ist, weil der hart gefrorene Schnee trägt. Ende Februar, jedenfalls aber im März treten jedes Jahr starke Schneefälle ein. Dieser Schnee wird nicht mehr fest, so daß selbst in geringen Höhen z. B. auf den sogenannten Hochflächen von Lafraun und Vielgereut jede Bewegung abseits der Wege erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Je nach der Mächtigkeit der Schneefälle dauert dieser Zustand oft bis Ende Mai.

Wollte man keine Zeit verlieren, so mußte man sofort mit den Vorbereitungen des Angriffes beginnen, damit die Angriffskolonnen noch bei günstiger Zeit, also etwa in der zweiten Hälfte Jänner, das Südtiroler Gebirge durchqueren konnten.

Gestützt auf diese Kenntnis und die Ansicht, daß jetzt der vernichtende Angriff gegen Italien erfolgen müsse, ließ ich am 1. Dezember Teschen antelephonieren, und unter Andeutung des Zweckes eine Unterredung mit dem Chef des Generalstabes erbitten. Dazu hätte der Chef des Generalstabes nach Marburg zu kommen, oder mich nach Teschen zu berufen.

Man war in Teschen mit der Unterredung grundsätzlich einverstanden, nur lehnte es der Chef des Generalstabes ab, nach Marburg zu kommen. Auch von meiner Berufung nach Teschen wollte man anscheinend nichts wissen. Endlich wurde in Teschen entschieden: Da am 9. Dezember eine Besprechung in Pleß stattfinde, von deren Ergebnis das weitere Verhalten abhänge, könne die Unterredung erst nach dem 9. Dezember eingeleitet werden.

Man wollte also gerade das Verkehrte. Statt die Besprechung der eigenen Angelegenheiten, die wichtiges Material für die Pleßer Unterredung liefern konnte, vorausgehen zu lassen, wurde sie auf die Zeit nach der Pleßer Unterredung verschoben; sie wurde daher jedenfalls wertlos, auch wenn sie stattgefunden hätte.

Am 10. kam dann die Verständigung: „Alles bleibt beim Alten, Besprechung daher nicht nötig."

Ich hatte das Gefühl, daß man jeder Berührung auswich. Während der 2¼ Jahre, die ich Generalstabschef des höchsten k. u. k. Unterkommandos war, habe ich den Chef des Generalstabes nicht gesehen, weder beim Kommando noch in Teschen.

Hier handelte es sich um die wichtigste Frage. Bei ihrer Entscheidung konnte ich als Generalstabschef des betreffenden Kommandos ausschlaggebend mithelfen. Man berief mich aber nicht, obwohl es gar keine Nachteile gezeitigt hätte.

Der Jänner 1916 brachte prachtvolles Wetter, das auch spät in den Februar hinein anhielt. Da wenig Schnee auf den Bergen lag, wäre jede Operation in dieser Zeit möglich gewesen.

Da kam plötzlich, ohne jede Vorbereitung, der Befehl für eine Offensive aus Südtirol. Der Befehl kam am 7. Februar; er war vom 5. Februar datiert.

Nach diesem Befehl sollte das Kommando der Südwestfront den Angriff leiten, hiezu nach Bozen verlegt werden und den Namen „Heeresgruppenkommando Erzherzog Eugen" annehmen.

Für den Angriff wurde vorerst eine Armee, die 11. bestimmt, der eine zweite Armee, deren Zusammensetzung noch nicht feststand, folgen sollte. Das Landesverteidigungskommando Innsbruck hatte die Bezeichnung 11. Armeekommando anzunehmen.

Mit der Verlegung des Kommandos nach Bozen sollten die 5. Armee und die in 10. Armee umbenannte Armeegruppe in Kärnten direkt dem Armeeoberkommando unterstellt werden.

Im Kapitel „Gegen Serbien, 1914“ war erwähnt, welche Auswüchse die übertriebene Sucht nach Geheimhaltung gezeitigt hat.

Hier liegt ein Beispiel einer schweren sachlichen Versündigung gegen die einfachsten Grundsätze der Geheimhaltung vor.

Eine der wichtigsten Forderungen der Geheimhaltung besteht darin, vor einer größeren Handlung jede unnötige Änderung der höheren Verbände zu vermeiden.

Kurz vor Beginn des Angriffs auf Italien wurde in Tirol das Landesverteidigungskommando, das mit allen politischen Stellen des Landes verkehrte, in das 11. Armeekommando umgewandelt und nach Trient verlegt. Dadurch wurde in ganz Tirol bekannt, daß etwas im Zuge sei.

Landesverteidigungskommandant wurde der bisherige Kommandant des 14. Korps in Bruneck. Das 14. Korpskommando wurde aufgelöst.

Das Kommando der Südwestfront, das den Befehl über die ganze italienische Front hatte, ging nach Bozen. Sein Befehlsbereich wurde auf Tirol beschränkt.

Folgende Stellen, die an das Kommando der Südwestfront gewiesen waren, mit ihm direkt verkehrten, oder Nachrichten austauschten, mußten unterrichtet werden, daß dieses Kommando von einem bestimmten Tage an nicht mehr bestehe:

5. Armeekommando, 10. Armeekommando.

Die Militärkommandos in Graz, Innsbruck und Agram.

Die politischen Landesstellen in Graz, Triest, Laibach, Klagenfurt, Salzburg.

Der Banus in Kroatien.

Heeresgruppe Mackensen, 19. Korps in Albanien, der Kommandierende General in Serajevo.

Der österreichische und der ungarische Ministerpräsident.

Das k. k. Ministerium des Innern.

Das k. k. Ackerbauministerium.

Das k. k. Handelsministerium.

Das k. u. k. Kriegsministerium.

Diese Veränderungen, die Verlegung des Kommandos nach Bozen und die Namensänderung mußten allgemein bekannt werden, Staub aufwirbeln, Gerüchte erzeugen und mit der Zeit dem Feinde bekannt werden.

Trotz dieser tiefgreifenden Veränderungen sollte die Vorbereitung dieser Offensive vor dem deutschen Verbindungsoffizier geheim gehalten werden. Das war natürlich nur kurze Zeit möglich. Nach der am 25. März erfolgten Verlegung und Namensänderung des Kommandos mußte der Verbindungsoffizier um so mehr klar sehen als die Umgebung von Bozen stark mit Truppen belegt war. Er berichtete darüber an die deutsche Heeresleitung. Diese scheint sich mit einer Anfrage an das Armeeoberkommando nach Teschen gewendet zu haben, denn ich erhielt den scharf gehaltenen Auftrag, mich zu rechtfertigen, warum ich den Befehl, die Absicht der Offensive vor dem deutschen Verbindungsoffizier geheim zu halten, nicht befolgt habe.

Zur selben Zeit, als man in Teschen den Angriff in Südtirol vorbereitete, rüstete man im Westen zum Angriff auf Verdun.

Das Unwahrscheinliche trat also ein; man zerstückte die im Balkan verwendete Streitkraft, statt sie geschlossen an entscheidender Stelle einzusetzen. Beide Heeresleitungen führten Krieg auf eigene Faust; jede führte ihren eigenen Krieg, wir den gegen Italien, die Deutschen den gegen Frankreich. Es muß als schwerer militärischer Fehler bezeichnet werden, daß man in Frankreich angriff, ein doppelt schwerer Fehler, daß man Verdun, den vorspringenden Eckpfeiler der französischen Stellung anging. Gorlice hatte Schule gemacht. Der Erfolg hatte dort die Wahl des Angriffspunktes scheinbar gerechtfertigt und doch war die Wahl von Gorlice als Angriffspunkt ebenso wenig gut, wie die von Verdun. Ein bei Verdun errungener Erfolg mußte die Front einfach zurückdrücken, das vorspringende Eck konnte abgeschrägt, abgestumpft werden, so eine neue Front bildend. Selbst ein durchschlagender Erfolg, wie der von Gorlice, konnte nicht vernichtend wirken, denn es fehlte die folgende Umfassung und Ausschaltung eines großen Teiles der feindlichen Front. Wäre der Stoß statt bei Gorlice, mit gleicher Wucht, ebenso gut vorbereitet aus den Karpathen den San abwärts geführt, wäre er mit einem Angriff

längs der Weichsel verbunden worden, dann wäre auch in Galizien ein vernichtender, einen großen Teil der russischen Front ausschaltender Erfolg errungen worden. So konnte man die Russen nur einfach zurückdrängen.

Der getrennte Entschluß der beiden Heeresleitungen, die Unterlassung des einheitlichen, überwältigenden, auf Vernichtung der italienischen Armee abzielenden Angriffes gegen Italien in der Zeit Dezember 1915, Februar 1916 war der verhängnisvollste militärische Fehler der Mittelmächte. Er verschuldete es, daß der Krieg nicht in diesem Jahre schon siegreich zu Ende geführt wurde.

Man bedenke nur, welche Folgen die Ausschaltung Italiens aus der Reihe der Kämpfenden gehabt hätte. Die Wirkung auf die französisch-englische Front in Frankreich wurde schon erwähnt. An der Westküste Italiens, ja auch an der Südspitze hätten die Unterseeboote der Mittelmächte die besten Stützpunkte für die Lahmlegung des Seeverkehres im Mittelmeer finden können, offene, nicht so leicht abzusperrende Stützpunkte, wie die in der Nordsee und im Adriatischen Meere. Was dies für England und Frankreich bedeuten mußte, ist klar. Rumänien hätte es nicht mehr gewagt, gegen die Mittelmächte auch nur unfreundilch zu sein. Nach Italien konnte Saloniki erledigt werden, oder sofort der Angriff in Frankreich folgen.

So wurde von der militärischen Führung der Mittelmächte der entscheidende Augenblick des Krieges, die glücklichste strategische Lage versäumt. Den Mittelmächten fehlte die einheitliche, der Größe des Krieges gewachsene militärische Führung.

Da die deutsche Heeresleitung ihre Absicht bei Verdun anzugreifen, dem Armeeoberkommando in Teschen vorenthielt, dieses wieder seinen Angriff gegen Italien vor der deutschen Heeresleitung geheimhielt, sehen wir in der wichtigsten für den Verlauf des Krieges entscheidenden Zeit nicht nur den Mangel der Übereinstimmung zwischen den beiden Heeresleitungen, den Mangel der einheitlichen Führung, sondern auch ein gegenseitiges Mißtrauen und Versteckenspielen, das dem Ernst des Krieges zuwiderlief und im Kommando der Südwestfront das peinlichste Gefühl erregte. Durfte man denn so mit dem Erfolg des Krieges spielen?

Das Armeeoberkommando hatte die Vorbereitung der Offensive gegen Italien ganz in seine Hand genommen. Sowohl das Kommando der Südwestfront als auch das 11. Armeekommando waren ausge-

schaltet. Als ich sofort nach dem Eintreffen des Befehles, der unvollständig und unklar sein mußte, das Bedürfnis nach einer Aussprache fühlte und nach Teschen melden ließ, daß ich zu diesem Zweck nach Teschen kommen werde, kam die Antwort, daß die persönliche Aussprache aus Geheimhaltungsgründen unterbleiben muß.

Die Folge dieser unzweckmäßigen Maßregel waren zahlreiche Verwirrungen und Reibungen.

Wie befürchtet worden war, traten Ende Februar starke Schneefälle ein, die wochenlang anhielten. Als die Schneehöhen bedenklich wurden, und die Meldungen aus Tirol erkennen ließen, daß anfangs April, um welche Zeit der Angriff beginnen sollte, die Bewegung auf den Hochflächen von Vielgereut und Lafraun, sowie auf allen Berghöhen ausgeschlossen sein werde, wurde dies dem Armeeoberkommando mit dem Antrag gemeldet, die eben erst begonnene Truppenverschiebung auf 14 Tage oder sogar längere Zeit zu verschieben. Das Armeeoberkommando lehnte ab, da ein einmal begonnener Bahntransport nicht unterbrochen werden könne. Diese vollkommen falsche Ansicht, die nur darin ihren Grund hatte, daß die willkürlich ungleiche Organisation unserer Divisionen die Aufstellung des Transportplanes sehr erschwerte, sollte großen Schaden bringen. Statt zu schwinden, wuchsen die Schneehöhen von Tag zu Tag.

Als die 11. Armee nahezu versammelt war, der Angriff also hätte beginnen sollen, war er unmöglich. Er mußte verschoben werden. Die Italiener, welchen die Versammlung starker Kräfte in Südtirol nicht verborgen blieb, begannen anfangs April ihre Truppen, Befestigungen und ihre Artillerie wesentlich zu verstärken.

Die darüber einlaufenden Nachrichten veranlaßten das Armeeoberkommando auf ehesten Angriffsbeginn zu drängen. Ich sandte Generalstabsoffiziere hinaus zur Erkundung, überzeugte mich selbst von der Unmöglichkeit jeder Angriffsbewegung. Jeder Mann, der von den gebahnten Wegen abwich, versankt sofort bis an den Leib im Schnee. Nach wenigen Schritten war man außer Atem und zu jeder Bewegung unfähig. Jeder Angriff hätte unter diesen Verhältnissen unter schwersten Verlusten im Schnee stecken bleiben müssen. Weil alle unsere Meldungen nutzlos blieben und keinen Glauben fanden, und weil jeder Befehl, der unter Nichtbeachtung unserer Meldungen vorzeitigen Angriffsbeginn erzwang, von verderblichen Folgen sein mußte, forderte ich den Chef des Generalstabes auf, sich selbst oder

durch einen Vertrauensmann an Ort und Stelle von den Verhältnissen zu überzeugen.

Man lehnte ab, da man Vertrauen habe, setzte aber das Drängen fort. Es war in Teschen zur fixen Idee geworden, daß die Verschiebung des Angriffsbeginnes eine andere Ursache haben müsse, als die Schneeverhältnisse. Noch im Februar 1917, als ich den Chef des Generalstabes das erste Mal seit Kriegsbeginn sah, fragte er mich im Vertrauen, ob im Mai 1916 tatsächlich nur die Schneeverhältnisse die Ursache der wiederholten Verschiebung des Angriffes waren. Ich stand solchen Anfragen verständnislos gegenüber.

Unsere verfehlte Friedenserziehung, der Hang zum Drauflosgehen und die Kenntnis, daß unter den zugewiesenen Generalen einige Draufgänger waren, veranlaßten das Kommando der Heeresgruppe zu einem Befehl, in dem es jedem Kommandanten als ganz besonderes Verdienst angerechnet wurde, mit geringen Verlusten große Erfolge zu erzielen. Dies erfordert, hieß es in dem Befehl, eine gründliche Vorbereitung jeder Handlung, dann aber ein rasches, energisches, entschiedenes Zugreifen. Gerade in der raschen Ausnützung eines Augenblicks, in der entschiedenen Ausnützung der ersten Erfolge, liege das beste Mittel, dem Verlangen dieses Befehles zu entsprechen.

Der Befehl wurde vom Kommandanten des 20. Korps offenbar nicht verstanden. Wenigstens beriefen sich spätere Stimmen darauf, daß dieser Befehl ein heftiges, energisches Nachdrängen der Truppen verboten habe. Aus lauter Herz für die Truppe brachte man sie um die Gelegenheit, mit geringen Verlusten und nur infolge größerer Marschleistungen große Erfolge zu erringen. Sie mußten diese falsche Güte durch große Opfer erkaufen, die ihnen die verspätete Fortsetzung des Angriffes kostete.

Dem 11. Armeekommando war empfohlen worden, eigene Detachements aus Infanterie und Sappeuren zu bilden, die dazu bestimmt seien, im Vorgehen die Sperrwerke der Italiener durch Rückenangriff zu nehmen. Man beachtete das nicht. So kam es dann erst verspätet und nur durch Zufall, aus Initiative eines Subalternoffizieres zur Einnahme des Sperrwerkes im Astachtal.

Endlich, am 15. Mai, konnte der Angriff beginnen.

Der Angriff wurde von der 11. Armee, die neun Divisionen stark war, allein geführt. Dahinter stand die 3. Armee mit fünf Divisionen.

Die 11. Armee hatte die Aufgabe, über die Hochflächen von Lafraun und Vielgereut nach Bassano-Thiene vorzustoßen.

Die 3. Armee sollte dahinter folgen und je nach den Ereignissen verwendet werden.

Dieses Hintereinanderstellen von Armeen war ein schwerer operativer Fehler. Er konnte gerade in kritischer Zeit zur Teilung der Kampffront zwingen, um nicht vorne eine überstarke Armee, dahinter ein Armeekommando ohne Truppen zu haben. Diese Notwendigkeit trat 1916 auch tatsächlich am 19. Mai ein. Das Heeresgruppenkommando hatte vergebens angeregt, von Anfang an beide Armeen nebeneinander zu setzen.

Dem ausdrücklichen Befehle des Armeeoberkommandos zufolge war die ganze Kraft im Gebirge, auf den Hochflächen und im Pasubio-Gebiet, angesetzt. Meine Anregung, in den Tälern anzugreifen, fiel auf unfruchtbaren Boden; im Gegenteil, man hatte Bedenken, von der Hochfläche von Vielgereut hinabzusteigen nach Arsiero ins Astach-Tal, bevor die ganze Hochfläche von Asiago in unserer Gewalt war.

Mein Versuch, auch im Suganertal eine Gruppe einzusetzen, um im Brentatal vorstoßend die Eisenbahn nach Bassano in die Hand zu nehmen, zeitigte den kategorischen Befehl des Armeeoberkommandos, alle Kräfte geschlossen oben einzusetzen.

Der Angriff begann beim 20. Korps auf der Hochfläche von Vielgereut. Da die Artillerie des 3. Korps, das bei Lafraun bereitstand, flankierend mitwirken mußte, sollte der Angriff des 3. Korps später folgen; er setzte erst am 20. Mai ein. Zweifellos war das ein Nachteil. Weil aber das 11. Armeekommando den ganzen Angriff führte, seine für diese Teilung des Angriffes vorgebrachten Gründe berechtigt waren, gab das Heeresgruppenkommando seine Zustimmung.

Der Angriff des 20. Korps hatte Erfolg. Bis zum 19. war die ganze Hochfläche von Vielgereut im eigenen Besitz. Aber anstatt jetzt mit voller Wucht über Arsiero nachzustoßen — die Italiener wichen fluchtartig zurück — wollte das 11. Armeekommando einen neuen langwierigen Artillerieaufmarsch mit Straßenherstellungen abwarten, bevor es weiter vorgriff. Als das Heeresgruppenkommando dies am 21. Mai erfuhr — die betreffende vom 18. Mai stammende Meldung war vom 11. Armeekommando merkwürdigerweise verspätet abgesendet worden — war es leider zu spät.

Die 11. Armee nahm zwar über Einwirkung des Heeresgruppenkommandos den Angriff wieder auf, aber die Italiener hatten sich, durch Zuzug neuer Kräfte gestützt, vom ersten Schrecken erholt und leisteten wieder so ernsten Widerstand, daß der Raumgewinn in dem schweren Gebirgsterrain nur mit unverhältnismäßig hohen Opfern erkauft werden konnte.

Auch der Angriff des 3. Korps kam auf der Hochfläche von Asiago ins Stocken. Trotz dem Einsatz frischer Truppen, trotz Vereinigung einer mächtigen schweren Artillerie mit reichlicher Munition konnte der Angriff in dieser schwierigsten Terraingattung — schwerer bewaldeter Karstboden mit steilaufgesetzten Höhen — nur sehr langsam Boden gewinnen.

Dem unausgesetzten Hämmern der schweren Artillerie wäre es bei Fortsetzung des Angriffes wohl noch gelungen, dem rechten Flügel der 3. Armee durch die schmale Waldzone den Weg zu bahnen. Da zwang das Unglück von Luck, Kräfte von Südtirol abzuziehen.

Damit war das Schicksal des Angriffes, dem ohnedies schon der erste Schwung fehlte, besiegelt.

Wir erhielten Befehl, eine Linie zu wählen, in der die Verteidigung mit schwächeren Kräften möglich war.

Die Gründe für das Mißlingen dieser so verheißungsvoll begonnenen Offensive waren:

Die Richtung des Angriffes war wohl für die Italiener die gefährlichste. Bis an die untere Brenta vorgetragen, hätte der Angriff den größten Teil der italienischen Armee abgeschnitten. Der Angriff führte aber über schweres Gebirgsterrain. Die Bezeichnung „Hochflächen" ist eine gänzlich irreführende.

Der Angriff durch dieses Gebirgsgelände hätte nur dann sicher gelingen müssen, wenn er, überraschend durchgeführt, auf unzulängliche Kräfte getroffen wäre, wenn die Italiener also, an anderer Stelle gebunden, ihre Kräfte nicht frei verschieben konnten.

Verbunden mit einem starken Angriff am Isonzo, wäre dem Angriff das Gepräge eines soliden Unternehmens gegeben worden. So war er ein Wagnis, ein Abenteuer.

In dem an sich schwierigen Gebirgsland wurde der Angriff noch in die ungünstigsten Räume verlegt: Auf die Hochflächen, statt den Durchstoß in den Tälern zu führen.

Die Zeit für den Angriff war schlecht gewählt. Der alljährlich

eintretende Schneefall zwang, den Angriff hinauszuschieben. Im Verein mit dem vorzeitigen Aufmarsch — die beiden Armeen standen einen Monat angriffsbereit — der nicht verborgen bleiben konnte, brachte uns die schlechte Wahl des Zeitpunktes um die Überraschung des Feindes.

Der Wunsch des Armeeoberkommandos: „Durch Kraft des Stoßes muß ersetzt werden, was an Überraschung verloren geht", war nur eine schöne Redensart.

Die operativ verfehlte Gruppierung der Armeen hintereinander, die schwere Nachteile zur Folge hatte.

Die Unterbrechung des Angriffes seitens des 11. Armeekommandos, das seine Aufgabe und die Lage nicht richtig auffaßte und nicht den Mut hatte, ins Tal hinabzusteigen.

Die Auswahl der neuen Verteidigungslinie führte zu einem bezeichnenden Zwischenfall.

Die Armeekommandos hatten den Auftrag erhalten, nach Einholung der Gutachten der Korpskommandos die neue Widerstandslinie zu beantragen. Das Heeresgruppenkommando werde den Anschluß beider Armeen regeln.

Das 11. Armeekommando schlug eine bei Arsiero weit nach rückwärts fallende Linie vor, die den Mte. Cimone und den Mte. Seluggio dem Feinde überließ. Da dies zwei leicht zu haltende Felsberge waren, die Hochebene des Mte. Cimone für die Festhaltung des rechten Flügels der 3. Armee wichtig war, entschied das Heeresgruppenkommando, daß der linke Flügel der 11. Armee, das 20. Korps, den Mte. Cimone, Mte. Seluggio und Mte. Majo zu halten habe.

Als der Erzherzog-Thronfolger, der das 20. Korps geführt hatte, gerade in diesen Tagen nach Galizien versetzt wurde und sich in Bozen abmeldete, teilte mir sein Generalstabschef mit, daß der Korpskommandant über den Befehl des Heeresgruppenkommandos sehr ungehalten war und erklärt habe, man könne den Mte. Cimone nicht halten, er könne dies nicht verantworten; er wäre vom Korpskommando zurückgetreten, wenn der Befehl aufrecht geblieben und er nicht versetzt worden wäre.

Ich war über diese merkwürdige Auffassung um so mehr erstaunt, als der Generalstabschef offenbar das Verhalten des Korpskommandanten guthieß, statt daß er den jungen, unerfahrenen Erzherzog auf den rechten Weg geführt hätte.

Ich erklärte dem Generalstabschef:

„Der Mte. Cimone ist für das Heeresgruppenkommando sehr wichtig und nach meiner vollen Überzeugung leicht zu halten. Ich habe durch zwei Nächte überlegt, bevor ich dem Erzherzog Eugen den Antrag stellte, den Mte. Cimone zu halten.

Mit der Hinausgabe des schriftlichen, vom Heeresgruppenkommandanten unterschriebenen Befehles hat dieser die volle Verantwortung übernommen, der Korpskommandant hat da nichts mehr zu verantworten, sondern bloß zu gehorchen. Gerade der Thronfolger hat als zukünftiger Kaiser gehorchen zu lernen, damit er einstens befehlen könne.

Damit aber der Erzherzog-Thronfolger daraus lerne, werde ich den Befehl geben, bis zu dem Zeitpunkt, in dem der Besitz des Mte. Cimone für uns gesichert sein werde, alle Verluste, die er uns kostet, gewissenhaft zusammenzustellen. Aus dieser Zusammenstellung kann dann der Thronfolger ersehen, wie weit er sachlich recht hatte.“ Das geschah.

Der Mte. Cimone wurde drei- oder viermal von den Italienern angegriffen, wobei nur der vorderste Fels, der Cimone-Kopf, vorübergehend verloren ging, auf dem dann später ein italienisches Bataillon in die Luft gesprengt wurde. Die Verteidigung des Mte. Cimone war den 59ern anvertraut, den braven Salzburgern. Als einmal einer meiner Generalstabsoffiziere sich über den Fortgang der Befestigungsarbeiten erkundigte, sagten die 59er: „Herr Oberst, wenn wir den Cimone nicht hätten, den müßten wir uns kaufen.“ Der Kaufpreis, Salzburger Blut, war erspart geblieben.

Die dem Thronfolger nach Galizien übersandte Zusammenstellung zeigte für drei Monate und drei bis vier abgeschlagene italienische Angriffe, einen Gesamtverlust von etwas über 500 Mann, fast durchwegs nur Verwundete.

Mit dem Ende dieser Offensive fielen wir in Tirol wieder in die reine Abwehr. Wenn auch die Italiener wiederholt in Tirol an verschiedenen Stellen zum Angriff schritten und selbst einzelne groß angelegte Durchbruchsversuche unternahmen, lag ihr Schwergewicht doch wieder am Isonzo.

Das Armeeoberkommando sah sich nicht veranlaßt, wieder ein einheitliches Kommando gegen Italien herzustellen. Die 5. und die 10. Armee blieben dem Armeeoberkommando direkt unterstellt.

Die Nachteile dieser Befehlsverhältnisse lagen klar zutage. Die einheitliche Verwendung der ganzen gegen Italien verwendeten Kraft war durch das Armeeoberkommando in Teschen nicht gewährleistet.

Die Folge war, daß bei der nächsten Isonzooffensive der Italiener Görz verloren ging. Später kamen mir Äußerungen der Truppen zu, daß Görz nicht verloren gegangen wäre, wenn das Kommando der Südwestfront bestanden hätte. Zweifellos war dieses Gefühl der Truppen richtig. Ein Kommando der Südwestfront wäre in der Lage gewesen, Truppen rechtzeitig aus Tirol an den Isonzo zu bringen.

Die Front gegen Italien stand überall auf österreichischem Boden. Die innigen Beziehungen zwischen Front und Hinterland zwangen das Kommando der Südwestfront von dem, seinem Kommandanten zustehenden politischen Hoheitsrecht Gebrauch zu machen. Auch Befehle des Armeeoberkommandos, wie der Befehl den Irredentismus auszurotten, führten in das politische Gebiet. Eine Trennung dieses Gebietes von der militärischen Sorge um das Land war unmöglich. Besonders in Südtirol mußte in alle Falten des nationalen italienischen Volkslebens eingedrungen werden, um sich gegen Ausspähung und Verrat zu schützen; aber auch in Kärnten und Krain war die Einflußnahme des Kommandos nötig. Anfangs stellten sich alle politischen Stellen der Einwirkung des Kommandos entgegen.

Bald war es aber dem Kommando gelungen, mit den Verwaltungsstellen der Länder, besonders mit den Statthaltereien in Graz und Triest ein gutes Verhältnis herzustellen. Nur mit dem Statthalter von Tirol, der einem deutschen Grafengeschlecht entstammte, wollte dies nicht recht glücken. Selbst der friedfertige, jedem persönlichen Konflikt abholde Erzherzog Eugen hatte einmal in Bozen mit diesem hohen Staatsbeamten eine sehr erregte Auseinandersetzung. Nach derselben sagte mir der Erzherzog nur: „k. k. Irredentist." Welch unglaubliches System sich die österreichischen Behörden zurechtgelegt hatten, mag folgendes beleuchten. Erzherzog Eugen hatte als langjähriger Kommandierender General von Innsbruck eine sehr ausgebreitete Kenntnis der im öffentlichen politischen Leben Tirols gestandenen Personen. Er nannte mir zahllose als Irredentisten bekannte Personen. So oft eine solche Person das Weite gesucht hatte, konfiniert oder in gerichtliche Untersuchung gezogen worden war, sagte der Erzherzog lachend: „Wieder ein Ritter des Franz-Josefordens."

Eine Regierungskunst, die allen destruktiven Elementen Orden anhängt, um den Schein der gegenseitigen Zufriedenheit herzustellen, anstatt eine Wirtschaftspolitik zu führen, die die Masse des Volkes zufrieden macht, kann nicht ernst genommen werden.

Mit der Wiener Regierung war nichts zu erreichen. Zu viele Böcke waren als Gärtner bestellt. Alle Berichte des Kommandos blieben ohne Wirkung. Man machte nichts, wollte gar nicht Abhilfe schaffen. Man war glücklich, daß man ohne Parlament das berüchtigte Programm und Regierungssystem Taaffes, „das Fortwursteln" in Ruhe befolgen konnte. Da wollte man sich doch nicht durch ein militärisches Kommando in der Ruhe stören lassen!

Auch mit Abgeordneten gab es im Bereiche der Armee Konflikte. Gewöhnt, sich aus Sonderinteresse in alle Dinge zu mengen, begriffen viele nicht, daß im Bereiche eines im Kampf stehenden Heeres andere Verhältnisse und andere Grundsätze herrschen mußten, als sie vom Frieden her gewöhnt waren.

Über einen solchen Abgeordneten sagte der Statthalter von Tirol: „Er ist eben nur ein einfacher Bauer. Ihm ist sein Einfluß als Abgeordneter zu Kopf gestiegen. Er glaubt, auch jetzt im Krieg das Gleiche tun zu können wie im Frieden." Welche Verurteilung des Vorganges der Regierungen, die nach und nach die Tätigkeit der Abgeordneten auf ganz falsche Gebiete und Wege führten, lag doch in dieser Äußerung.

Das Kommando der Südwestfront hatte seit Ende 1915 auf die Notwendigkeit einer straffen, auf das Durchhalten von Volk und Armee hinzielenden, einheitlichen Leitung des Ernährungsdienstes hingewiesen. Es legte die Wechselwirkungen dar, die gerade bezüglich der Ernährung zwischen der Front gegen Italien und dem nahen Hinterland bestanden, die es dem Kommando zur Pflicht machten, sich auch um diese Dinge zu kümmern. Das Kommando beschränkte sich aber nicht nur darauf, die wohl erst im Keime sichtbaren Mißstände bloßzulegen, es gab auch wirkliche Mittel zur Abhilfe an. Es wies darauf hin, daß nur eine einheitliche, die ganze Monarchie umfassende Ernährungspolitik zum Ziele führen konnte, daß man sich nicht nur darauf beschränken dürfe, einschnürende und einschränkende Verordnungen zu erlassen, sondern auch für möglichste Steigerung der Erzeugung sorgen müsse. Tatkräftige Einflußnahme auf die vollständige Auswertung der Anbauflächen und auf die anzu-

bauenden Feldfrüchte, Beschaffung von Kunstdünger, Anlage von Düngerfabriken, straffe Organisation der Arbeitseinteilung für Anbau und Ernte, zweckmäßige Schweinezucht wurden als ebenso notwendig bezeichnet wie eine sorgfältige, einheitlich geleitete Aufbringung und Verteilung der Überschüsse, Anlage von Reservevorräten und Sparsamkeit.

Die Schwierigkeiten dieser Regelung wurden durchaus nicht verkannt. Bei Durchführung einer Notwendigkeit müssen alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse überwunden werden. Vor allem muß der Wille dazu vorhanden sein. Bei uns war aber stehende Redensart: Das geht nicht.

Es ging wieder einmal nicht — darüber gingen aber Österreich und Ungarn zugrunde, denn die Wurzel aller Übel, aller Schwächen lag in der schlechten Ernährung von Volk und Heer.

Alle Mühe war umsonst. Weder die Regierung noch die Heeresleitung zeigte für diese Sache Interesse und Verständnis.

Im November 1916 war ich in Wien auf kurzem Urlaub, als Kaiser Franz Josef starb.

Mit dem jungen Kaiser Karl stieg die Hoffnung Österreichs, die letzte Hoffnung, auf den alten, ehrwürdigen Thron seiner Väter. Er war die Hoffnung, denn eine geschäftige Fama hatte über den jungen Erzherzog nur gutes zu verbreiten verstanden — und der Mensch hofft so gern.

Auch ich hatte eine leise Hoffnung auf Besserung. Was ich in flüchtigen Augenblicken des Zusammenseins vom neuen Herrscher bis nun gesehen hatte, war zwar nichts besonders Günstiges, aber auch nicht so niederschlagend, daß jede Hoffnung weichen mußte. Es war das Bild eines jungen, für den Thron bestimmten aber nicht dazu erzogenen Prinzen, an dem man deutlich die Schule der k. k. Verwaltungskunst erkannte, der sich in alten Gemeinplätzen der österreichischen Politik erging, der aber vor allem die für einen Fürsten so wichtige Persönlichkeit, Würde und Zurückhaltung vermissen ließ. Aber das alles konnte sich vielleicht doch geben, es schien ja das Wichtigste vorhanden zu sein: Der gute Wille, sein Amt ernst zu nehmen, sich als den ersten Diener des Volkes zu fühlen.

Diese Auffassung erhielt ich aus der Wirksamkeit des Erzherzog-Thronfolgers als Kommandant des 20. Korps. Der Fleiß und der Ernst, mit dem sich der junge Korpskommandant den ihm plötzlich

übertragenen hohen Pflichten unterzog, waren vielversprechend. Sein Generalstabschef erzählte mir, wie gründlich der Erzherzog sich über alles unterrichtete, wie er, der Generalstabschef, kaum imstande war, alle Fragen gewissenhaft und richtig zu beantworten, wie oft er die Antwort schuldig bleiben mußte, um sich erst selbst zu unterrichten. Jedenfalls eine gute Eigenschaft — wenn sie nicht allein steht, ohne die Fähigkeit, das Erfragte richtig zu verarbeiten. Er wollte alles selbst sehen, überall selbst sich ein Urteil bilden, er scheute dabei auch die Gefahrenzone nicht.

Wir wissen ja heute alle, daß unsere Hoffnungen getäuscht worden sind, daß der unglückliche junge Herrscher der schweren Zeit nicht gewachsen war, daß vielmehr gerade sein Wirken, gerade sein guter Wille den Zerfall des alten Reiches beschleunigten, ja herbeiführten. Sein Charakterbild gewinnt damit an geschichtlicher Bedeutung.

Kaiser Karl war als Knabe wenig begabt, schwerfällig, aber gutmütig und mitfühlend. Er war leicht zu leiten und zu beeinflussen und dem Guten zuzuwenden. Eine ernste, auf die zukünftige Bestimmung des Prinzen bedachte Erziehung hätte guten Erfolg haben müssen.

Die erste Erziehung des Erzherzogs Karl lag aber in merkwürdigen Händen. Sein Erzieher, der ihm das Wissen der Elementarklassen und der unteren Mittelschule beibringen sollte, glaubte ernstlich an das Bündnis der Freimaurer mit dem Teufel und an den Unfug der schwarzen Messen. Er erzählte mit allen Anzeichen der Überzeugung, daß es einem ihm befreundeten Geistlichen gelungen sei, im Verborgenen einer solchen schwarzen Messe beizuwohnen und mit Hilfe der Teufel-Austreibungsformel den Teufel unter Donnerschlag und Schwefelgestank zu vertreiben. Jedenfalls der richtige Lehrer für den zukünftigen Herrscher eines Fünfzigmillionenreiches!

Seine weitere Erziehung wurde einem hochadeligen Offizier anvertraut, der nach Beendigung der Erziehung sich auf einen Ruheposten in einer Leibgarde zurückzog. Dieser Erzieher war somit entweder krank oder er zog die Fortsetzung eines ruhigen, beschaulichen Lebens dem harten und gefährlichen Truppendienst vor. In beiden Fällen war dieser Mann zur Erziehung des zukünftigen Kaisers ungeeignet.

Niemand kümmerte sich um die Leitung der Erziehung des Prinzen für den Thron. Der Vater hatte kein Interesse für solche

Pflichten, war wohl auch am wenigsten geeignet, guten Einfluß zu nehmen. Die Mutter hatte zu wenig Welterfahrung, zu geringe Kenntnisse und Charakterzüge, um richtunggebend eingreifen zu können. Der Kaiser hatte keine Zeit für diese wichtigste Sorge für die Zukunft des Staates und der Onkel und Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mochte wohl Pläne und Absichten hegen, die eher eine unzureichende Erziehung des nächsten thronberechtigten Prinzen wünschenswert erscheinen ließen.

So blieb diese junge, kostbare Menschenseele ganz den Händen der einmal ausgewählten Personen, Erzieher und Hofstaat, überlassen.

Nach Beendigung der Erziehung, die auch im Besuch des öffentlichen Unterrichtes am Schottengymnasium bestand, kam der junge Erzherzog zu einem Kavallerieregiment, wo er bis zum Rittmeister blieb und den Truppendienst kennen lernte. Hierauf führte er ein Jahr ein Bataillon.

Nebenher gingen Unterrichtsstunden in der österreichischen Verwaltungskunst.

Dann folgte seine Verwendung im Kriege.

Man kann nicht behaupten, daß dieser Erziehungsgang, selbst bei vielversprechendem Talente, gute Früchte zeitigen konnte. Jede höhere, ernstere wissenschaftliche Ausbildung fehlte. Wenn man noch bedenkt, wie sonderbar Prinzen regierender Häuser die Welt durch die von ihrer Umgebung vorgehaltenen Brillen sehen, und wie verderblich Schmeichelei und Lobhudelei auf ein junges Gemüt wirken, das weltfremd erzogen wird, dann kann man sich ein Urteil darüber bilden, wie viel Schuld an dem späteren Unheil der falschen Erziehung und der schlecht gewählten Umgebung zukommt.

So tritt bei Kaiser Karl neben dem zweifellos vorhandenen Willen, das Beste zu tun, eine Reihe von Charakterzügen hervor, die nur auf das Schuldkonto der Erziehung und der Einwirkung der Umgebung gesetzt werden muß.

Ein Grundzug seines Wesens scheint der Mangel an sachlicher Beharrlichkeit gewesen zu sein, dem eine an Eigensinn grenzende persönliche Beharrlichkeit gegenüberstand.

Kaiser Karl griff irgendein Problem mit Feuereifer auf, betonte es als wichtig, benahm sich auch solange danach, bis der Gegenstand die unmittelbare Wichtigkeit für ihn eingebüßt hatte, worauf er das Interesse daran verlor.

Als ich, wie später ausgeführt werden wird, im Februar 1917 vom Kaiser zur Ermittlung der Verpflegsverhältnisse in Böhmen, Galizien und Ungarn beauftragt wurde, war er bei der Auftragerteilung voll Feuereifer, betonte die Wichtigkeit der Ernährung, von der alles abhänge und verlangte von mir genaueste, gewissenhafte und gründliche Arbeit. Als ich nach vierzehn anstrengenden Tagen mit meinen ersten Berichten kam, war das Interesse sichtlich gering, die Wißbegierde nicht groß. Ich wurde mit meinem Bericht an die Minister verwiesen, die natürlich meine Wissenschaft nicht wollten, nicht brauchten. Dasselbe war nach der Bereisung Ungarns der Fall. Als ich bat, mich von der Berichterstattung an den Grafen Tisza zu entheben, da es ohnedies nichts nütze, gab der Kaiser ohne weiteres lächelnd seine Zustimmung. Ich fragte mich zum Schlusse, wozu man mich, einen General, der überall an der Front wichtigeres zu tun haben konnte, zu dieser anstrengenden, fernerliegenden Verwendung heranzog.

Es war entweder eine augenblickliche, irgendeiner Anregung entsprungene Eingebung, die bald an Farbe und Gestaltung verlor, oder es war nur das Mittel irgend einen anderen Nebenzweck zu erreichen.

In der Öffentlichkeit hat es besonders freudig berührt, daß Kaiser Karl sogar in die einflußreichen Banken griff, um dort der Verderbtheit an den Leib zu gehen. So entfernte er eine der einflußreichsten Personen, die von der Öffentlichkeit als Träger einer gewissen Verderbtheit bezeichnet wurde, von der Leitung einer großen Bank.

Als ich gelegentlich der oben erwähnten Reise zwei Korruptionsfälle in Galizien erfuhr, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sie und auf die skandalösen Verhältnisse im Holzhandel lenkte, wobei ich mich erbot, Akten über die Holzschwindeleien vorzulegen, zeigte der Kaiser Interesse, näheres zu erfahren. Als ich dann die ganze Holzangelegenheit aktenmäßig überreichte, geschah darauf gar nichts. Die ganze Sache verschwand in der Tischlade.

Der Kaiser scheint also bei der Enthebung des Bankgouverneurs nur als Werkzeug zur Befriedigung irgendeiner persönlichen Gegnerschaft mißbraucht worden zu sein. Denn Freude und Leidenschaft, der Verderbtheit zu Leibe zu gehen, waren beim Kaiser gewiß nicht vorhanden, oder sie verpufften nach der ersten Betätigung.

Das gute Herz und die Gutmütigkeit sind dem Kaiser auch als

Mann geblieben. Es war sein größtes Streben, Gutes zu tun, Freude zu verbreiten.

Dazu gehörte die schrankenlose Verteilung von Adelstiteln und Orden. Jedenfalls scheint die richtige Bewertung dieser fürstlichen Gnadenmittel und die Erkenntnis gefehlt zu haben, daß zu große Freigebigkeit entwertet. Als der Kaiser eben eine niedere Adelsfamilie ohne jeden besonderen Anlaß in den Grafenstand erhoben hatte, äußerte ein in ähnlichen Familienverhältnissen Stehender: Er habe ebenso viel Anspruch auf den Grafenstand. Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, sagte er: Was, Graf will er werden. Aber ja — und erhob ihn in den Grafenstand. Wenn jemand den Adel wertlos machen wollte, er fände kein besseres Mittel als diesen Vorgang. Ein Monarch, der den Adel als Stütze für Thron und Staat ansieht, darf den Adel nicht so leicht vergeben.

Die zu große Güte hat die Eigenheit, daß sie sich gewöhnlich an Unwürdige verschleudert, daß sie das Schlechte fördert, das Gute abstößt. Das Unglück des Kaisers wollte es, daß er seine Gnade meist verschwendete, uneingedenk des Wahrwortes: „Wo Gnade Mörder schont, verübt sie Mord." (Shakespeare, Romeo und Julie.)

Als das Fort Lusern zu Anfang des Krieges mit Italien die weiße Fahne hißte, konnte das Fort nur durch das Eingreifen der höheren Vorgesetzten gerettet werden. Es blieb in unserer Hand. Der pflichtvergessene Kommandant des Forts kam in gerichtliche Untersuchung. Er wurde schließlich freigesprochen. Der General, der das Urteil bestätigte, obwohl es das Gesetz verletzte, wurde über Antrag des Kommandos der Südwestfront und des Armeeoberkommandos in den Ruhestand versetzt. Er wandte sich an den Kaiser. Tatsache ist, daß dieser General, wie absichtlich, auf den Posten gesetzt wurde, zu dem er nach dem Vorgefallenen am schlechtesten taugte, zum Generalinspektor der Militärerziehungsanstalten. Dieser General, der nicht wußte, daß es für eine Festung keine weiße Fahne geben darf, sollte den Offiziersnachwuchs erziehen!

In der Bukowina sah ich mich gezwungen, einen Kavalleriedivisionär und den Kommandanten eines Kavallerieregimentes zur Pensionierung zu beantragen, weil es unverantwortlich war, solchen Führern eine Truppe anzuvertrauen. Sie wurden enthoben. Der Kaiser gab diesen Offizieren wieder ein Truppenkommando, obwohl ich als Korpskommandant unter vollster Verantwortung ihre volle

Nichteignung zur Truppenführung bekräftigte. Als ich das später erfuhr — solche Dinge wurden dem Mitbetroffenen vorenthalten — bat ich, meinem Antrag sofort Folge zu geben, oder auf meine weitere Dienstleistung zu verzichten, da das Vertrauen in mein gerechtes oder richtiges Urteil fehle. Die Antwort war nichtssagend; auf meine Dienstleistung wollte man nicht verzichten. Ich hatte leider keinen gesetzlichen Anspruch, mir die Erfüllung meiner Bitte um Versetzung in den Ruhestand zu erzwingen.

In der Ukraine war ich genötigt, die sofortige Enthebung eines Kavalleriedivisionärs und eines Kavalleriebrigadiers zu erwirken. Sie gingen zum Kaiser, brachten ihre Sache natürlich mit persönlicher Färbung vor. Ich erhielt den Befehl mich über die Gründe der Enthebung ausführlich zu äußern, obwohl diese schon gemeldet worden waren. Ich konnte darauf hinweisen, daß nur die Rücksicht auf die Ehre unserer Waffen, auf das Wohl und den Bestand der Truppe die Enthebung der ungeeigneten Truppenführer veranlaßt hatte. Ich glaube, sie erhielten anderswo ein Truppenkommando.

In dieses Gebiet gehört auch die Betrauung von Prinzen mit höheren Truppenkommandos, obwohl sie ihre Unfähigkeit zum Truppenführer schon zur Genüge dargetan hatten. Es wurden mitunter sogar eigene Kommandos für sie geschaffen.

Das merkwürdigste Beispiel ist folgendes. Im Jahre 1916 lernte ich den Herzog von Braganza als Oberst und Führer eines Malteserzuges kennen, im Frühjahr 1918 traf ich ihn als Feldmarschalleutnant und Kommandanten einer Kavalleriedivision.

Ein solches Vorgehen, eine solche Unterstützung und Bevorzugung der Unfähigkeit mußte die beste Armee zerstören.

Allzugroße Herzensgüte und falsch angewandte Menschlichkeit veranlaßten den Kaiser, die letzten körperlichen Strafen im Heere abzuschaffen. Damit wurde den Kommandanten das letzte Mittel genommen, den Einfluß und den Widerstand schlechter Elemente zu brechen. Als sich die verderblichen Folgen dieser falschen Maßregel bald einstellten und sich die Anzeichen zunehmender Disziplinlosigkeit mehrten, mußte man diesen unüberlegten Schritt rückgängig machen. Anstatt dies aber offen mit der Begründung zu tun, daß die Menschen dieser Güte noch nicht würdig seien, erlegte man nur den Armeekommandanten die verhängnisvolle Pflicht auf, die Anwendung dieser Strafen dort anzuordnen, wo sie zur Aufrechthaltung der

Manneszucht nötig waren. Diese halbe Maßregel, die überdies die Verantwortung auf andere Stellen abwälzte, konnte natürlich die Schädlichkeit des ersten Schrittes nicht aufheben.

Dem Kaiser fehlte der Ernst der Auffassung, das Urteil und ein gewisses Feingefühl der Würde. Er glaubte, er könne und brauche nur zu befehlen, dann ginge es schon. Seine Umgebung scheint ihn in diesem Glauben bestärkt zu haben. Er begriff nicht, daß gerade die Höchststehenden ihr Verhalten besonders in Acht halten und auch jeden Schein eines Unrechtes oder einer Ungehörigkeit vermeiden mußten.

Eine Tante der Kaiserin wollte im Jahre 1915 eine Schwester der Kaiserin, die in Schloß Brunnsee in Südsteiermark lebte, besuchen. Diese aus Italien kommende italienische Herzogin wollte mehrere Diener und Dienerinnen mitbringen. Das Kommando der Südwestfront verweigerte die Einreisebewilligung wegen Spionagegefahr. Da kam von Wien, jedenfalls über Betreiben des Erzherzog-Thronfolgers, trotz dem Protest des Kommandos der Südwestfront die Einreisebewilligung. Das hat seinerzeit sehr viel böses Blut gemacht und mag mit Ursache gewesen sein, daß man der Familie der Kaiserin Spionage vorwarf.

Jedenfalls war es bezeichnend, daß der Kaiser sich von seinen in der belgischen Armee stehenden Schwägern nicht lossagte, sondern mit ihnen auch noch verkehrte. Friedensfühlungen waren auf amtlichem Wege zu nehmen, sie konnten das Tageslicht vertragen. Friedensbestrebungen, die Schleichwege gingen, waren jedenfalls verwerflich.

Als ich einmal in Verpflegsangelegenheiten beim Kaiser war, sagte er mir sichtlich sehr erfreut, daß sie jetzt ein ausgezeichnetes Mittel hätten, die arme Bevölkerung zu ernähren. Ich war sehr erstaunt, als ich dieses Mittel erfuhr; es war billiges Rindfleisch, das der Staat zum Teil aus dem Überschuß der Viehaufbringung bezahlte. Ich erlaubte mir, dem Kaiser zu sagen, daß dies ein schlechter Ausweg sei, weil man so Schichten der Bevölkerung an den täglichen Fleischgenuß gewöhne, die ihn sonst nicht hatten, daß der ganze Viehstand Österreichs und das Geld nicht ausreichen um diese Maßregel dauernd zu erhalten. Der Kaiser sagte: „Oh, wir haben über 300 Millionen Kronen.“ Ich betonte, daß das sehr wenig Geld zu solchem Zweck sei und daß dieses Geld auch eine

andere Bestimmung hatte; es durfte nicht zu diesem Zweck verwendet werden. Es war der Gewinn, der daraus gezogen wurde, daß das vom Landwirt billig gekaufte Vieh, dem Staat um hohes Geld verkauft wurde. Dieses Geld sollte der Hebung der Landwirtschaft zufließen.

Der Kaiser war nicht von dem Ernst seines Berufes und der Zeit, in der er diesen antrat, erfüllt. Weder das Gefühl hoher, alles beherrschender Menschlichkeit, noch das strenger, ernster Pflichterfüllung war als leitender Gedanke seines Tuns und Lassens erkennbar. Jede wirkliche Vertiefung fehlte. Er hielt sich nur an der Oberfläche, war mit spielerischen Äußerlichkeiten zufrieden, strebte nur nach Volkstümlichkeit, nicht nach wirklicher Liebe des Volkes, und schwankte daher in der Auffassung wichtiger Erscheinungen und Ereignisse hin und her, bis meist die oberflächliche, leichte Beurteilung die Oberhand behielt.

Es wurde schon erwähnt, wie ernst und bedeutungsvoll der Kaiser gleich bei seinem Regierungsantritt die Ernährungsfrage behandelte, um nach kurzer Zeit leicht darüber hinweg zu gleiten. Zwei andere Beispiele mögen das Bild ergänzen.

Im Jänner 1918 beherrschte den Kaiser wiederholt die Sorge, ja Furcht vor einer Revolution. Für diesen Fall wurde eine vorwiegend aus Soldaten bestehende Regierung vorbereitet, die beim Eintritt von Unruhen diktatorische Gewalt übernehmen sollte. Plötzlich war die ganze Vorbereitung unnötig, die Gefahr war vorbei, Gegenmaßregeln waren nicht mehr nötig — aber auch keine Abhilfe des Grundübels, der Ernährungsnot. Der Kaiser war wieder voll Vertrauen in die Zukunft, nahm die Sache wieder leicht, er konnte also unbedenklich weiterregieren. Daß die Not des Volkes ein gewaltsames Eingreifen des Herrschers schon lange erforderte, nicht um seinen Thron zu stützen, sondern um dem Volk zu helfen, das erkannte der Kaiser nicht, das sagte ihm keiner seiner Räte.

Ich war gerade in Baden, als im September 1918 die Nachricht vom Zusammenbruch der bulgarischen Front kam. Ich war bestürzt über die Art, wie Kaiser und Chef des Generalstabes diese böse Kunde aufnahmen. Mein Begleiter meinte auf eine Bemerkung von mir: Das ist nur Maske nach außen. Gewiß, aber die Art dieser Maske, die sonnige Heiterkeit und Harmlosigkeit, die mir als Grundton der Maske auffiel, erschreckte, erschütterte mich. Man hatte in dieser Zeit

noch Muße, die nichtigsten Kleinigkeiten zu beachten. Ich war schon im Begriffe von Baden abzufahren, als ich plötzlich dringend in die kaiserliche Villa berufen wurde. Ich brachte dies mit der Lage in Zusammenhang. Ich erschrak fast, als mir der Kaiser in seiner eigenen Art, etwas kurz angebunden mit einigen anerkennenden Worten eine hohe Ordensauszeichnung überreichte. So viel Güte und so viel schlechte Menschenkenntnis verschwendete der junge, von so gutem Willen erfüllte Monarch! In einem Augenblick, in dem die ganze Monarchie in ihren Fugen zu krachen begann, in dem der ganze Ernst, die ganze Kraft nötig war, der Lage Herr zu werden, fand der Monarch Lust und Zeit, einem General einen Gnadenbeweis zu geben, der nur mit sehr gemischten Gefühlen hingenommen werden konnte.

Hieher gehört auch die sonderbare Tatsache, daß der Kaiser noch kurz vor seiner Abreise in die Schweiz Adelstitel und Ordenszeichen an persönliche Diener austeilte. Es fehlte der Ernst in der Auffassung seines hohen Berufes.

Für die Veranlagung des Kaisers Karl besonders bezeichnend ist folgende Begebenheit, die mir kurz nachher von einem Offizier der Militärkanzlei und späteren Vertrauensmann des Kaisers erzählt wurde.

Im Mai 1918 war Kaiser Karl auf der Fahrt nach Spa zu Kaiser Wilhelm. Als sich der Hofzug näherte, langte ein Telegramm ein, welches eine Verschärfung in der Angelegenheit des Sixtus-Briefes meldete.

Kaiser Karl geriet in große Aufregung. Es befiel ihn eine solche Angst vor der Begegnung mit Kaiser Wilhelm, daß er den Befehl gab, der Hofzug solle sofort umkehren.

Nur mit schwerer Mühe konnte seine Begleitung zur Geltung bringen, daß jetzt, wo der Zug in kürzester Zeit in Spa eintreffen müsse, eine Absage und eine Umkehr unmöglich sei.

In höchster Erregung und vom Schuldbewußtsein sichtlich gedrückt entstieg Kaiser Karl in Spa dem Hofzug.

Kaiser Wilhelm empfing aber seinen Gast in so herzlicher Weise, als ob nichts vorgefallen wäre. Kaiser Karl atmete sichtlich erleichtert auf, gewann wieder seine gewöhnliche Sorglosigkeit — alles war wieder gut, als ob tatsächlich nichts geschehen wäre, als ob nicht das Vertrauen in seine kaiserliche Verläßlichkeit in Brüche gegangen wäre.

Im Anschluß an diesen Vorfall kam dann die volle Unterordnung Österreich-Ungarns unter deutsche Führung zustande, denn Kaiser Karl, der bisher dieser Notwendigkeit hartnäckig widerstrebt hatte, war in seiner frohen Erleichterung gebefreudig geworden.

Der Kaiser widmete sich seinen Pflichten mit großem Eifer und äußerlichem Fleiße. Schon frühzeitig am Morgen begannen die Empfänge und Audienzen, nahmen den ganzen Tag bis zum späten Abend in Anspruch und füllten auch meist die Eisenbahnfahrten aus.

Man mußte gefaßt sein, in den Hofzug zur Audienz befohlen und dann in irgendeiner Zwischenstation abgesetzt zu werden.

Diese emsige Tätigkeit hatte aber stark den Charakter der Geschäftigkeit. Es war eine Eigentümlichkeit der österreichischen Geschäftskunst, den Monarchen oder einen Vorgesetzten, dem man keine Zeit zu wichtigen Gedanken lassen wollte, in einer Flut nichtiger Geschäftsstücke zu ersticken.

Kaiser Franz und Kaiser Franz Josef hatten diese Art des Fleißes: Sie sahen Berge von nichtigen Akten durch und bekräftigten ihre Entscheidung unwichtiger Dinge mit ihrer Unterschrift. Kaiser Karl war auf dem gleichen Wege.

Kaiser Karl hatte von seiner Begabung als Feldherr und als Politiker eine hohe Meinung. Schmeichler mögen seine Tätigkeit als Korpskommandant benützt haben, ihm diese Ansicht beizubringen.

Er war zu unserem Unglück weder Feldherr noch Politiker. Er war nichts als ein vom besten Willen, sein hohes Amt zu erfüllen, beseelter junger Fürst, dem die Natur alle Eigenschaften dazu versagt, dem sie die Erziehung aber nicht wenigstens zur Not gegeben hat.

Befangen in dieser Selbstüberschätzung ergriff Kaiser Karl gleich am ersten Tage die Führung der komplizierten Staatsmaschine und des im gewaltigsten Kampfe stehenden Heeres mit Feuereifer und Selbstvertrauen.

Einige Tage nach des alten Kaisers Tode wurde ich von Kaiser Karl in Audienz berufen. Im Vorzimmer glaubte man, es handle sich um Ernährungsfragen.

Der Kaiser kam auch richtig auf die Ernährungssorgen zu sprechen und bemerkte, ich hätte mich ja mit diesen Fragen beschäftigt. Nur eine einheitliche Leitung für Österreich und Ungarn könne Erfolge erringen. Ich stimmte zu, wurde aber weiter nicht um meine Ansicht

befragt, hatte daher auch keinen Anlaß auf Einzelheiten einzugehen. Der Kaiser erklärte weiter, daß nur ein General die Leitung haben könne und fragte mich, ob ich einen geeigneten Mann kenne. Ich verneinte. Dann sprang der Kaiser ab und teilte mir mit, daß er den Oberbefehl persönlich übernehmen werde. Ich konnte nur mit aufrichtigster Genugtuung zustimmen, da es von höchster Bedeutung war, daß politische und militärische Leitung in eine Hand kamen. Ich konnte damals allerdings nicht ahnen, daß diese Vereinigung der höchsten Leitung dank der unseligen Beratung des jungen Monarchen so schlechte Früchte tragen werde.

Hierauf entließ mich der Kaiser. Später hörte ich, ich hätte die Übernahme der Leitung des Ernährungsdienstes abgelehnt. Sie ist mir nicht angetragen worden.

Einige Tage darauf gab mir der Erzherzog Eugen im Namen des Kaisers den Auftrag, einen Entwurf für die gemeinsame Leitung des Ernährungsdienstes zu verfassen. Der Entwurf wurde fertiggestellt und überreicht. Ich erfuhr später nur, daß Graf Tisza eine gemeinsame Leitung unbedingt abgelehnt habe.

Ende Jänner 1917 wurde ich telegraphisch nach Wien zum Kaiser berufen. Dort erhielt ich den Auftrag Böhmen, Galizien und Ungarn zu bereisen, um mich genauestens über die Ernährungslage in diesen Ländern zu unterrichten. Der Kaiser, der von jeder Seite anderes höre, wolle die Wahrheit erfahren.

Ich war erfreut über den Auftrag, da ich hoffte, er werde den Anfang der Tat bilden. Ich nahm ihn auch ernst und arbeitete mit einem kleinen Stab von ausgewählten Gehilfen Tag für Tag ununterbrochen bis in die sinkende Nacht. Das Ergebnis der bei zahlreichen Landwirten, Gutshöfen, in Städten und Dörfern vorgenommenen Erhebungen wurde gewissenhaft in Berichte zusammengefaßt. Von Galizien sandte ich dem Kaiser Proben von in Stadt und Land gekauften weißem Gebäck, das verboten war, und von Brot ein, die zeigen sollten, wie gut man in diesem vom Krieg überzogenen Land lebte.

Nach der Bereisung Galiziens erstattete ich dem Kaiser den ersten Bericht. Er gipfelte darin, daß Böhmen sich selbst ernähren und noch abgeben könne, daß Galizien noch besser stünde. Er wurde zerstreut, ohne besonderes Interesse aufgenommen. Zum Schluß erhielt ich den

Auftrag den Ministerpräsidenten und den Ernährungsminister zu verständigen.

Den Ministerpräsidenten, der zugleich Ackerbauminister war, machte ich auf die Notwendigkeit aufmerksam, das Heil nicht nur in Regierungsverordnungen zu suchen, sondern in Maßnahmen zur Erzeugungssteigerung. Er fragte, was ich darunter meine. Ich antwortete: Nebst systematischer Einflußnahme auf die Bodenkultur, Beschaffung von Kunstdünger und Organisation der Anbau- und Erntearbeiten. Er erklärte, wir hätten schon so viele Stickstoffsfabriken, daß nach dem Krieg die Landwirtschaft gesättigt sein werde. Wenn er wüßte, daß der Krieg noch ein Jahr dauern werde, würde er sofort an die Errichtung von Stickstoffabriken schreiten. Das war im Februar 1917. Wir hatten Ende 1918 keine neue Fabrik. Ich gab es auf, da etwas zu erreichen.

Die Bereisung Ungarns ergab, daß dort im Vergleich zu Österreich Überfluß an allen Lebensbedürfnissen herrschte. Da der Kaiser mich wieder an die Minister wies, erkannte ich, daß Mühe und Arbeit vergebens waren.

Es fehlte bei allen Stellen der ernste Wille zur Tat, man erschlaffte an den zahllosen Widerständen, die sich von allen Seiten aus der vielverschlungenen Maschinerie ergaben. Man war froh, wenn die Maschine überhaupt, wenn auch nur leer, ging.

Ich war vom Kaiser auch zum Kriegsminister gesandt worden. Ich war tief betroffen, als der Minister mir erklärte, daß er mit der Sache überhaupt nichts zu tun habe, da ihm die direkte Aufbringung der Armeebedürfnisse nicht mehr gestattet sei; er werde von beiden Regierungen beliefert. Es war also das Gegenteil von dem geschehen, was notwendig war.

Der ungarische Eigennutz, der selbst aus der Kriegsnot der Monarchie einseitigen Nutzen für sich ziehen wollte, hat es dazu gebracht, daß nach und nach die Lebensfähigkeit dieses von Natur aus so reichen Reiches vernichtet wurde.

Tiefe Scham erfüllte mich, als in Tirol das Mehl fehlte, und auf einen Hilferuf nach Berlin die Verständigung kam, daß 400 Waggons von Breslau, 500 Waggons von Koblenz anrollen werden. Die deutsche Heeresverwaltung hatte es also trotz der ungünstigeren Bedingungen verstanden, große Reserven anzuhäufen, wir lebten bei unseren reicheren Mitteln aus der Hand in den Mund.

Als ich das letztemal nach meiner Reise zum Kaiser kam, teilte er mir meine Ernennung zum Kommandanten des 1. Korps mit, das an der ungarischen Grenze in der Bukowina stand.

Ich eilte nur nach Bozen, um mich abzumelden. Nach 2¼jähriger Dienstleistung als Generalstabschef des Erzherzogs Eugen war ich wieder Kommandant eines Korps.

Ich trat meinen neuen Posten nur mit recht düsterem Ausblick in die Zukunft an.



In der Bukowina.

Als ich das Kommando des 1. Korps übernahm, herrschte an der Front der 7. Armee, zu der das Korps gehörte, nach größeren Kämpfen relative Ruhe.

Die Lage des Korps war insoferne ungünstig, als die Russen aus einem Teil ihrer Stellung unsere einzige Querverbindungslinie, die Straße im Tal der Goldenen Bistritz, einsehen und beschießen konnten.

Wir strebten daher eine Verbesserung unserer Linie an. Ich erhielt den Auftrag, einen Plan auszuarbeiten, um die russische Linie in dem wichtigsten Abschnitt meines Korps so weit zurückzudrücken, daß unsere Lebensader, das Tal der Goldenen Bistritz, der steten Bedrohung entrückt werde.

Der Plan für den Angriff war nach einer Reihe von Erkundungen und Besprechungen bis ins Einzelne festgestellt; wir hatten die besten Hoffnungen auf volles Gelingen. Es fehlte uns leider nur eines: Die für den Angriff nötige Truppenkraft. Die Bereitstellung dieser Kraft wurde zwar wiederholt zugesagt, immer trat aber ein Hindernis dazwischen, so daß schließlich die ganze schöne Unternehmung ein Plan blieb.

Sonst bestand meine Hauptsorge in der Verbesserung unserer Verbindungen. Die Eisenbahn endete etwa zehn Kilometer vor dem Standort des Korpskommandos. Die Nachschublinie des Korps führte von der letzten Eisenbahnstation im Tal der Szamos über einen ziemlich hohen Gebirgssattel in das Tal der Goldenen Bistritz. Diese Straße hatte keinen Unterbau; sie war bei Regenwetter infolge der starken Benützung so grundlos, daß die Wagenkolonnen nur mit größter Anstrengung vorwärts kommen konnten. Geschah es mir doch einmal, daß ich mit dem Personenauto auf der Bergstraße im Bergabfahren steckenblieb und nur mit Menschenkraft aus dieser Lage befreit werden konnte.

Die Fahrt durch das enge, einsame, von herrlichen Waldungen umsäumte Szamostal war reizvoll, nur hatte der Korpskommandant für diese Reize keinen Sinn — er sah nur die sich abquälenden Menschen und Pferde und die Folgen der schlechten Wegverhältnisse: Den drohenden Mangel an Verpflegung und an Munition in der Front.

Es ist staunenswert, was in jedem Abschnitt unserer Fronten an Arbeit bewältigt werden mußte. Hier wurde im Szamostal eine Pferdebahn gelegt, die Straße mit Unterbau versehen, über den Gebirgssattel eine Seilbahn gespannt und so in monatelanger Arbeit die Ungunst der Verhältnisse bezwungen.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft an der Nordostfront begann dort die Einwirkung auf die russische Front durch unsere Propaganda. Diese Tätigkeit war mir in höchstem Maße unsympathisch. Da sie aber gemacht werden mußte, jede Tätigkeit ein bestimmtes Ziel haben muß, schlug ich damals vor, diese Propaganda hauptsächlich auf zwei Ziele zu richten: auf die Landverteilung an die Bauern und auf den Sonderfrieden mit Rußland, der das einzige Mittel war, um zur Landverteilung zu kommen und um den allgemeinen Weltfrieden zu erzwingen. Darauf kam die Antwort: Nein! gerade diese zwei Ziele bleiben für die Propaganda ausgeschlossen. Im Gegenteil, es ist zu betonen, daß wir auf keinen Sonderfrieden mit Rußland hinarbeiten, Rußland nicht von seinen Verbündeten trennen wollen. Diese Antwort erfolgte vom Armeeoberkommando, wie als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, im Einvernehmen mit dem Minister des Äußeren.

Vier Wochen später arbeiteten die Deutschen auf die oben genannten zwei Ziele los, auf die Landverteilung und auf den Sonderfrieden und dann — viel später kamen auch bei uns die Befehle, welche die Landverteilung und den Sonderfrieden als Ziele der Propagandatätigkeit bezeichneten. Trotzdem betonte aber Graf Czernin später in den Friedensbesprechungen zu Brest-Litowsk ausdrücklich, daß es uns nicht einfalle, Rußland von seinen Verbündeten zu trennen.

Dieser Vorgang zeigte entweder Unfähigkeit, wenn man einmal das, das anderemal jenes wollte, oder er ist falsch und hinterhältig gewesen; in beiden Fällen aber war die Politik schlecht geführt.

Nicht lange blieb ich in dem Wirkungskreis als Kommandant des 1. Korps.

Anfang Juni erhielt ich Befehl, den bei Dornawatra stehenden rechten Flügel der 7. Armee als Armeegruppe zu übernehmen. Das Kommando kam nach Bistritz in Siebenbürgen, einer alten Sachsenstadt.

Interessant war dieser Teil der Monarchie in jeder Beziehung. Den Hauptreichtum des Landes bildeten die ungeheuren, noch wenig ausgenützten Wälder. Was mochte das Waldgebirge aber noch sonst an ungehobenen Mineralschätzen bergen. Überall fand man kleine wenig Ertrag liefernde Bergwerke, wo wertvolle Mineralien wie Schwefelkies, Manganerz, Kohle gefunden wurden. Überall scheiterte, wie bei den Waldungen, die volle Ausnützung an dem Mangel an Verkehrswegen. Die Deutschen staunten über den Reichtum an Naturschätzen, der hier unbehoben einem tatkräftigen Nutznießer entgegenschlummert.

Die Bevölkerung des Gebietes ist bunt gemischt. Im Szamostal leben Rumänen, welchen man noch die strenge Erziehung durch die alte Grenzverwaltung anmerkte. In der Gegend von Bistritz sitzen Sachsen und Magyaren, gemischt mit Rumänen.

Die Sachsen halten zähe an ihren alten Sitten und Gebräuchen fest. Wo sie die ländliche Bevölkerung bilden, bebauen sie den Boden nach den von ihren Vätern übernommenen Regeln. Fortschritt, Schule, Verbesserung blieben aus, weil die Regierungen an dieser Art Politik keinen Gefallen fanden. Gelegentlich einer Fahrt durch mehrere sächsische Gemeinden sah ich weite, brach liegende Flächen des besten Ackerbodens. Die Nachfrage ergab, daß die Sachsen, wie die meisten Bauern der Monarchie, hier noch die Dreifelderwirtschaft betrieben und daher jahraus, jahrein etwa ein Drittel ihres Grundes brach liegen lassen. Jetzt, im Sommer, würden diese Felder gedüngt und geackert, im Herbst dann mit Weizen bebaut.

Wo man hinsah, fand man Gelegenheiten für das Eingreifen einer helfenden, belehrenden oder zwingenden Hand, um eine bessere Ausnützung des Bodens wenigstens für die Kriegszeiten zu erzielen. Dazu hatte aber die Regierung keinen Sinn. Sie suchte ihren Vorteil darin, höhere Preise festzusetzen als die österreichische Regierung und der Abgabe von landwirtschaftlichen Erzeugnissen an die Armee und nach Österreich Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ein Beispiel:

Da die Regierungen uns gar kein Rauhfutter für die Pferde lieferten, weder Stroh noch Heu, mußten die Korps sich diesen Bedarf

in zugewiesenen Bezirken selbst aufbringen. Der mit der Aufbringung betraute Offizier des Korps nahm auf dem Gute eines Großgrundbesitzers Stroh und Heu in Anspruch, das schon zwei Jahre alt war und den Bedarf des Gutes für das Vieh weit überschritt. Nach kurzer Zeit kam ein Telegramm aus Ofenpest, das gegen den Zwangskauf Verwahrung einlegte. Dies geschah, obwohl zur selben Zeit bei meinem Korps im Monat gegen tausend Pferde buchstäblich verhungerten. Da es sich vorwiegend um Honvedtruppen handelte, waren dies Pferde, die königlich ungarisches Staatseigentum bildeten. Bei diesem Verhalten der Regierung mußte das Heer in kurzer Zeit wegen Pferdemangel operationsunfähig werden.

Die Bevölkerung dieser Gegenden, auch die städtische, litt damals noch keinen Mangel. Die täglichen Märkte in Bistritz waren mit allen Bedürfnissen reich beschickt. Die Folgen der unzweckmäßig durchgeführten Zwangswirtschaft traten aber schon deutlich zutage. Eier erschienen z. B. reichlich auf dem Markt; sie kosteten das Stück 35 Heller — oder eine Zigarette. Da die Zigarette damals in Wien höchstens zehn Heller, das Ei aber ein bis zwei Kronen kostete, war die Wirkung des falsch angewendeten Systems erkennbar. Die Verwaltung brauchte nur zu sorgen, daß der Bauer seine Bedürfnisse zu Preisen erhielt, die im Verhältnis zu den festgelegten Getreidepreisen standen, und die Schwierigkeiten waren zum großen Teil behoben. So trieb alles der Ausschaltung des Geldes als Wertmesser zu, seiner Entwertung, die nicht nur aus der großen verfügbaren Menge des Geldes folgte, sondern auch aus der Verleitung, ja sogar aus dem Zwang zum Tauschhandel.

War es zu verwundern, daß bei diesen ungesunden Verhältnissen nur das unreelle Händlertum ganz riesige, ungerechtfertigte Gewinne einheimste und daß der Krieg so dem Volke unnötig teuer zu stehen kam?

Die Kommandoverhältnisse an der Ostfront hatten mir schon lange zu denken gegeben. Statt einer einheitlichen Leitung der ganzen Front, bestanden drei unabhängige Befehlsbereiche. Das Oberkommando der Ostfront befehligte die Front vom Meere bis nach Galizien südlich des Dnjester. Es unterstand der deutschen Obersten Heeresleitung. Südlich anschließend folgte die Heeresgruppe Erzherzog Josef, die dem Armeeoberkommando in Baden unterstellt war. Den rechten

Flügel bildete die Heeresgruppe Mackensen, die wieder von der deutschen obersten Heeresleitung Befehle erhielt.

Die Nachteile dieser Befehlsverhältnisse, die Zusammengehörendes trennten, waren groß; sie traten nur nicht immer deutlich zutage. An einem Beispiel sei dies gezeigt.

Im Juli 1917 führte das Oberkommando der Ostfront seine erfolgreiche Offensive über Tarnopol bis an den Zbrucz, die russische Grenze. Es stellte diese Offensive ein, zu einer Zeit, wo sie mit neuem großen Erfolg hätte fortgesetzt werden sollen, als sie nämlich auch an der Grenze dieses Befehlsbereiches, zwischen Dnjester und Pruth, das gesteckte Ziel erreicht hatte.

Gegen Schluß der Offensive wurden nach und nach starke Kräfte, vor allem Artillerie, frei.

Als diese Offensive schon in vollstem Fortschreiten nahe dem Ziele angelangt war, hing die russische Front gegenüber dem linken Flügel der 7. Armee in einem tiefen Sack weit nach Westen zurück. Der rechte Flügel der 7. Armee stand dagegen, stark vorgeschoben, an der günstigsten Einbruchlinie gegen Czernowitz, an der Bahn und Straße Dornawatra, Kimpolung, Radautz, Czernowitz. Ein starker Stoß, der hier geführt Czernowitz erreichte, solange der russische Sack bestand, mußte alle vor der 7. Armee stehenden Russen abschneiden. Der Stoß mußte in Übereinstimmung mit dem Angriff über Tarnopol erfolgen, brauchte daher eine einheitliche Leitung.

Die getrennten Befehlsbereiche schlossen diese Übereinstimmung aus. Dagegen ging die Heeresgruppe Mackensen weit im Süden, eine zu weite Zange bildend, mit ungenügenden Kräften vor. Nach schönen Anfangserfolgen traten Rückschläge ein, die sich besonders am rechten Flügel der Heeresgruppe Erzherzog Josef äußerten. Die Folge war, daß Kräfte, die bei mir bereits zum Angriff über Kimpolung Richtung Czernowitz bestimmt waren, abgezogen und im Süden zur Wiederherstellung der Front verwendet wurden.

So kam es bei der 7. Armee zur einfachen Zurückschiebung der russischen Front. Man versäumte einen bedeutenderen Gewinn, indem man in die russische Front ein breites Loch schlug, das eine Auswertung nach beiden Seiten ermöglichte.

Als sich meine Gruppe dem Vorgehen des linken Flügels der 7. Armee in den ersten Tagen des August anschloß, war ihr gerade an der wichtigsten Stelle eine deutsche Infanteriedivision entzogen worden.


Tarnopol
Oberost
7. Armee
Dnjester
Stanislau
Kolomea
Pruth
Czernowitz
Körösmező
Zbrucz
Sereth
Marmaros Sziget
Radautz
Felső Viso
Kimpolung
Bistritz
Dornawatra
Bistritz
N
russische Front
deutsch-öster.-ung. Front
während des Angriffes von Oberost
Angriffsrichtungen von Oberost
Grenze der 7. Armee
zweckmäßigste Angriffsrichtung d. 7. Armee
russische Front nach dem Angriff " " "
25 0 25 50 75 Km

So kam dort nur eine schwache Gruppe Kavallerie zur Verwendung, deren Führung auch viel zu wünschen übrig ließ.

Trotzdem gelang es, die Russen über Kimpolung zurückzudrängen; es gelang aber nicht, aus dem Gebirge herauszukommen und sich in gleiche Höhe mit dem linken Flügel der 7. Armee zu setzen, der Czernowitz und Radautz erreicht hatte.

Als die Kämpfe abzuflauen begannen, erhielt ich den Befehl, mit dem Kommando nach Czernowitz abzugehen und dort die aus zwei Korps bestehende linke Flügelgruppe der 7. Armee zu übernehmen.

In Kimpolung erzählte mir der Pfarrer, daß die Disziplin in der russischen Armee gänzlich zerrüttet sei, und daß geradezu revolutionäre Zustände vorherrschten. In Kimpolung sei der Divisionär, ein alter General, auf ein Faß gesetzt und unter Gejohle durch den Ort geschleift worden, wobei er derart mißhandelt wurde, daß er auf dem Transport nach Radautz starb. Auch sonst seien die Soldaten zu zügellosen Horden geworden.

Trotz dieser Erscheinungen hielt die russische Armee noch sehr gut stand und war sogar noch fähig zu Angriffen vorzugehen, allerdings ohne nachhaltige Kraft und daher auch ohne Erfolg.

Anfang September erhielt ich den telegraphischen Befehl, mit dem ganzen Gruppenkommando nach Aßling in Krain abzugehen, mich persönlich beim Kommando der Südwestfront in Marburg zu melden.

Ich fuhr am 12. September über Wien nach Marburg. Ich war auf dem Wege zu meiner schönsten und erfolgreichsten Verwendung während des Krieges, zum Durchbruch bei Flitsch.



Der Durchbruch von Flitsch.

Am 17. September meldete ich mich in Marburg beim Kommando der Südwestfront. Dort wurde mir die meiner Gruppe zufallende Aufgabe mitgeteilt.

Die 14. deutsche Armee sollte bei Tolmein aus dem Brückenkopf heraus vorstoßen, eine rechte Flügelgruppe, ein Korps von drei Divisionen, bei Flitsch durchbrechen. Der Angriff sollte die eigene Linie bis an den Gebirgsfuß bei Cividale oder, wenn es gut gehe, bis an den Tagliamento vortragen.

Ich hatte die Flitscher Gruppe zu führen. Diese Gruppe sollte nach den Wünschen des Armeeoberkommandos selbständig sein und direkt dem Kommando der Südwestfront unterstehen. Die deutsche Heeresleitung forderte aber die Unterstellung unter das 14. Armeekommando, da der Angriff einheitlich geführt werden müsse.

Vorerst sei ich jedoch an das 10. Armeekommando in Villach gewiesen, das meine materielle Ausrüstung besorgen werde.

Das 10. Armeekommando habe auch einen Operationsplan vorgelegt, den man mir aber nicht geben wolle, um mich nicht zu beeinflussen. Ich antwortete, daß ich mit meinem Entschluß schon fertig sei.

Ich kannte das Flitscher Becken und die italienischen Stellungen aus der Zeit als ich Generalstabschef in Marburg war. Ich wußte, daß die Italiener drei Stellungen quer über das Becken geführt hatten, wovon die dritte auf dem Querriegel von Podcelom an der engsten Stelle des Beckens gelegen war. Ich wußte, daß der mächtige, das Becken gegen Westen abschließende Stol-Rücken ebenfalls befestigt war. War es einmal den Italienern nach dem Verluste ihrer ersten Stellungen gelungen, diese Stol-Befestigungen zu besetzen, dann war jeder Versuch, aus dem Flitscher Becken herauszukommen, vergebens. Auf den steilen, aus mächtigen Felsen bestehenden Begleithöhen des Beckens war die Bewegung stärkerer Abteilungen ausgeschlossen. Darauf gründete sich mein Plan. Ich wollte im Tal durchstoßen und zwar mit solcher Wucht, daß der Stoß in einem Zuge durch alle drei italie-

nischen Talstellungen und auf den zu 1300 Meter Höhe über der Talsohle aufsteigenden Stol hinauf führte. Nur so war ein durchschlagender Erfolg möglich. Jeder Kampf auf den Begleithöhen mußte ein mühsamer, zeitraubender Kampf um schwierige Gebirgsstellungen werden, in dem ein tüchtiger Abteilungsführer mit einigen schneidigen Leuten den besten Angriffsplan zu schanden machen konnte.

Allerdings widersprach diese meine Absicht unseren Friedensansichten, unseren Gewohnheiten und unserer Schulung; allerdings wußte ich, daß ich noch viele persönliche Widerstände werde überwinden müssen, bevor mein Plan Wirklichkeit werden konnte.

Als ich meinen Plan, unten im Tal durchzustoßen, dem Generalstabschef der Südwestfront mitteilte, schien er sehr überrascht zu sein; wenigstens machte er ein sichtlich betroffenes Gesicht.

Zur Durchführung dieser Absicht brauchte ich allerdings eine mächtige schwere Artillerie. Zur Ermittlung der notwendigen Artillerie nach Zahl, Kaliber und Munition und zur Führung der Artillerie im Großen brauchte ich einen besonders tüchtigen Artilleriegeneral. Ich bat, mir einen solchen zuzuweisen.

Sonst konnte ich nichts wesentliches erfahren. Über die voraussichtliche Gliederung wußte man nur, daß die Edelweißdivision bereits in der Umgebung von Villach einzutreffen beginne, daß dann noch voraussichtlich die 22. Schützendivision (Graz) und die an Ort und Stelle im Flitscher Abschnitt stehende Division in den Verband des Korps treten werden.

Von Marburg fuhr ich am nächsten Tage nach Villach, wo ich beim 10. Armeekommando über die materiellen Fragen unterrichtet wurde. Bisher war so gut wie nichts vorbereitet.

Am 20. September traf ich in Kronau, dem von mir gewählten Standorte des Kommandos, ein. Ich war sehr erstaunt, als sich bei mir auch ein deutscher Pionieroberstleutnant von der deutschen Obersten Heeresleitung meldete. Auf meine Frage, was er hier mache, erklärte er, er sei beauftragt zu erkunden, ob das neue Kampfmittel der Gaswerfer beim Angriff verwertet werden könnte. Bei Tolmein habe er schon erkundet, dort sei nichts zu machen. Morgen wolle er vor ins Flitscher Becken. Ich gab ihm darauf bekannt, daß der Angriffsstoß zwischen Flitsch und Rombon erfolgen werde. Südlich davon könnte das Gas Anwendung finden. Es sei gleich hier erwähnt, daß die Er-


Der Durchbruch bei Flitsch
10. Armee
Tarvis
Kronau
Raibl
Flitsch
Karfreit
Tolmein
Cividale
Angriffsraum der Flügelgruppe
G.d.I. Krauß
Angriffsraum der
14. Armee
Slol Rücken
Kolovrat
22. Schützendivision
12. preuss. Division
50. Div.
14. Armee
2. Isonzo Armee
Bergogna
Zeichenerklärung
Eisenbahn
Straßen
1. italienische Stellg.
Befestigungen auf dem Stol
Angriffsrichtungen und Vorrückungslinien
Nebenkolonnen oder Detachements

kundung ergab, daß das Gaswerfen im Raume südlich von Flitsch technisch möglich war.

Noch am Nachmittag des 20. fuhr ich nach Krainburg, um mich beim Führer der 14. Armee zu melden. Bei dieser Gelegenheit machte ich sowohl den Chef des Generalstabes der Armee, den Generalleutnant Krafft von Delmensingen, als auch den Armeekommandanten, General der Infanterie von Below, darauf aufmerksam, daß das Angriffsgebiet der 14. Armee, die Jeza und der Kolowratrücken ein ganz ausnehmend schweres Gebirgsgelände darstellten.

Generalleutnant von Krafft besprach die Aufgabe der Armee mit mir. Er war mit dem gesteckten Ziel des Angriffes, Cividale und, wenn es gut gehe, der Tagliamento, unzufrieden und meinte, man müsse doch etwas bestimmtes wollen und das mindeste sei das Vordringen bis an die Etsch. Ich antwortete, wenn es auf mich ankäme, gäbe es nur ein Ziel der Offensive: Lyon. So waren wir also einer Ansicht, daß die unglaublich enge Begrenzung der Offensive ein schwerer Fehler war; sie zeigte, daß der ganze Angriffsgedanke nur der eigenen Not entsprang, nicht dem Willen des einzig richtigen strategischen Entschlusses, der allein den Frieden einleiten und bringen konnte: Italien niederzuwerfen. Der beschränkte, schwächliche Entschluß war die Ursache dafür, daß auch die Mittel für den Angriff beschränkt blieben und den Verhältnissen Venetiens nicht entsprachen.

Zweimal hatten wir gegen Italien die Offensive ergriffen, jedesmal geschah nur etwas Halbes. Das erstemal griffen wir nur aus Tirol an, das zweitemal nur vom Isonzo. Den naheliegenden, sich aufdrängenden Gedanken, von beiden Seiten zugleich anzugreifen, hatte man nie.

Im Herbste 1916 brachte eine Tageszeitung einen offenbar vom Armeeoberkommando beeinflußten Aufsatz über die Tiroler Offensive, in welcher eine in Teschen geläufige Phrase zur Anwendung kam: „Die Geschichte werde ergeben, warum die Offensive in Tirol mißlungen sei." Dieser Artikel veranlaßte mich, dem Fmlt. von Marterer die Gründe des Mißlingens der Offensive, wie sie im Kapitel „Generalstabschef des Erzherzogs Eugen" geschildert sind, bekannt zu geben. Ich betonte, daß die ganze Anlage der Offensive sie zu einem Abenteuer gemacht hat, daß nur eine *gleichzeitige* starke Offensive *aus Tirol und vom Isonzo* mit dem Ziel, Vernichtung der italienischen Armee, dem Ernste des Krieges entspreche. Ich bat, diese Darlegung dem Kaiser mitzuteilen, damit dieser unterrichtet sei. Fmlt. von Mar-

terer schrieb mir, daß mein Schreiben dem Erzherzog-Thronfolger zur Kenntnis gebracht wurde, und dessen Inhalt voll gebilligt werde. Trotz dieser Billigung wurde 1917 derselbe Fehler in der Anlage der Offensive gemacht, nur wurde die Richtung gewechselt.

Da man bestenfalls nur an den Tagliamento herangehen wollte, wurden die Armeen nicht mit den nötigen Brückentrains, nicht mit Kavallerie und Radfahrern ausgestattet, um durch rasch geführte Unternehmungen Brücken in die Hand zu bekommen.

Da man bei der Isonzooffensive sich mit einem beschränkten Erfolg begnügen wollte, fehlte der Schwung von oben. Er wurde ersetzt durch den übereinstimmenden, weiter reichenden Willen der unteren Stellen, des 14. Armeekommandos und des 1. Korpskommandos.

So standen die beiden Offensiven gegen Italien in einem merkwürdigen Gegensatz zueinander. Bei der Tiroler Offensive wollten die höheren Stellen die Offensive in die Ebene vorgetrieben sehen, es wurden daher auch alle Vorsorgen getroffen, die Ebene und ihre Hilfsquellen auszunützen. Einem Armeekommando war es vorbehalten, durch seine Zurückhaltung und durch seine zu vorsichtige Führung die Angriffsbewegung noch vor der Ebene zum Stehen zu bringen.

Bei der Isonzooffensive wollte das oberste Kommando nicht weit vorstürmen, unterließ daher auch alle Vorsorgen für die Ausnützung der Ebene zum raschen Vormarsch. Hier trugen die unteren Kommandos den Angriff weit über das gesteckte Ziel; es fehlten ihnen aber die Mittel, den Angriff in der Ebene über alle Hindernisse rasch vorzutragen. Sie konnten ihre großen Erfolge nicht voll ausnützen, weil die Vorsorgen dazu nicht reichten. Jedenfalls wird die Führung durch diese Widersprüche und ihre Folgen schwer belastet.

Generalleutnant von Krafft besprach weiter die Gegenwirkung der Italiener, die voraussichtlich darin bestehen werde, eine neue Front auf den Höhen östlich Cividale, mit dem linken Flügel etwa am Mte. Juanes, herzustellen. Meine Aufgabe werde es dann sein, den nördlichen Flügel zu umfassen. Noch später, nach Erreichung der Ebene werde ich voraussichtlich nach rechts ins Gebirge geschoben werden.

Diese Aussicht schien mir höchst ungünstig zu sein. Was sollten wir im Gebirge tun? In der Ebene war rücksichtslos vorzustoßen — alles, was dann noch im Gebirge blieb, war Beute. Ich sagte daher: Denkt man nicht vielmehr, nach links einzuschwenken, um die

dritte italienische Armee abzuschneiden? Nach rechts genügt einfache Sicherung.

Der Generalleutnant stellte fest, daß wohl daran gedacht worden sei. Da man aber annehmen müsse, daß der Feind sein Geschäft verstehe und uns rechtzeitig die oben bezeichnete Front entgegenstellen werde, dürfte es nicht dazu kommen. Ich erwiderte, daß der Stoß überhaupt nur gelingen werde, wenn wir die Italiener überrennen; dann werde es aber nicht zu dieser Front kommen. Als Korpskommandant war ich nicht berechtigt, meine Ideen zur Geltung zu bringen. Ich war aber fest entschlossen nach links einzuschwenken, um die Tagliamentobrücken im Rücken der italienischen Armee zu gewinnen, sobald mein Durchstoß so gelänge, wie ich ihn vor Augen hatte.

Ich hatte von Krainburg den besten Eindruck mitgenommen. Ein frischer, tatkräftiger Zug ging durch das Kommando. Mir wurde die besondere Unterstützung des Armeekommandos zugesagt, da man dort der Auffassung war, daß meiner Gruppe eine entscheidende Bedeutung zukam. Ich erbat mir sofort Aushilfe an schweren Minenwerfern, da wir in der k. u. k. Armee merkwürdigerweise nach drei Jahren Krieg und unausgesetzten Anforderns durch die Truppe noch immer keinen brauchbaren schweren Minenwerfer hatten, sondern nur wenig wirksames Kleinzeug.

Am 21. September fuhr ich vor in die Front, um mir nochmals die ganze feindliche Stellung anzusehen. Als ich auf dem Beobachtungsstand östlich von Flitsch wieder das Gesamtbild des Beckens aufnahm, klopfte mir das Herz doch fühlbar ob der Schwere der Aufgabe. Wie eine riesige Badewanne lag das Flitscher Becken vor mir. Rechts stiegen die Felshänge des Rombon 1800 m über den Talboden auf, um weiter im Westen im Canin mehr als 2000 m das Tal zu überhöhen. Links senkte der Polounik-Rücken seine steilen, felsigen, schütter bewaldeten Hänge aus 1200 m ober dem Talboden zur Soca herab. Und vor mir, im Westen, stieg der breite Stolrücken, wie ein fester Vorhang bis in den Dunst der Wolken auf. Unter mir lag der breite Beckenboden mit dem Markt Flitsch und der wie ein graues Band hinziehenden Straße, die im Hintergrund, dort wo das Becken enge wurde, hinter dem niederen Riegel von Podcelom verschwand. Ganz im Hintergrund, am Fuße des Stol sah man die Häuser von Saga aus dem Dunst herüberleuchten.

Da unten durch mußten meine Bataillone, um dann in einer Jagd die Höhe des Stol zu gewinnen. Eine Gewaltleistung, aber es mußte sein.

Nur mit Mühe konnte man in den Hängen des Rombon die italienische Stellung und die unsere verfolgen. Dagegen hoben sich die Befestigungslinien im Talgrund deutlich ab. Doch jetzt zeigte man mir in den Hängen des Rombon und auf den Höhen des Polounik zahlreiche dunkle Flecke im Felsen. Jeder Fleck war die Öffnung einer Geschützkaverne, die dräuend herabblickte, um Tod und Verderben in unsere Reihen zu senden, wenn sie sich leichtsinnig den Späheraugen darboten. Diese flankierenden Kavernenbatterien, es waren im ganzen 70 bis 80 zu berücksichtigen, wurden allgemein als der gefährlichste Feind bezeichnet; denn nichts erschüttert eine Truppe mehr, als das Gefühl, wehrlos dem Flankenfeuer eines unfaßbaren Feindes ausgesetzt zu sein. Beim Angriff kam es darauf an, diese Kavernen für die kritische Zeit auszuschalten. Hiezu sollte jede ihr eigenes Geschütz zugewiesen erhalten, von der Gebirgskanone bis zur schweren 10 cm-Kanone, das nichts zu tun hatte, als seine Geschosse in die Kaverne zu schleudern. Probeschießen ergaben gute Ergebnisse; unter 5 bis 10 Schuß waren immer 2 bis 3 Schartentreffer, indes die übrigen Schüsse knapp um die Schießscharte in den Fels donnerten. Man konnte überzeugt sein, daß die Kavernen nicht viel Schaden anrichten würden, vorausgesetzt, daß alle Gegengeschütze rechtzeitig in Stellung kamen und sich gut einschießen konnten.

Bei der Rückkehr nach Kronau fand ich meinen Generalstabschef vor, der vom Urlaub eingerückt war. Als ich ihm Aufgabe und Plan mitteilte, brachte er seine im Sinne der Friedensausbildung gehaltenen pflichtgemäßen Bedenken gegen meine Absicht unten im Tal durchzubrechen, vor. Als ich mich nicht abbringen ließ, sondern meinen festen Willen kundtat, am Plan festzuhalten, beugte er sich, und ward als vorzüglicher Generalstabsoffizier ein wertvoller Mitarbeiter.

Ich konnte nun meinen Plan im einzelnen festlegen und meine drei Divisionäre mit ihrer Aufgabe vertraut machen. Der Plan war folgender.

Die feindliche Artillerie sollte durch Vergasung ausgeschaltet, die Kavernen durch besondere Geschütze unschädlich gemacht werden.

Der Hauptstoß sollte zwischen dem Orte Flitsch und den Felshängen des Rombon von der 22. Schützendivision geführt werden. Hiezu sollten die erste italienische Stellung durch Minenwerfer, die zweite und dritte Stellung gleichzeitig durch schwere Artillerie niedergekämpft werden. Schwerste Artillerie sollte Saga und das Isonzotal abwärts Saga unter Feuer nehmen, so im Rücken Verwirrung anrichten und die Verbindung nach vorne lahmlegen.

Die 22. Schützendivision hatte drei Regimenter hintereinander anzusetzen, die sich gegenseitig ablösend, den Stoß in Fluß zu halten hatten. Dahinter war eine eigene Gruppe anzuschließen, bestehend aus einem Kaiserjäger- und einem Kaiserschützenbataillon, die sofort nach Erreichung von Saga den Stolrücken zu ersteigen und zu nehmen hatte.

Hinter dieser Gruppe hatten sechs Bataillone der Edelweißdivision zu folgen, mit der Aufgabe, nach Erreichung von Saga nach Resiutta ins Fellatal vorzustoßen, um die Flanke der Armee zu sichern und die Italiener vor der 10. Armee im Rücken zu fassen.

Die linke Flanke des Hauptstoßes sollte durch Vergasung der italienischen Stellung südlich Flitsch gesichert werden.

Vier Bataillone der Edelweißdivision hatten auf dem Rombon anzupacken und die über 2000 m hohe Prevala-Scharte zu nehmen. Die 10. Armee sollte zu gleicher Zeit vom Raibler See her über den Neveasattel angreifen.

Die 55. Division sollte südlich des Flitscher Beckens im Gebiete des Vrsic-Vratarückens durch die feindliche Stellung brechen und über Karfreit auf den Stolrücken vorstoßen.

Alle drei Divisionen hatten dann weiter in den Raum Tarcento-Gemona, also in die Ebene vorzustoßen.

Der Stoß war so tatkräftig und rasch fortzusetzen, daß die Italiener keine Zeit und Gelegenheit hatten, sich irgendwo wieder zu neuem Widerstand zu setzen. Mit diesem Willen waren die Truppen zu erfüllen.

Dieser Plan war eben zur Absendung an das Armeekommando fertiggestellt, als der Armeekommandant nach Kronau kam. Ich setzte ihm meinen Plan auseinander. Hierauf fuhren wir in die Stellung vor, um das Gelände zu sehen. Das gewaltige Gesichtsfeld und die Erklärung des Verlaufes der Stellungen machten auf den Armeekommandanten sichtlichen Eindruck. Auf den fernen Stol zei-

gend sagte er: „Und das ist der Stol, da wollen Sie hinauf?“ Als wir uns zum Verlassen des Beobachtungsstandes anschickten, sagte der Armeekommandant zu mir: „Sie haben sich viel vorgenommen, Exzellenz, ich wünsche, daß es gelingt.“

Nun begann ein harter Kampf um die zum Angriff nötigen Mittel.

Vor allem die Artillerie. Das Armeeoberkommando hatte sich weder selbst Rechenschaft abgelegt, was an Artillerie nötig war, noch hatte es mich gleich bei meiner Bestimmung zum Kommandanten gefragt, was ich an Artillerie brauche. Als ich endlich, ungeduldig geworden, selbst forderte, erhielt ich zur Antwort, zuerst müsse die 14. Armee ausgestattet sein, dann erst komme an mich die Reihe. Erst am 30. September kam der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes nach Kronau um die Frage der Artilleriezuweisung zu besprechen. Aus seinen Worten entnahm ich, daß das Armeeoberkommando nicht einfach festsetzte, welche Artilleriekörper und in welcher Verfassung an mich abzugeben seien, sondern daß es förmlich Unterhandlungen pflog, um von anderen Fronten das nötigste an Artillerie zu erhalten. So kam es dann, daß die Artillerie spät, vielfach zu spät, ankam, daß die anderen Fronten für den entscheidenden Angriff nicht wie erforderlich die beste Artillerie, sondern veraltete Geschütze abgaben, daß diese Truppen in Leinensommerbekleidung ins Hochgebirge gesandt werden mußten, weil keine Zeit mehr war, sie besser auszurüsten. Sie mußten die schon im Schnee liegenden Bergsättel in dieser ungeeigneten Kleidung überschreiten und oben nächtigen.

Auf den Eisenbahnen herrschte nicht die Ordnung, die allein die glatte Abwicklung solcher Massenverschiebungen sicherstellt. So fanden wir bei der Nachsuche nach verloren gegangener Artillerie eine schwere Batterie, die schon mehrere Tage in Amstetten stand, ohne ihre Weiterfahrt erreichen zu können. Eine andere schwere Batterie stand drei Tage am Bahnhof in Marburg. Nur der aufopferungsvollen Arbeit des Korpsstabes war es zu danken, daß alle Schwierigkeiten zur Not überwunden werden konnten. Die größte Sorge bereitete uns die Munition. Am 22. Oktober sollte der Angriff beginnen und am 15. Oktober erhielten wir die Verständigung, daß die Gasmunition erst am 17. von Ofenpest abgehen werde. Diese Munition mußte aber nach ihrer Ankunft noch 30 Kilometer über Land und über einen 1600 m hohen Bergsattel und dann erst in

die oft hoch über dem Tal gelegenen Batteriestellungen gebracht, d. h. getragen werden. Unsere Nerven waren in dieser Vorbereitungszeit oft bis zum Bersten überreizt und gespannt. Ich denke jetzt noch mit Bewunderung an meinen Stab, der Tag für Tag von 7 Uhr früh bis spät in die Nacht hinein arbeitete, um die Bereitstellung des Korps für den Angriff doch noch zu bewältigen. Die unzweckmäßige Regelung der Vorsorgen brachte es mit sich, daß der Angriff um zwei Tage, auf den 24. Oktober, verschoben werden mußte, weil Batterien und Munition nicht rechtzeitig in die Stellungen gebracht werden konnten. Man bedenke doch, daß der größte Teil der Munition durch Menschen und Tragtiere hinaufgetragen werden mußte und daß der Nachschub vielfach nur in der Nacht stattfinden konnte. Eine 10 cm Kanonenbatterie, die einige Kavernen zu bekämpfen hatte, konnte erst am 23. abends, also am Abend vor dem Angriffsbeginn ihre Stellung erreichen. Vom Einschießen der Batterie war keine Rede. Es war ein Glück, daß am Tage des Angriffes das unsichtige Wetter die italienischen Kavernen ohnedies ausschaltete.

Sehr viel Sorge und Ärger bereitete mir das Ausbleiben der Fliegerabteilungen. Wichtige Aufklärungsaufgaben harrten der Ankunft der Flieger. Die deutschen Flieger waren schon in voller Tätigkeit, als unsere dringenden Bitten nach Zuweisung von Fliegern erst die Befehle zum Abgehen auszulösen schienen. Als wir endlich Flieger zur Stelle hatten, konnten sie nicht fliegen, weil das schlechte, unsichtige Wetter eingesetzt hatte und bis zum Angriffsbeginn herrschte.

Die Bedeutung, die meiner Gruppe zugemessen wurde, kam darin zum Ausdruck, daß mir über Betreiben des 14. Armeekommandos eine, allerdings nur sieben Bataillone starke deutsche Jägerdivision zugewiesen wurde. Meine beim Kommando der Südwestfront gegebene Anregung, eine der Reservedivisionen hinter dem rechten Flügel bereitzuhalten, blieb ohne Erfolg. Man schoppte leider die Kräfte zu sehr nach links zusammen.

Das 14. Armeekommando hatte die Idee des unaufhaltsamen Vorstoßes und des Vorstoßes im Tal aufgenommen und in der meisterhaften Weise, die dem deutschen Generalstab eigen war, in Worte gekleidet.

Danach hatten alle Gruppen der 14. Armee „in Tag und Nacht fortgesetzten Angriffen“ eine weit vorne gelegene Linie, meine Gruppe im besonderen Bergogna, zu erreichen. Da aber unmittelbar südlich

von Bergogna die tief eingeschnittene Natisoneschlucht liegt, erstreckte sich diese Vorrückung, die ohne Halt in ununterbrochenem Vorstoße zu erfolgen hatte, bis auf die Höhen südlich des Natisone.

Die 12. deutsche Division wurde vom 14. Armeekommando im Isonzotal gegen Karfreit angesetzt. Der Vorstoß im Tal war besonders für diese Division günstig. Ein kurzer Stoß durch die italienische Stellung führte die Division in den Rücken der im Krngebiete weit nach Osten vorspringenden italienischen Stellungen. Die Stellungen auf dem westlich des Isonzo liegenden Kolowratrücken waren voraussichtlich unbesetzt; die Italiener konnten aus ihnen aber jedenfalls nicht ausgiebig genug ins Tal wirken. Mit Karfreit war ein Hauptpunkt der italienischen Verbindungen gewonnen.

Eine eingehende Instruktion, die das wechselseitige Vorgreifen von Abteilungen regelte, sollte die Truppen meiner Gruppe vor dem gedankenlosen Vorstürmen bis zur Erschöpfung sichern. Alle Truppen wurden aufmerksam gemacht, daß es unmöglich sein werde, ihnen Verpflegung nachzuschieben. Nur die Verpflegung, die sie sich im tatkräftigen Vordringen erbeuten würden, werde ihnen zur Verfügung stehen.

Einige Tage vor Beginn des Angriffes liefen aus dem Tolmeiner Brückenkopf zwei slawische Reserveoffiziere zu den Italienern über, die den Angriff verrieten. Allerdings brachten sie noch den 22. Oktober als Angriffstag zur Kenntnis der Italiener. Sie konnten aber zahlreiche Einzelheiten, wie den Beginn des Gasschießens um 2 Uhr morgens und die Angriffsstunde verraten.

Die Italiener verstärkten daraufhin ihre Frontbesatzung. In den Flitscher Abschnitt wurde den Meldungen zufolge eine ganze Division neu eingesetzt. Ich begrüßte das mit Befriedigung. Je mehr die Italiener ihre Kraft in die erste Linie schoppten, desto erfolgreicher mußte der Durchstoß im Tale werden, desto weniger Reserven blieben ihnen zur Besetzung rückwärtiger Linien.

Den ganzen Oktober hindurch hatte vorwiegend schlechtes Wetter geherrscht, das gegen den 24. Oktober immer unfreundlicher wurde. Regen, auf den Bergen Schneefall, und Nebel wurden immer häufiger. Alle Gewässer hatten sehr hohen Wasserstand. Das Armeekommando hatte sich auf eine Rundfrage hin, welchen Einfluß Schnee und Nebel auf die Durchführung des Angriffes ausübten, entschlossen bei jedem Wetter anzugreifen.

So standen am 23. abends unsere Truppen zum Angriff bereit und zwar:

Zwanzig Divisionen der beiden Isonzo-Armeen vom Meere bis in die Gegend von Auzza.

Acht Divisionen der 14. Armee im Brückenkopf von Tolmein.

Vier Divisionen bei Flitsch.

Vier Divisionen waren als Reserven rückwärts bereit gehalten, aber mehr gegen den linken Flügel zu.

Die Stärke der Isonzo-Armeen und die Bereitstellung von Reservedivisionen hinter diesen Armeen ließen erkennen, daß die Besorgnis für den linken Flügel, den hier früher angedeuteten großen Entschluß der Vernichtung der italienischen 3. Armee gar nicht aufkommen ließ. Dieser Entschluß hätte nicht nur eine stärkere Entblößung des südlichen Teiles der Isonzofront, sondern sogar eine Zurücknahme der 1. Isonzoarmee gerechtfertigt. Wenn man aber schon zu so tatkräftigem und gewagtem Handeln nicht zu haben war, so hätte wenigstens eine Zurückhaltung des linken Flügels der Isonzoarmeen viele nutzlose Blutopfer erspart, die bei den ersten mißglückten Angriffen dieses Teiles der Front gebracht wurden.

Das Zusammenspielen der Armeen hat hier leider gefehlt, weil man sich mit der Verteilung der Bewegungsstreifen begnügte und das kurzgesteckte Ziel, Cividale, ein besonderes Spiel nicht zuließ.

Am 23. Oktober nachmittags begab ich mich mit dem engsten Korpsstab auf einen hochgelegenen Befehlsstand. Auf dem Wege dahin sah ich noch im Tal und auf dem Bergweg eine große Menge von Artilleriemunition, Gas- und Brisanzgeschosse liegen, die nicht mehr zu den Batterien hatten gebracht werden können.

Am 24. Oktober 2 Uhr morgens begann das Gasschießen. Es schneite leicht. Die italienischen Scheinwerfer warfen ihre gespenstigen Lichtkegel durch den leichten Nebel. Fieberhaft fuhren sie umher, um Anhaltspunkte zur Beurteilung der kommenden Ereignisse zu gewinnen. Gegen Morgen wurde das Wetter immer schlechter, zuletzt regnete es bei heftigem Wind in Strömen. Auf den Bergen tobte ein starker Schneesturm.

Bald kamen aus dem Tal gute, dagegen von den Höhen, wie zu erwarten war, ungünstige Nachrichten. Auf dem Rombon hatte der Schneesturm, der auch die Artilleriewirkung beeinträchtigte, den Angriff zum Stocken gebracht.

Der Kommandant mußte beruhigt werden, daß seine Zeit noch kommen werde, wenn der Talangriff vorwärts gekommen sei. Die 10. Armee verlangte stürmisch die ihr zugesagte Artillerieunterstützung. Ich konnte diese noch nicht abgeben. Das Armeekommando wurde daher aufgefordert, nur allein energisch anzupacken; sobald unsere Truppen auf dem Stol stünden, würden die Italiener die ganze Front vor der 10. Armee räumen. Das 10. Armeekommando ließ auch richtig seinen schwachen Angriff gegen den Neveasattel los, der zwar nicht durchdrang, aber doch die Italiener stellte, die bald darauf im Rücken bedroht, ihre Stellungen im ganzen Fellagebiet räumten. Auch die linke Gebirgsgruppe hatte in dem Schneetreiben und in dem weglosen Gebirgsgelände einen schweren Stand. Sie nahm zwar die ersten italienischen Stellungen, konnte aber nicht ganz durchdringen. Auch sie konnte ihren Lohn erst ernten, nachdem die Talkolonnen durch ihren Vorstoß jede Verteidigung der Höhenstellung unmöglich gemacht hatten. Sie nahm dann ganze Brigaden gefangen.

Von den Talkolonnen war die 12. preußische Division, die den günstigsten und leichtesten Weg hatte, schon am 24. abends bis Karfreit vorgedrungen. Die 22. Schützendivision erreichte am 25. Saga und sandte sofort die zwei Bataillone auf den Stol. In harten Kämpfen erstiegen diese Truppen den 1668 m hohen Stol, erstürmten fünf hintereinanderliegende Befestigungslinien und nahmen auf dem Stol einen Brigadier und fünftausend Mann gefangen.

Die Einnahme des Stol ist im Verein mit der Besetzung des Matajur durch eine deutsche Kompagnie das beste Beispiel dafür, was gute Mache in der Kriegsgeschichte und in der Aneiferung der Truppen bedeutet.

Ich hatte vergebens drahtlose Telegraphenstationen verlangt, um während der Operationen jederzeit die Verbindung mit den vordersten Befehlsstellen aufrecht zu erhalten. Wir hatten sie nicht bekommen, waren deshalb bei dem Unwetter, das alle Telegraphenlinien in der kürzesten Zeit unbrauchbar machte, ohne jede Verbindung. Weder von vorne konnten Nachrichten kommen, noch konnte das Korpskommando Meldungen an das Armeekommando oder nach Marburg gelangen lassen. Die Deutschen hatten drahtlose Stationen bei allen Divisionen, waren daher immer in notdürftiger Verbindung.

Der 1641 m hohe Matajur war in vollkommen falscher Ein-

schätzung der Bedeutung der Berghöhen vom 14. Armeekommando immer als der Schlüsselpunkt der ganzen italienischen Stellung bezeichnet worden. Er wurde nun kurz nach dem Eindringen der 12. Division in Karfreit von einer Kompagnie erstiegen und besetzt. Es dürfte sich kaum um einen harten Kampf gehandelt haben. Die Bedeutung des Matajur war eine geringe. Was hätten denn die wenigen Italiener bedeutet, die vielleicht hoch oben auf dem Berge gesessen wären, wenn die 12. Division und dahinter eine zweite, eine dritte Division im Tale auf Cividale vorgestoßen wären? Nichts! Aber die Deutschen sandten ihre Nachricht, daß der „hochaufragende Matajur, der Schlüsselpunkt der italienischen Stellung, durch einen Leutnant und eine Kompagnie erstürmt wurde", in die Welt hinaus. Von dem zur selben Zeit erstürmten breiten Stolrücken, der noch höher aufragt, auf dem eine Brigade gefangen wurde, erfuhr die Welt nichts, weil wir es nicht verstanden und nicht die Mittel hatten, uns in Szene zu setzen.

Daß meine Behauptung über die Bedeutungslosigkeit schwer zugänglicher Höhen richtig ist, mag folgendes beweisen. Unsere Schützen und Jäger hatten den Stol schon überschritten, drängten schon über den Natisone vor, die Edelweißdivision und dahinter die deutschen Jäger waren schon auf Resiutta gerichtet, auf der Straße über Flitsch drängte unsere Artillerie und unser Train nach vorne, als italienische Artillerie noch von der Prevalascharte nach Flitsch herabschoß. Es hat unseren Vormarsch in keiner Weise aufgehalten. Gepackt von unseren vier Bataillonen, im Rücken bedroht von einem Bataillon, das von Flitsch aus zur Prevalascharte aufstieg, konnte die italienische Besatzung des Rombon nur zusehen, wie ihre Kameraden im Tale vernichtet wurden. Sie folgten dann großenteils diesem Schicksal, indem sich etwa 3 bis 4000 Mann gefangen gaben.

Das schlechte Wetter, der strömende Regen, die hochangeschwollenen Flußläufe machten im Verein mit den Brücken- und Straßenzerstörungen der Italiener den Vormarsch unserer Truppen zu einer Gewaltleistung sondergleichen. Um diese Leistung beurteilen zu können, sei ganz kurz angeführt, wie das Korpskommando sich nach vorne verlegte.

Als die Verbindungen nach allen Seiten abgerissen, alle Straßen unbenützbar wurden, entschloß ich mich mit dem engsten Stabe zu Fuß in den schon vorbereiteten nächsten Standort Serpenizza vor-

zugehen. Auf beiden Ufern der Soca sperrten je ein undurchwatbarer Wildbach den Weg. Auf dem südlichen Socaufer zeigte die Karte aber inmitten der italienischen ersten Stellung eine Brücke über den Wildbach. Es war anzunehmen, daß diese Brücke noch bestand. Wir wählten daher diesen Weg. Wir gingen bei strömendem Regen durch Wildbäche watend vor, fanden die Brücke richtig benutzbar vor und gelangten über den völlig zerschossenen Ort Cezsoca nach Serpenizza. Da wir erst nach 3 Uhr Nachmittag aufbrachen, kamen wir in die Finsternis hinein. Vor der Isonzobrücke von Serpenizza war die Straße durch einen Bergrutsch verlegt. Ohne Unfall kamen wir hinüber und langten endlich spät abends vollkommen durchnäßt in Serpenizza an. Wir hatten nur das mit, was wir am Leibe trugen. In einem italienischen Magazin rüsteten wir uns mit trockener Wäsche, mit Schuhen und mit guten Mänteln aus. Feine Leinenfußlappen mußten die Taschentücher und Handtücher ersetzen. So ausgerüstet fuhren wir am nächsten Tage über Cividale nach Tarcento, denn der gerade Weg über Bergogna war unpassierbar. Im Natisonetal kamen wir nur langsam vorwärts, weil die Straße mit Artillerie, Truppen und Trains bedeckt war. Endlich bog die Kolonne über eine Brücke ab; da die Karte weiter südlich eine zweite Brücke zeigte, fuhren wir rasch weiter. Plötzlich bog das Auto in die Brücke ein, und ich sah dicht neben mir, etwa 20 bis 30 m tief in die Natisoneschlucht hinab. Die Brücke war der Länge nach zur Hälfte abgesprengt, das Auto fuhr auf der stehengebliebenen linken Spurseite hinüber. Es war keine gemütliche Sekunde.

Als wir uns Tarcento näherten, fanden wir die Truppen des Korps vor den abgesprengten Brücken über den Torrente Torre. Am 30. früh war die erste Brücke fertig. Wir fanden Tarcento geplündert vor. Einwohner sagten, daß italienische Soldaten die Bewohner durch die Mitteilung geschreckt hatten, daß wir alles mit Gas töten. Als die Bürger darauf die Stadt fluchtartig verließen — man fand verlassene Mittagstische vor — plünderten zuerst die italienischen Soldaten, dann die zurückgebliebenen Bewohner.

Zwei Bataillone waren schon im Vorstürmen an den Tagliamento. Leider erfuhr ich bald, daß die links neben mir vorgehende deutsche Gruppe, statt sich nach Süden zu ziehen und so gegen die intakte dritte Armee zur Geltung zu kommen, sich nach rechts drängte und in meinen Bewegungsstreifen trat. Ein Einschwenken meinerseits war

nicht mehr möglich, da mein Korps, das den schwersten Weg hatte, gegenüber den fast ohne Widerstand im Tal vorstürmenden Deutschen zurückgeblieben war.

Nun eilten unsere Spitzen gegen den Tagliamento vor, um die Brücken unbeschädigt in die Hand zu bekommen. Der Mangel an Kavallerie, an Radfahrern oder Autoformationen machte sich schwer fühlbar. Trotz allem Hasten der Infanterie trafen wir von Codroipo nach Norden nur zerstörte Brücken vor.

Da ergab sich noch weiter im Süden ein Glücksfall, der leider infolge persönlicher Beweggründe ungenützt vorüberging. Ich weiß das folgende, soweit es sich auf die Deutschen bezieht, von deutschen Generalstabsoffizieren, soweit es die österreichisch-ungarischen Divisionen betrifft, von deren Kommandanten, dem Feldmarschalleutnant Ludwig Goiginger.

Als die Deutschen über Udine vorstürmten, trafen sie nur mehr Trümmer der zurückflutenden italienischen 2. Armee, die keinen hartnäckigen Widerstand mehr leisteten. Die südlich anschließende zweite Isonzoarmee, war in dem schweren Bergland, das sie durchziehen mußte, zurückgeblieben. Das 14. Armeekommando konnte sich bei dieser Sachlage natürlich nicht an die geistlose Anordnung der Bewegungsstreifen halten. Seine linke Kolonne war daher über die südliche Armeegrenze hinaus nach Codroipo vorgestoßen. Da faßte das Armeekommando den Entschluß, mit seinem linken Flügel links einzuschwenken, um in den Rücken der noch ziemlich weit im Osten kämpfenden 3. Armee des Herzogs von Aosta vorzudringen. Das Heeresgruppenkommando Boroevic soll jedoch seine Zustimmung dazu nur gegeben haben, wenn alle in den Bewegungsraum der Isonzoarmee tretenden deutschen Truppen ihm unterstellt würden. — Dazu wollte sich das 14. Armeekommando nicht verstehen. Ich muß sagen, ich verstand und verstehe die ganze Sache nicht. Ich hätte in dieser Lage den Teufel nach der Meinung des weit hinten stehenden Heeresgruppenkommandos gefragt, ich hätte befohlen und gehandelt nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung.

Doch das Glück wollte uns noch mehr wohl. Die rechte Flügelgruppe der zweiten Isonzoarmee bestand aus zwei Divisionen. Das Gruppenkommando war weit zurückgeblieben; der ältere Divisionär, Fmlt. Ludwig Goiginger, führte die Gruppe, die durch die Deutschen von der großen Straße nach Codroipo abgedrängt, weiter nach Süden

ausgegriffen hatte. Ihrer Vorhut war es gelungen, die Tagliamentobrücke bei Madrisio, die sie brennend antraf, zu retten. Der Gruppenkommandant wußte, daß die 3. italienische Armee noch im Osten kämpfte; er faßte den Entschluß, sich am nächsten Tage bei den Brücken von Madrisio und Latisana auf dem westlichen Tagliamentoufer vorzulegen und so die Brücken für den Rückzug der Italiener zu sperren. Die italienische 3. Armee war in diesem Falle gefangen. Trotzdem die oberste Leitung nie einen solchen einfachen und darum so großen Gedanken hatte, warf das Glück ihn uns das zweitemal in den Schoß. Und ein zweitesmal sollte er an den persönlichen Gelüsten desselben hohen Kommandanten scheitern. Am Abend kam ein Generalstabsoffizier vom Heeresgruppenkommando zum Fmlt. Goiginger mit dem Befehl des Feldmarschalls, sofort mit der ganzen Gruppe nach Codroipo zu marschieren, welcher Ort der Gruppe zugewiesen war. Auf die Bemerkung des Fmlts. Goiginger, daß in Codroipo schon die Deutschen stünden, sagte der Generalstabsoffizier, daß der ausdrückliche Befehl des Feldmarschalls auch für diesen Fall gelte. Er wiederhole, die Gruppe habe unbedingt nach Codroipo zu marschieren. Welch unheilvollen Einfluß dieser Feldmarschall auf seine Untergebenen ausübte, mag daran ermessen werden, daß der tüchtige General tatsächlich seine Absicht, nach Latisana zu gehen, aufgab und nach Codroipo marschierte, wo er mit den Deutschen zusammenstieß. Boroevic hatte die 3. italienische Armee gerettet.

Lange Zeit danach erfuhr ich, ein neutrales gekröntes Haupt habe später bestätigt, daß nicht nur der Herzog von Aosta, sondern auch der König von Italien mit dem italienischen Armeeoberkommando einen Tag lang in Gefahr war, gefangen zu werden. Das war damals der Fall.

So hat sich die Belassung eines Mannes, dessen geringe Fähigkeit in der Armeeführung endlich auch dem Armeeoberkommando zur vollen Kenntnis gekommen war, an der Spitze einer Heeresgruppe schwer gerächt.

Es sei also wiederholt: Das Armeeoberkommando konnte nur die Streifenstrategie; es hatte keinen operativen Gedanken bei der Aufstellung des Operationsplanes. Es versäumte den gleichzeitigen Angriff vom Isonzo und aus Tirol; es versäumte am Isonzo das Einschwenken nach links.

Trotzdem brachte das Glück uns zwei Möglichkeiten eines ver-

nichtenden Erfolges. Beide wurden durch die persönlichen Eitelkeiten eines hohen Führers vereitelt.

So standen wir schließlich am ganzen Tagliamento vor gesprengten Brücken. Überall bemühten sich Führer und Truppen, die reißende Torrente zu überschreiten. Das Korpskommando war seit dem 31. Oktober in Majano.

Bei San Daniele sahen wir die schauderhaften Spuren eines kopflosen Rückzuges. Die Straßen und Ortsgassen waren mit Trainfuhrwerken verstopft; kunterbunt lag der Inhalt der geplünderten Fuhrwerke in den Feldern. Wertvolles Material ging so dem Verderben entgegen. Wir hatten weder die Zeit noch die Mittel, diese Werte zu bergen.

Alle Truppen versuchten es, den in viele Arme geteilten Flußlauf zu durchwaten. Unsere Truppen kamen bei jedem Versuch durch mehrere Arme durch, bis sie an einem der reißenden und tiefen Hauptarme angelangt, nicht mehr weiter konnten. Sie meldeten daher immer wieder, daß der Versuch gescheitert sei. Da kam der deutsche Verbindungsoffizier und meldete überlegen und triumphierend, daß bei Spilimbergo zwei deutsche Bataillone den Fluß durchschwommen hätten, ob wir das nicht auch machen könnten. Alle Achtung vor dieser Schwimmleistung, erwiderte ich, aber meine Bosniaken, die vorne am Tagliamento sind, haben nie Gelegenheit gehabt, schwimmen zu lernen. Später stellte sich dann heraus, daß die Deutschen nicht mehr erreicht hatten als die Unseren, die darüber immer nur bescheiden meldeten: Versuch gescheitert.

Am 1. November kam der deutsche Verbindungsoffizier zu mir, und forderte im Auftrag des Armeekommandos, daß wir unbedingt in der Nacht zum 2. November über den Fluß kommen müßten. Wenn meine Truppen nicht reichten, könne ich auch auf die deutsche Jägerdivision greifen. Da diese Division ohnedies mir unterstand, ich daher ohne Ermächtigung des Armeekommandos über sie verfügen konnte, war deutlich zu verstehen „wir werdens schon treffen, wenn Ihr es nicht könnt". Da ich die Jäger vorne nicht brauchen konnte und überzeugt war, daß sie nicht um ein Haar mehr ausrichten würden, gab ich der Division den Befehl, bei einer weit oberhalb gelegenen gesprengten Brücke den Tagliamento zu überschreiten. Sie sollte Gelegenheit haben zu zeigen, was sie konnte. Der Verbindungsoffizier ging selbst zur Division und spornte dort zur höchsten Anstrengung

an. Wie gleich gesagt werden soll: Vergebens. Auch die deutsche Tüchtigkeit nützte bei diesem Fluß nichts.

Während sich aber die deutschen Jäger vergebens abmühten, gingen unsere Bosniaken über den Fluß bei der Eisenbahnbrücke von Cornino.

Ich war am 2. November früh vorne bei der gesprengten Eisenbahnbrücke von Cornino und sah, daß der einzige Weg über diese Brücke, deren abgesprengtes Gitterfeld zwischen den Pfeilern lag, führen konnte und daß alle Versuche, den Fluß zu durchwaten, vergebens sein mußten.

Ich begab mich sofort zum Kommandanten der 55. Division, ordnete die Wegnahme der Brücke an, besprach die Durchführung in allen Einzelheiten und setzte noch fest, daß am 2. November, 6 Uhr abends der Übergang erfolgen sollte.

Um 9 Uhr abends war die Brücke überschritten, bis zum Morgen des 3. November waren wir unbestritten Herren des rechten Flußufers.

Als bezeichnend sei folgender Zwischenfall erwähnt. Als bekannt wurde, daß wir den Tagliamento bei der Eisenbahnbrücke von Cornino überschritten hatten, kam der deutsche Verbindungsoffizier und sagte, daß zu gleicher Zeit zwei deutsche Kompagnien die Brücke bei Pinzano überschritten hätten, was sich später als nicht zutreffend erwies.

Die k. u. k. 55. Infanteriedivision allein hat sich den Übergang über den Tagliamento erkämpft. Ihr Übergang und ihr Vordringen auf Travesio veranlaßte die Italiener, die ganze Tagliamentolinie zu räumen, worauf auch die anderen Gruppen den Fluß überschreiten konnten.

Am 4. November kam ein deutsches Bataillon an unsere Brücke, wo emsig an der Herstellung einer Fahrbahn gearbeitet wurde, und bat mich im Auftrage der deutschen Gruppe General der Infanterie von Stein, dem Bataillon das Passieren der Brücke zu gestatten, damit es die Wiederherstellungsarbeiten an der Brücke bei Pinzano sichern könne. Nun war dieser Raum schon durch unsere Truppen vollauf gesichert. Das Bataillon verfolgte andere Zwecke.

Trotzdem gab ich dem Bataillon die Erlaubnis, die Brücke zu passieren. Es war dies die erste deutsche Abteilung, die das westliche Tagliamentoufer betrat. Der deutsche Heeresbericht verschwieg un-

seren Erfolg. Der österreichisch-ungarische brachte ihn in unklarer Fassung.[1])

Solche kleinliche Eifersüchteleien, die dem Bundesgenossen den redlich verdienten Erfolg mißgönnten und ihn verschwiegen, waren der an Ruhm und Erfolgen so überreichen deutschen Armee nicht angemessen. Sie haben viel böses Blut gemacht und der Geltung der Deutschen sehr geschadet. Gerade die volle, rückhaltlose und anerkennende Hervorhebung der Leistungen aller Bundesgenossen hätte der deutschen Armee nur zur Ehre und zum Vorteil gereicht. Sie wäre immer noch die Tüchtigste unter den Tüchtigen geblieben.

Die Wegnahme der Tagliamentobrücke war eine Heldentat der Bosniaken, die das Land bis zur Piave in unsere Hand gab. Alles Folgende war nur Auswirkung dieser Tat. Diese Tat möge den Beweis liefern, daß auch unsere slawischen Truppen, wenn sie richtig angesetzt und von guten Offizieren geführt wurden, hervorragendes leisteten. Es hat an dieser Führung leider nur zu oft gefehlt. Die guten Eigenschaften einer Truppe kommen nur dann zum Ausdruck,

---

[1]) Die Brücke bei Cornino wurde am 2. November abends überschritten. Die Meldung davon ging noch in der Nacht an das 14. Armeekommando ab.

Erst am 6. November brachten die Wiener Zeitungen die Nachricht davon und zwar in folgender Fassung:

„Bericht des deutschen Generalstabes vom 5. November.

Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen haben sich am mittleren Tagliamento den Übergang erkämpft und sind im weiteren Vordringen.

Den dort geschlagenen italienischen Brigaden wurden über 6000 Gefangene und eine Anzahl Geschütze abgenommen.

Der erste Generalquartiermeister Ludendorff."

„Österreichisch-ungarischer Generalstabsbericht vom 5. November.

Am Tagliamento ist der Kampf wieder aufgenommen worden. Österreichisch-ungarische und deutsche Divisionen erzwangen sich am Mittellauf den Übergang und gewinnen fechtend Raum. Die Division des Generals Felix Prinz Schwarzenberg, die seit vorgestern mittag auf dem Westufer des Flusses steht, hat sich durch rasches, schneidiges Zugreifen besonderes Verdienst um das Gelingen des Stoßes erworben. Der Feind verlor etwa 6000 Mann an Gefangenen und eine Anzahl Geschütze.

Der Chef des Generalstabes."

Diese Darstellung entspricht nicht der Wahrheit. Nur die Division Schwarzenberg hat sich den Übergang „erkämpft", worauf die Italiener die ganze Tagliamentolinie räumten, so daß jetzt überall der Übergang ohne feindliche Gegenwirkung erfolgen konnte.

Diese Nachricht hätte aber schon am 3. November veröffentlicht werden können.

wenn die Führung sie zu wecken und auszunützen versteht. Eine gedankenarme, erkenntnislose Führung wird auch mit den besten Truppen die schönsten Gelegenheiten zu großen Taten versäumen.

Am 5. November war der Kaiser gekommen, mir seine Zufriedenheit mit den erzielten Erfolgen auszudrücken. Allerdings, setzte er hinzu, haben Sie die besten Truppen dazu gehabt!

Nun stürmten unsere Kolonnen weiter in die italienische Tiefebene hinein. Auch westlich des Tagliamento machte sich der Mangel an Kavallerie und an Radfahrbataillonen nachteilig fühlbar. Meine Gruppe hatte den weitesten und beschwerlichsten Weg am Fuße des Gebirges zurückzulegen, dort wo die zahlreichen Torrenten noch in tiefen schluchtartigen Tälern ein bedeutendes Hindernis darstellten. Ich erhielt überdies leider auch noch den Befehl, Truppen ins Gebirge zu senden. Ich hielt dies immer für ein schädliches Beginnen. In der Ebene war rasch vorzustoßen, um alle aus dem Gebirge kommenden Straßen abzusperren und so zum Schluß die ganze dort zurückgehende Truppenmasse abzuschneiden und abzufangen. So mußte ich sofort anfangs die deutsche Jägerdivision, dann die 22. Schützendivision ins Gebirge senden, um endlich, nach Erreichung von Vittorio, mit der ganzen Gruppe ins Becken von Belluno abzugehen. Unnötig große Verluste bei der Wegnahme starker Gebirgsstellungen, übermäßige zwecklose Überanstrengung der Truppen waren die Folgen dieser Maßregel. Da wir dort alle Piavebrücken gesprengt fanden, mußten wir uns am 12. bei Nave erst mühsam einen Übergang über das kilometerbreite Schotterbett des Flusses schaffen. Bis an die Brust gingen unsere Sappeure in das eiskalte Wasser, um die Brückenböcke trotz der starken Strömung richtig zu setzen. Am 12. November abends war die Brücke fertig. Am 13. November erreichten wir Feltre. Auf den Bergen südlich der Stadt mußten sich unsere Truppen erst den Aufstieg erkämpfen, als das Korpskommando in Feltre einzog. Ich fuhr mit dem Generalstabschef gleich nach Fonzaso weiter, um zu sehen, wie sich dort die Verbindung mit den aus Tirol herabsteigenden Truppen gestalte. Tatsächlich fanden wir in Fonzaso einzelne Leute eines zur 9. Gebirgsbrigade gehörenden Jägerbataillons, die im Begriffe waren, ihrem Bataillon auf die Hochfläche der Siebengemeinden zu folgen. Später erfuhr ich dann, daß die große Vorliebe des Feldmarschalls Conrad für die Hochflächen Anlaß geboten hatte, alle Kräfte von den Fassaneralpen auf diese Hochflächen heranzuziehen. Sie

nützten dort nichts; dagegen konnten sich die Italiener aus dem Primör in voller Ruhe und unbehelligt zurückziehen und sich auf dem Grappa festsetzen.

Der Angriff, der trotz aller anderen Entblößungen viel zu schwachen Kräfte in den Siebengemeinden, brachte keinen Erfolg und das Nachdrängen der Abschnittsbesatzungen, das bedeutende Erfolge bringen konnte, entfiel. Allerdings war es ein Fehler der obersten Heerführung, daß in Tirol einige Divisionen, die eventuell auf Kosten der Isonzoarmee bereitzustellen waren, gefehlt haben. Es war aber ein weiterer Fehler, das Nachdrängen der Besatzungstruppen einem schwächlichen Angriff zuliebe ganz aufzugeben. Die schwache 9. Gebirgsbrigade, die von Fonzaso auch auf die Hochfläche abgezogen wurde, war nicht in der Lage, in kräftigem Nachstoß die Italiener zu hastigerem Rückzug zu zwingen und an einer geordneten Besetzung des Grappagebietes zu hindern. Bis meine Truppen in anstrengendem Marsch herankamen, waren die Italiener schon auf den schwer zugänglichen Bergen eingenistet.

Ich gab daher wieder den Durchstoß in den Tälern der Piave und der Brenta den Divisionären als Direktive für das weitere Verhalten. Die Verhältnisse lagen hier insoferne etwas anders als bei Flitsch, als beide Täler enge waren, die Brenta sogar in einer Felsenschlucht dahinfloß. Der Durchstoß sah infolgedessen noch gewagter aus, ohne jedoch es in Wirklichkeit zu sein. Die Divisionäre konnten sich nicht zu rücksichtslosem Durchstoß im Tal entschließen. Sie verloren Zeit und damit die Möglichkeit eines raschen Erfolges.

Allerdings fehlten uns auch alle besonderen, im Brentatale notwendigen Kampfmittel, wie Minenwerfer und Gasgeschosse. Die Deutschen wollten ihre Minenwerfer nicht entbehren, Gasgeschosse waren trotz wiederholter Anforderungen auch aus Tirol nicht zu erhalten.

Als es gar nicht vorwärts gehen wollte, ging ich am 16. Nachmittag ins Piavetal vor. Man wollte dort wieder zuerst auf den Begleithöhen vorstoßen, da ein Vorgehen im Tal zu gefährlich schien. Ich bemühte mich, dem Divisionär klar zu machen, daß die Sache nicht so arg sei, die Italiener könnten höchstens kurze Zeit herunterschießen und sollte es ihnen einfallen, herunterzusteigen, dann genüge das Zurückhalten eines Halbbataillons als Reserve, um sie zu empfangen und abzuführen. Ich befahl dort den Durchstoß im Tal aufzunehmen,

mit dem Ziele Quero zu nehmen und sich noch in der Nacht zum Angriff auf den Mte. Tomba bereitzustellen.

Dazu sollte ein deutsches Sturmbataillon Quero nehmen, eine Gruppe von einigen Bataillonen dicht auf folgen und Quero besetzen, die deutsche Jägerdivision noch in der Nacht durch Quero durchziehen und am 17. früh den Mte. Tomba nehmen.

Die Bereitstellung verzögerte sich leider, so daß der Angriff auf Quero erst in der Nacht erfolgte. Die Jägerdivision war nicht zur Stelle, sondern hatte Lager bezogen. Als sie nun am 17. früh durch Quero ziehen wollte, erhielt sie so starkes schweres Feuer, daß der Versuch aufgeschoben werden mußte. Erst in der Nacht zum 18. kam die Jägerdivision vorwärts. 24 Stunden waren verloren. Der Angriff auf den äußerst schwierigen, steilen Tomba konnte nicht mehr durchdringen. Die Italiener hatten zu viel Zeit gehabt, sich in Ruhe festzusetzen.

In der venetianischen Ebene stauten sich die Kolonnen der Isonzoarmeen und der 14. Armee an der Piave. Sie konnten nicht über den Fluß kommen. Daher erhielt ich den Befehl, unbedingt durch das Grappagebiet in die Ebene vorzudringen. Der rechtzeitige Vorstoß in den Tälern war versäumt worden. Es blieb somit nur mehr der Angriff auf den Bergen übrig, mit dem Ziel den Grappa zu nehmen. Wie jede Unternehmung im Gebirge, war der Erfolg sehr unsicher; er war vor allem vom Feind abhängig. Ein schneidiger Offizier, eine tüchtige kleine Abteilung konnte den Erfolg in Frage bringen. Jeder Angriff war furchtbar ermüdend, kraftverzehrend, brachte hohe Verluste, da die Infanterie die Last des Kampfes allein tragen mußte, jeder Erfolg, der uns weiter ins Gebirge brachte, erschwerte die Versorgung und Ernährung der Truppe. Der Versuch mußte aber trotzdem gemacht werden, vielleicht gelang es, dem erschütterten Feind gegenüber.

Ich machte das Armeekommando, das in Vittorio stand, aufmerksam, daß man mich nicht allein angreifen lassen dürfe, weil sonst die Italiener ihre Truppen häufig ablösen lassen konnten und dann alle meine Anstrengungen umsonst bleiben mußten. Der leichteste Angriff über die Piave sei im Unterlauf möglich, wo der Fluß als gewöhnlicher Tieflandsfluß in einem geschlossenen Bett dahinfließe und somit eine Überschreitung jederzeit möglich sein müsse. Das Armeekommando drang aber jedenfalls nicht durch, denn es geschah nichts; man ließ mich

tatsächlich alle meine Angriffe allein führen, so daß nach und nach fast die ganze italienische Armee an meinen Truppen vorbeidefilierte. Später erfuhr ich den Grund. Der Kommandant der 1. Isonzoarmee hatte in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse in der venetianischen Ebene Brückenmaterial mitnehmen wollen. Als dies der Heeresgruppenkommandant erfuhr, gab er Befehl, das Brückenmaterial zurückzulassen und nur Artillerie mitzunehmen. Dann blieb allerdings nicht nur die bespannte Artillerie, sondern die ganze Armee vor dem brückenlosen Flusse stecken.

Die ersten Angriffe im Gebirge brachten unsere Truppen dicht vor den Grappa, den beherrschenden Gipfel des ganzen Gebirgsstockes. Es sollte nun in einem einheitlichen Angriff die Entscheidung herbeigeführt werden.

Die Verhältnisse lagen für den Angriff höchst ungünstig. Von unserer Seite führte keine einzige fahrbare Straße auf die Berge. Nur elende Saumwege, die selbst dem Fußgänger beschwerlich waren, führten hinauf. Dagegen standen den Italienern mehrere Straßen zur Verfügung; sie konnten somit ihre Truppen leicht verschieben und reichlich versorgen. Da gute Wege die Bedingung für jede weitreichende Angriffsbewegung sind, gab ich sogleich den Befehl, mit dem Bau einer Autostraße zu beginnen, um später den Anschluß an das italienische Straßennetz zu erreichen. Weiter sollte sofort mit dem Bau von Seilbahnen begonnen werden. Alle Bitten um Zuweisung der nötigen Arbeitskräfte waren umsonst. Man brachte es nicht zuwege, die Arbeitskraft dort zu versammeln, wo die Entscheidung lag, ebensowenig als man es bei Beginn der Offensive zusammengebracht hatte, die Artillerie an entscheidender Stelle anzuhäufen. Die Straße wurde nie fertig. Trotzdem mußte ich, abgesehen von dem erhaltenen Befehl, unbedingt angreifen. Ein einfaches Stehenbleiben war, wenigstens an meinem rechten Flügel, ausgeschlossen.

Wir mußten vorwärts auf die Hochfläche des Mte. Asolone, um die Enge von Primolano, durch die unser ganzer Nachschub ging, zu sichern. Zurück konnten wir nicht, weil wir sonst sofort ohne Zuschub gewesen wären, indem die Italiener unseren Verkehr, der über Primolano-Arsie führte, unterbinden konnten. Stehen bleiben konnten wir nicht, weil wir an den Hängen in unmöglicher Lage klebten.

Ein sehr tüchtiger Korpskommandant klagte über das harte Los der Truppen. Ich erklärte, daß es mir selbst am meisten Sorge und

Herzeleid verursache, daß ich aber keinen anderen Ausweg finde als vorwärts zu gehen. Da er trotzdem weiter klagte, forderte ich ihn auf, einen bestimmten Antrag zu stellen, wohin wir die Front zurücknehmen sollten. Er konnte mir keinen Vorschlag machen. Der gute Truppenführer muß manchmal sein Herz zurückdrängen; Verstand und Herz müssen zusammenarbeiten, um Truppen gut zu führen. Wenn eines allein zur Geltung kommt, gibt es einen schlechten Klang; die Truppe kann auch unter zu viel „Herz" leiden, da sie ihre Opfer dann meist umsonst bringen muß. Das auf Seite 190 erzählte Beispiel gibt einen guten Beleg zu dieser Wahrheit.

Am 25. November kam der Kaiser nach Feltre. Der Chef des Generalstabes fragte mich um meine Ansicht über die Aussichten der Angriffe im Grappagebiete und darüber, was überhaupt weiter geschehen sollte.

Ich erklärte, daß über den Ausgang der Gebirgskämpfe nichts gesagt werden könne, weil sie sehr von Einzelkämpfen abhängen, daß ich aber hoffe, vorwärts zu kommen. Nur müßten die Isonzoarmeen auch angreifen, damit die Italiener nicht in der Lage seien, ihre ganze Kraft gegen mich zu stellen. Im Unterlauf der Piave müsse der Flußübergang und somit der Angriff möglich sein.

Was die Zukunft anbelange, so hielt ich die Fortsetzung des Angriffes gegen Italien für geboten und zwar möglichst weit im Westen mit dem Ziel, die ganze italienische Armee in dem allerdings schon recht kurz gewordenen venetianischen Sack zu fangen. Der Angriff müsse dazu in den Tälern beiderseits des Gardasees, also im Etschtal und in den Judicarien, geführt werden. Ich garantiere, daß der Angriff, wie der bei Flitsch, von vollem Erfolge begleitet sein werde.

Weiter brachte ich die Notwendigkeit vor, den Nachschub der Feltreser Gruppe von Primolano frei zu machen und nach Norden über Belluno zu leiten. Die Gruppe müsse ihre natürliche Verbindung erhalten.

Der Chef des Generalstabes teilte mir mit, daß mich auch der Kaiser fragen werde, was zu tun sei, ich solle ihm nur alles mitteilen. Das geschah denn auch. Der Kaiser meinte sichtlich verdrossen und klagend: „Ja, da müßte man ja wieder monatelang vorbereiten, wir sind ohnedies schon zu weit vorgegangen, unsere Eisenbahnen lassen das nicht mehr zu. Wir wollten nur an den Tagliamento gehen." Ich sagte darauf: „Selbstverständlich müßte der Angriff gründlich vorbereitet

werden. Man müsse sofort damit anfangen. Man könnte bis Mitte oder Ende Jänner fertig sein und dann angreifen. Ich bürge für vollen Erfolg, wenn der Angriff gut angelegt werde. Man könne nur dann zu einem Ende des Krieges kommen, wenn man handle."

Darf man sich noch wundern, daß wir unterlagen, wenn der Armeeoberkommandant seine wichtigsten Entschlüsse von solchen Nebeneinflüssen leiten ließ? Die Aussprache blieb ohne jede Folge.

Das schwierigste bei der Vorbereitung des Angriffes im Grappagebiete war die Bereitstellung der Artilleriemunition. Nur mit größter Anstrengung konnten die Transporte bewältigt werden.

Endlich konnte ich den 10. Dezember als Angriffstag in Aussicht nehmen. Der Angriff sollte aus Nordosten von zwei deutschen Divisionen geführt werden, aus Nordwesten gegen das Asolonegebiet von k. u. k. Truppen.

Das 14. Armeekommando hatte verlangt, daß die für den Angriff bestimmten deutschen Truppen höchstens 48 Stunden vor Beginn des Angriffes in die Stellung kamen. Da dies eine sehr kurze Zeit war, um die Truppen mit dem schweren Gelände vertraut zu machen, wurde die Ablösung unter Berücksichtigung der beabsichtigten Schonung der Truppen möglichst vorgeschoben, so daß die Deutschen zwei und einen halben Tag Zeit gehabt hätten, sich vorzubereiten. Das scheint den deutschen Truppen nicht gepaßt zu haben. Das 14. Armeekommando verlangte die genaue Einhaltung des Befehles, so daß die Deutschen höchstens 48 Stunden vor Beginn des Angriffes oben sein durften.

Der Angriff führte bei unseren Truppen zu schönen Erfolgen. Die Höhenstellungen wurden genommen und behauptet. Die Deutschen kamen trotz ausgiebiger Artillerievorbereitung gar nicht zum Ansetzen des Angriffes. Der Grund war angeblich die ungenügende Kenntnis des Angriffsraumes seitens der Kommandos und Truppen. Die zu weit gegangene Schonung der Truppe hatte sich gerächt.

Unsere Truppen litten in den unwirtlichen, unterkunftslosen, hochgelegenen Stellungen sehr unter den Wetterunbilden. Alle Anstrengungen des Gruppenkommandos nach Abhilfe waren vergebens. Man wird es für unmöglich erklären, daß das Personal, welches zur Ausmittlung und Trassierung der Seilbahnen angefordert worden war, also einige Personen, deren Herbeischaffung keine Schwierigkeiten bereiten konnte, erst vier Wochen später eintraf. Bei so saum-

seligem Eingehen auf die Bedürfnisse der Truppen mußte die Truppe bald unnötig leiden.

Man verstand es bei uns durchaus nicht, rasch und ausgiebig zu arbeiten. Es wurde nur von den Kanzleien aus gearbeitet und verfügt. Da man somit auf die Anforderungen der niederen Stellen angewiesen war, diese bald darauf kamen, das Doppelte des Bedarfes anzusprechen, bildete sich eine gleichmäßige Beteilung aller Gruppen, eine schematische Verteilung aller Mittel heraus. Man hatte nie Reserven und konnte dringendem Bedarfe nie rasch abhelfen. Man sagte achselzuckend, man habe nichts. Endlich nach Wochen gelang es dann, Personal und Material von anderen Seiten heranzubringen, zu spät und in ungenügendem Ausmaße. Wenn man aber auf das deutsche Beispiel, auf die praktischere deutsche Arbeitsmethode hinwies, war man ein „Teutomane" und machte sich oben unbeliebt. Ich besonders galt als deutscher Schildträger; ich mußte daher manche Bemerkung auch aus dem Munde des jungen Kaisers anhören. Ich erinnere mich noch des voll Genugtuung vorgebrachten Vorhaltes, daß sich Ludendorff und Falkenhayn auch nicht vertrügen und es bei den berühmten Deutschen auch manches gäbe, was nicht gut sei.

Da der Bau von Straßen und Seilbahnen die Voraussetzung jedes weiteren Vortragens des Angriffes war, dieser Bau aber trotz lebhaftester Anforderungen nicht von der Stelle kam, versumpfte der Kampf im Grappagebiete wie jeder Kampf im Hochgebirge in den entscheidungslosen Stellungskämpfen.

Damit war abermals ein entscheidender Abschnitt des Krieges, der den Mittelmächten die Möglichkeit des Erfolges nahe brachte, ungenützt zum Abschluß gekommen. Große, die ganze Welt in Staunen setzende militärische Erfolge waren errungen worden, der glücklichen Entscheidung des Krieges aber waren wir nicht näher gekommen.

Schon der Entschluß zur Offensive entsprang nicht dem starken, klaren Führerwillen, den Krieg durch Vernichtung eines Feindes seinem Ende näher zu bringen. Nein, die Offensive entsprang der bitteren Not, der endlich aufdämmernden Erkenntnis, daß die nur abwehrend geführten Isonzoschlachten einem langsamen Selbstmord gleichkamen, daß eine zwölfte Schlacht nicht mehr mit Erfolg zu bestehen war. Diese Erkenntnis veranlaßte den österreichisch-ungarischen Oberbefehl von dem Reservatrecht des italienischen Krieges Abstand zu nehmen und die deutsche oberste Heeresleitung um Hilfe anzugehen.

Aber auch dort fehlte die Erkenntnis der Gelegenheit und der Notwendigkeit, da unten in Italien ein rasches Ende zu machen. Man war zur Hilfe bereit, aber man beließ den Oberbefehl und damit die Festsetzung des Operationszieles dem Badener Kommando.

Dieses, dem die Grundsätze des Zusammenhanges zwischen Politik und Krieg gänzlich fremd waren, das daher ganz falsche Wege einschlug, um den Krieg und die politische Not der Monarchie zu enden, hatte kein anderes Ziel, als die Italiener aus ihren Stellungen, aus welchen sie ihre gut vorbereiteten Angriffe unternahmen, zurückzudrängen bis an den Rand der Ebene, wenn es gut ging bis an den Tagliamento. Dort hoffte man dann bis ans Ende des Krieges unbelästigt stehen zu können. Man erfaßte nicht, daß dies gegenüber dem italienischen positiven Willen nur ein Hinausschieben der Entscheidung bedeutete. Man erkannte nicht, daß dem verhaßten Krieg und der politischen Notlage der Monarchie nur durch entscheidende Taten, nur durch die Vernichtung des Erbfeindes der Monarchie abgeholfen werden konnte. Man begriff nicht, daß die Vernichtung der italienischen Armee die ganze Bevölkerung der Monarchie nicht nur in einen Taumel des Entzückens, sondern auch in den Stand setzen werde, weiter zu hoffen und zu hungern, wenn schon die k. k. Verwaltungskunst eine Besserung der Ernährungslage nicht erwarten ließ.

Merkwürdigerweise blieb auch diesem Operationsziel gegenüber die deutsche Oberste Heeresleitung ohne Willen, sie nahm keinen Einfluß auf ein Höherstecken des Zieles.

So wurde denn die Offensive mit diesem ungenügenden Ziel vorbereitet und begonnen. Die Schwäche des Willens zum Angriff, die Stärke des Hanges nach Abwehr trat noch in der übermäßigen Stärke des Defensivflügels, der Isonzoarmeen, hervor und in der Bereitstellung des Hauptteiles der Reserven hinter diesem Flügel. Der Mangel jedes großen Gedankens ließ auf Südtirol und den von dort zu führenden Vernichtungsstoß ganz vergessen.

So hatte schon die oberste Führung das Anrecht auf großen entscheidenden Erfolg verwirkt.

Doch das Schicksal wollte den Mittelmächten wohl. Es sandte ihnen das Glück. Aber auch dieses wurde verschmäht.

Der weit über den Willen der obersten Führung hinausreichende Wille der Unterführung riß die Truppen zu Erfolgen fort, die nur

der Erkenntnis, nur des einfachen Zugreifens bedurften, und die große Entscheidung war zur Not gerettet.

Zur Zeit als die Zeitungen das Vordringen der Deutschen auf Udine der Welt verkündeten, war weit im Osten mein Bruder, der als Korpskommandant unter dem Befehl des deutschen Generals Bernhardi stand, gerade bei diesem. Sie besprachen die Erfolge unserer Truppen. Mein Bruder meinte: „Hoffentlich werden jetzt die Kräfte, die Richtung Udine haben, nach Süden einschwenken, mit dem rechten Flügel den Tagliamento abwärts wischen, so den Rückzug der Italiener abschneiden, sie vernichten." General Bernhardi sagte darauf: „Etwas anderes kann man wohl nicht von der Führung erwarten, nur so ist der große Erfolg zu krönen."

Der Gedanke, der sich denkenden Soldaten weit hinten in Wolhynien aufdrängte, blieb der Heerführung am Isonzo fern, denn Gedanken stellen sich nur ein, wo ein Wille ist; der Wille aber hatte sich im Entschluß, bis Cividale zu kommen, erschöpft.

Doch das Schicksal war hartnäckig, es drängte den Mittelmächten das Glück auf. Die Unterführung kam selbst auf den entscheidungbringenden Gedanken: die Stoßarmee wollte links einschwenken.

Da rächte sich der Mangel an Menschenkenntnis, der von Beginn an im Armeeoberkommando geherrscht hat. Dieser Mangel verschuldete es, daß man sich mit den dürftigen Erfolgen einer jahrelang nur passiv geführten Verteidigung der Isonzolinie zufrieden gab, mit einer Armeeführung, die die italienischen Angriffe im Blute ihrer eigenen Soldaten erstickte. Diese, jeder moralischen Entschlußkraft widersprechende Armeeführung versäumte die besten Gelegenheiten, den italienischen Angriffen mit rechtzeitig geführten Gegenstößen zu begegnen, sie verlor zwar dank der italienischen Führung und dank der Überlegenheit unserer Soldaten nur schrittweise Boden aber dafür so viel Blut, daß ein neuer, ein zwölfter solcher Sieg einer vernichtenden Niederlage der Isonzoarmeen gleichgekommen wäre.

Die Unfähigkeit, den wahren Wert dieser Armeeführung zu erkennen, obwohl die Volkesstimme laut genug ins Armeeoberkommando schallte, verhinderte den rechtzeitigen Wechsel des Führers. Jetzt, im Zeitpunkte der Entscheidung schreckte die grobe Hand dieses Führers das Glück hinweg. Zweimal brauchte er nur untätig zu bleiben, und der große Erfolg war unser. Seine Taten verhinderten ihn. Die

dritte italienische Armee und mit ihr der König von Italien entrannen der sicheren Gefangenschaft.

Von jetzt an gab das Schicksal nach; es verfolgte uns nicht mehr mit dem Glück, dessen wir nicht würdig waren.

Die Erfolge der unteren Führung blieben unausgenützt, da die oberste Führung die von General Bernhardi erwartete Krönung unterließ.

Nach zwanzig Tagen harten Kampfes gegen Witterung, zerstörte Straßen und Brücken, gegen ungestüme Torrenten und gegen den Feind hatten wir den viel zu nahen Endpunkt unserer Offensive erreicht. Er blieb es für den ganzen Krieg.

Ende Dezember kam man auf den Gedanken, die auf 10 Divisionen angewachsene Feltreser Gruppe zwischen den beiden Nachbararmeen aufzuteilen, da man den einzig richtigen Gedanken, dort eine eigene, über Belluno basierte Armee zu bilden, nicht annehmen wollte.

Es wurde endlich bestimmt, daß vier Divisionsabschnitte der Heeresgruppe Conrad, und zwar der 11. Armee, zwei Divisionsabschnitte der 6. Armee zugewiesen wurden, die anstelle der nach Frankreich verschobenen 14. Armee trat.

Am 3. Jänner 1918 kam der Feldmarschall Conrad sich persönlich zu unterrichten.

Der Feldmarschall sagte, daß er alles vorbereitet sehen wolle, was für einen im Frühjahr zu führenden Angriff beiderseits der Brenta nötig sei. Ich erlaubte mir, auf die Ungunst des Geländes hinzuweisen, daß vor allem die Wege fehlen, die allein einen Angriff größeren Stils möglich machen, daß aber alle Anstrengungen, Wegherstellungen zu betreiben, vergebens waren. Ich fügte in Erinnerung an das Gespräch mit dem Kaiser und die im Jahre 1916 auf den Hochflächen gemachten Erfahrungen bei, daß der Angriff hoffentlich viel weiter im Westen beiderseits des Gardasees in den Tälern geführt werde, weil die Hochflächen das schwierigste und ungünstigste Angriffsterrain seien. Der Feldmarschall lehnte das leicht ab und hielt an seiner Lieblingsgegend fest. Ich dachte mir: Hoffentlich beschützt uns Gott davor, daß der Feldmarschall recht behält.

Leider behielt er recht.

Da ich nicht die Verantwortung für das für unzweckmäßig Gehaltene übernehmen wollte, bat ich, den zur 11. Armee gestoßenen Teil

meiner Gruppe in zwei Korpsbereiche zu teilen und mir wieder nur mein 1. Korps zu geben. Man ging darauf ein.

In den nächsten Monaten stand alles an der Front still; von der Vorbereitung irgendeines Unternehmens war keine Rede. Dafür lief das bunteste Geschwätz über einen gegen Italien bevorstehenden Angriff um. Man hatte das Gefühl, daß es unter solchen Umständen nicht gut enden könne.

Das Armeeoberkommando hielt diese Zeit geeignet für eine mitten im Kriege einsetzende tiefgreifende Neugestaltung der Armee. Die Infanterieregimenter des Heeres sollten von vier Bataillonen auf drei gebracht, neue Regimenter sollten gebildet werden. Die Artillerie sollte in Brigaden zu zwei Feldhaubitz-, einem Kanonen-, und einem schweren Regiment gegliedert werden. Die ganze Armee war in 60 Infanteriedivisionen zu 12 Bataillonen und einer Artilleriebrigade zu gliedern. Diese Neugestaltung veranlaßte nun ein sinnverwirrendes Umnumerieren und Herumschieben der Verbände. Die ohnedies unter der Last der Transporte fast zusammenbrechenden Eisenbahnen wurden mit zahllosen unnützen Transporten belastet. Der schmale Raum bei Feltre wurde unabläßig von Bataillonen und Batterien durchzogen, die ihre neuen Verbände aufsuchten. Schwere Batterien, die mit unsäglicher Mühe in schwierige Gebirgsstellungen gebracht worden waren, sollten kurz nach Beginn des Feuers herausgezogen werden und in ihre neue Einteilung abgehen. Es kam vor, daß von einem und demselben alten Regiment ein Bataillon von der Piave nach Südtirol, ein anderes von Südtirol an die Piave in den neuen Regimentsverband marschierten. Bei Feltre begegneten sich diese zwei Bataillone.

Diese Arbeit hat das Vertrauen der Truppen in die oberste Führung nicht gestärkt.

Da erhielt ich am 14. April ein vom 12. stammendes Schreiben des Stellvertreters des Chefs des Generalstabes. In dem Schreiben hieß es: „Euer Exzellenz ist jedenfalls bekannt, daß Ende Mai, Anfang Juni die Offensive gegen Italien ergriffen werden soll.“ Es berührte mich sehr absonderlich, daß man an der obersten Befehlstelle überzeugt war, ein Korpskommandant erhalte die geheimsten Absichten dieser Stelle auf Schleichwegen zur Kenntnis, denn von einer dienstlichen Verständigung konnte doch nicht die Rede sein.

Der Brief spricht nun die Ansicht des Schreibers aus, daß bei diesem Angriff der Hauptstoß zwischen Brenta und Piave zu führen

wäre, daß aber das Heeresgruppenkommando Conrad über Asiago angreifen wolle, weil zwischen Brenta und Piave weder die erforderliche Artilleriemasse in Stellung gebracht noch rechtzeitig mit der erforderlichen Munition versehen werden könnte.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes forderte nun meine Ansicht.

Bemerkenswert ist bei dieser ganzen Frage, daß weder das Armeeoberkommando noch das Heeresgruppenkommando Conrad die operative Seite dieses Angriffes berührt und klarstellt. Das Heeresgruppenkommando bringt gegen den Angriff zwischen Brenta und Piave nicht die operative Unmöglichkeit vor, sondern einen taktischen Grund, der nur einen Teil der operativen Gegengründe ausmacht. Die natürliche Folge war, daß beide Stellen auch an die Frage des Angriffes über Asiago keine operativen Schlüsse und Folgerungen knüpften.

Ich sandte meine Antwort am 15. April ab. Sie gipfelte darin, daß alle operativen Verhältnisse ebenso gegen einen Angriff zwischen Brenta und Piave, wie gegen einen Stoß von Asiago aus sprechen.

Das operative Ziel der nächsten Offensive müsse, wenn wir endlich den Krieg beenden wollten, die Vernichtung der italienischen Armee sein. Dieses Ziel könne nur bei einer Offensive weit im Westen, beiderseits des Gardasees, erreicht werden durch Abschneidung der ganzen italienischen Armee. Der Angriff über Asiago, noch mehr der östlich der Brenta, drücke bestenfalls die Italiener auf ihre Rückzugslinie zurück, könne daher keine entscheidenden Ergebnisse zeitigen.

Zwischen Brenta und Piave sei, da der Ausbau der Verbindungen unterlassen wurde, weder die Bewegung noch die Versorgung großer Truppenmassen möglich. Die Artillerie könne zwar in Stellung gehen und mit dem Anfangsbedarf an Munition versehen werden, sie könne aber der Armee ebensowenig folgen, wie alle anderen Kampf- und Lebensbedürfnisse. In der Ebene angelangt, würde die Infanterie ohne fahrbare Artillerie und ohne Munitionsnachschub sein. Dasselbe gelte für einen Angriff über Asiago, wo allerdings Straßen bestehen, die aber als Gebirgsstraßen leicht und gründlich zerstört werden könnten. Dazu komme noch, daß der Nachschub bei Trient an die Eisenbahn anbinden müsse, der lange Straßentransport mit unseren Mitteln nicht mehr zu bewältigen sei.

Beiderseits des Gardasees wären sowohl Bewegung als auch Versorgung starker Kräfte jederzeit möglich.

Die operativen Verhältnisse sprechen daher gegen den Angriff zwischen Brenta-Piave und auch gegen den von Asiago aus, dagegen für den Angriff beiderseits des Gardasees.

Am 20. April kam der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes durch Feltre durch. Er hielt sich nur ganz kurz auf, erwähnte nichts vom Angriff, berührte meine Antwort auf seinen Brief gar nicht, sondern fragte, was wir zu den letzten Ereignissen — die Angelegenheit der Sixtus-Briefe und ihre Folgen hielten gerade die Öffentlichkeit in Aufruhr — sagten. Aus seinen Äußerungen war zu entnehmen, daß die militärischen Berater des Kaisers ganz einflußlos waren. Ich entnahm aus dem Gespräch weiter, daß der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes in Bozen war und jetzt auf dem Wege nach Udine sei. Ich vermutete, daß es sich bei dieser Reise um den Angriffsplan handle. Ich hütete mich aber, dieses Thema zu berühren.

Hier ist es am Platze, die Verhältnisse im Armeeoberkommando, wie sie sich dem Außenstehenden darstellten, zu schildern.

Der Chef des Generalstabes trat immer nur als Reisebegleiter des Kaisers hervor. Bei diesen Reisen wurden nur Truppen besichtigt, Orden ausgeteilt und leere, unverbindliche und folgenlose Besprechungen abgehalten. Klärung der Ansichten, eingehende Belehrung der Führung, Unterweisung der höchsten Heerführer waren wohl nie Zweck einer Reise. In Baden saß inzwischen der geistige Arbeiter des Armeeoberkommandos, der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, und arbeitete an Plänen und Noten.

Das Armeeoberkommando enthielt sich jeder Einflußnahme auf die politische Entwicklung, jeder „Einmengung in die Politik", ein Verhalten, das seine Berechtigung hatte, da der Chef des Generalstabes nichts von Politik verstand, wie er mir einmal in Baden ganz aufrichtig bekannte. Es war nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen Kriegführung und Politik nicht in Übereinstimmung geführt wurden, sondern ohne Zusammenhang nebeneinander hergingen. So hatte das Armeeoberkommando darauf verzichtet, seine große, die ganze Monarchie und alle besetzten Gebiete umfassende gesetzlich berechtigte Gewalt für die ausreichende Ernährung der Monarchie einzusetzen. Es zog vor, leidtragender Zuseher zu sein. Daß

darunter die Leistungsfähigkeit der Armee litt, also die Kriegführung wesentlich beeinflußt wurde, änderte nichts an der Gleichgültigkeit des Armeeoberkommandos. Man wollte von dieser wichtigsten aber auch schwierigsten Angelegenheit nichts wissen, sich damit nicht beschweren und wusch seine Hände lieber in Unschuld.

Aber auch in rein militärischer Hinsicht war der Chef des Generalstabes voll Verzichtfreudigkeit.

Ich konnte beobachten, daß der Kaiser, wenn er etwas anordnen oder besprechen wollte, den Stellvertreter, nicht den Chef holen ließ. Die Öffentlichkeit bezeichnete den Stellvertreter als die maßgebende Person des Armeeoberkommandos; wenn etwas im Werden war, war er es, der auf Reisen ging. Wenn eine Unternehmung großen Stils geplant war, gingen die Anordnungen nicht vom Armeeoberkommando aus, sondern der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes reiste herum und unterhandelte. Jeder Unterführer wollte da meist etwas anderes, oben wußte man überhaupt nicht, was man wollte und wollen mußte, oder wollte es nur mit niemand verderben.

Der Stellvertreter mochte der tüchtigste Generalstäbler sein, er konnte nicht zur Geltung kommen, ihm fehlte das Ansehen der Stellung. Alles wurde mit einer gewissen, friedensmäßigen Gemütlichkeit betrieben, ohne den furchtbaren Ernst zu beachten, den der Krieg für uns hatte. So kam dann meist ein Plan zustande, der jedem Recht und Gelegenheit gab, „seine Offensive" zu führen, nichts Ganzes bedeutete und den Keim des Mißerfolges in sich trug. Dem Mangel an Ansehen entsprang es, daß das Armeeoberkommando Generalstabsoffiziere an die Ostfront entsenden mußte, um die Frontkommandos zur Abgabe von Artillerie zu bewegen, wie es für den Angriff bei Flitsch geschehen ist; dem Mangel an Ansehen war es zuzuschreiben, daß der Angriff im Juni 1918 nicht nach einem einheitlich entworfenen Plan erfolgte, sondern daß jede Heeresgruppe ihren Willen durchsetzte und ihren eigenen Angriff führte. So wurde bei Asiago, an der unteren Piave und bei der 6. Armee gegen den Montello ernst angegriffen, mit unzulänglichen Mitteln und ohne inneren Zusammenhang. Außerdem sollte noch beim Tonalepaß ein Nebenangriff mit stärkeren Kräften einem, dem Feldmarschall nahestehenden General Gelegenheit geben, sich in selbständiger Führung zu bewähren.

Ich erfuhr nichts weiter über die Vorbereitung des Angriffes.

Am 28. April mußte ich einen in Brixen aufgestellten Lehrkurs besuchen, in dem ich Gelegenheit hatte, neben dem Erzherzog Max und dem Herzog Dom Miguel von Braganza über die Führung von Angriffen unterrichtet zu werden. Dort traf ich auch die zur Führung der Angriffe bei Asiago und im Tonalepaß in Aussicht genommenen Generale. Von dem für Asiago bestimmten General erfuhr ich, daß er den Angriff mit sechs Divisionen zu führen haben werde, empfing aber den Eindruck, daß er mit wenig Vertrauen und mit wenig schöpferischer Voraussicht in das Unternehmen trat. Was ich sonst noch hörte, war nicht günstig. Der Angriff mußte auf Engländer treffen. Minenwerfer und schwere Artillerie waren anscheinend nicht in wünschenswerter Masse verfügbar.

Als die Zeit des Angriffes nahte — ich war nur mehr Zuseher weit im Osten — fuhren die Italiener vor allem mit einem Gegenstoß im Tonalegebiet in die Vorbereitungen des Angreifers, der sich offenbar verleiten ließ, die zum Angriff bestimmte Kraft stückweise zur Abwehr einzusetzen. Wenigstens erkannte man nach den Berichten, daß es mit Mühe und Not gelungen war, den Angriff abzuwehren, daß aber der eigene Angriff unterblieb, jedenfalls weil die dafür bestimmte Kraft ausgegeben war.

Der Angriff bei Asiago schritt zwar anfangs vorwärts, blieb bald in dem schwierigen Gelände stecken, um dann ganz zusammenzubrechen. Schuld daran soll auch die Ungeduld des Heeresgruppenkommandos gewesen sein, das den Angriff verlangte, bevor alle Vorbereitungen beendet waren. Der Kommandant der Angriffsgruppe hatte nicht die Festigkeit, diesem Ansinnen zu widerstehen.

An der Piave hatten die Angriffe anfangs glänzenden Erfolg. Besonders am Montello war die Lage vorzüglich. Da trat starker Regen ein, der die Piave wieder zu dem schweren Hindernis machte, das jede viel Wasser führende Torrento darstellt. Am Unterlauf der Piave, wo der Übergang jederzeit möglich ist und unabhängig vom Wasserstand bleibt, fehlte die Kraft, um den Erfolg zu einem bleibenden zu gestalten.

Nach unerhörten Opfern mußten unsere braven Truppen wieder hinter die Piave zurückgehen.

Die Last der Niederlage ruht ganz auf der obersten Führung.

Während des Kampfes sollen sich der Kaiser, der Chef des Generalstabes und dessen Stellvertreter an getrennten Orten aufgehalten

haben, niemand griff ein, niemand gab Befehle, welche unsere Truppen vor weiteren nutzlosen Opfern bewahren sollten. So harrten sie westlich der Piave aus, ohne Zweck, bis es zu spät war, zurückzugehen. Als ich weit im Osten diese Nachrichten las, ballten sich meine Fäustc in stiller, ohnmächtiger Wut. Nie noch wurde eine Armee, die besseres verdient hatte, so sorglos ins Unglück geführt.

Ein gütiges Geschick hat mich davor bewahrt, an dem Schlußdrama in Italien teilnehmen zu müssen.

Knapp vor Schluß des Brixener Kurses erhielt ich den Befehl, mich sofort beim Kaiser in Baden zu melden.

Ich sollte nicht mehr nach Italien zurückkehren.



In der Ukraine.

In den ersten Tagen des Mai 1918 wurde ich telegraphisch aus Brixen nach Baden berufen.

Dort teilte mir der Chef des Generalstabes, bei dem ich mich zuerst meldete, mit, daß die Verpflegslage der Monarchie eine so ungünstige geworden sei, daß auch die Versorgung der Armee nicht mehr mit der nötigen Sicherheit erfolgen könne. Es müsse daher auf irgendeine Weise ein Ausweg gefunden werden. Jetzt sei die Ukraine die einzige Hoffnung. Doch sei bisher alle Hoffnung, die Reichtümer der Ukraine in die Monarchie zu lenken erfolglos geblieben. Der Kaiser rechne da auf mich, auf meine bekannte Energie. Er beabsichtige, mich als Diktator in die Ukraine zu senden. Der Kaiser werde mir alles weitere selbst sagen.

Der Kaiser erklärte mir tatsächlich, daß ich in Aussicht genommen sei, die Ukraine als Diktator für die Monarchie auszunützen, da dies die einzige Rettung der Monarchie sei. Er schilderte die Lage der Monarchie als trostlos. Die Regierungen wären nicht mehr imstande, den Bedarf der Armee an Lebensmitteln zu liefern. Auch Ungarn erkläre, weder Vieh noch Mehl für die Armee abgeben zu können. Es handle sich nun darum, in der Ukraine, ohne sich um die dortige Regierung zu kümmern, durch militärische Requisitionen Getreide aufzutreiben und in die Monarchie zu bringen. Dazu müsse ein energischer, rücksichtsloser Wille einsetzen; er wisse, daß ich die Eigenschaften dazu habe, er vertraue daher auf mich. Auch mit den eigenen Regierungen könne man nicht viel verhandeln, um die zur Bezahlung des Getreides notwendigen Industrieerzeugnisse zu erhalten; da müsse man einfach befehlen.

Mir mißfiel schon die Bezeichnung der mir zugedachten Stellung als „Diktator", ein Wort das einen unangenehmen Klang hat und nicht nötig war. Ich sah übrigens voraus, daß von einer Ausübung der Diktatur nach keiner Richtung die Rede sein werde.

Ich erklärte daher dem Kaiser, daß ich nicht erkenne, in welcher Richtung ich als Diktator werde auftreten können. Nicht einmal das 2. Armeeoberkommando werde meinen Weisungen ohne Widerstand Folge leisten. An eine Unterstellung könne nicht gedacht werden, da der Armeekommandant Feldmarschall, ich aber nur General der Infanterie sei. Die eigenen Regierungen würden von einem Eingehen auf meine Forderungen nichts wissen wollen, geschweige denn, daß ich da befehlen könnte. Noch weniger sei aber von einer Wirkung der Diktatur gegenüber der ukrainischen Regierung und den Deutschen zu erwarten. Es bleibe also nichts übrig, was an diktatorische Gewalt erinnere. Ich sei in der ganzen Angelegenheit gar nicht orientiert, könne daher keine Ansicht äußern, keinen Vorschlag machen.

Ich bat um eine Frist, um mich über die Verhältnisse unterrichten zu können, worauf ich berichten werde.

Der Kaiser stimmte dem lebhaft zu und sagte noch, ich solle mich nur bei allen Ministerien informieren lassen.

Die Orientierung ergab recht trostlose Verhältnisse. Von einem zielsicheren Zusammenwirken aller Stellen war nirgend eine Spur. Jedes Ministerium, jedes Amt ging seine eigenen Wege. Jede einheitliche Leitung fehlte. Man wußte, daß alles — die Schlagfertigkeit der Armee, das Durchhalten der Bevölkerung — von der Verpflegung abhänge, daß eine einheitliche Leitung und zwar für die ganze Monarchie, Armee und Bevölkerung, für alle besetzten Gebiete nötig war. Niemand aber erkannte, oder wollte erkennen, daß nur das Armeeoberkommando diese einheitliche Leitung ausüben konnte. Das Armeeoberkommando hatte aber auf allen Einfluß freiwillig verzichtet, hatte alle unbequemen Obliegenheiten fallen gelassen. Da sie jemand übernehmen mußte, waren neue Stellen entstanden wie: das gemeinsame Ernährungsamt, die Kohlenstelle und einige andere, die nichts leisten konnten, weil ihnen die Macht fehlte.

Alles war sich klar darüber, daß Getreide nur gegen Industrieartikel zu haben sein werde; trotzdem erkannte man nicht, daß somit Ausfuhr von Industrieartikeln in die Ukraine und Einfuhr von Getreide in die Monarchie einheitlich geregelt werden mußten. Es wurde eine eigene Warenzentrale gegründet, die das Monopol der Ausfuhr in die Ukraine haben sollte, dafür aber 60% des Reingewinnes als Entgelt an die österreichische Regierung abgeben sollte. Gegen diese Zentrale nahm ein großer Teil der Industrie feindselig Stellung. Für

den Warentransport war wieder eine besondere Stelle gegründet worden. Die Ungarn hatten ihre eigenen Organisationen, die erst im Werden waren. Für den Donauverkehr und den Schiffsverkehr auf dem Schwarzen Meere bestand eine „Schwarze Meer-Stelle", die österreichisch-ungarisch-deutsch und zugleich militärisch-zivil organisiert war. Für das Ernährungswesen bestanden zwei Ministerien und das gemeinsame Ernährungsamt. Die beiden Handelsministerien, die Finanzministerien waren beteiligt. Das Ministerium des Äußern endlich konnte nicht umgangen werden. Dort bestand eine eigene ukrainische Abteilung, die eben zum gemeinsamen Ernährungsamte überstellt worden war.

Nach kurzer Zeit war mir ganz wirr im Kopfe. Die komplizierten Namen mit ihren geistvollen Abkürzungen wirbelten durcheinander. Die Machtbefugnisse waren nicht abgegrenzt. So konnte es nicht gehen, denn die Leitung fehlte.

Die Leitung konnte nur eine Stelle ausüben, die in allen in Betracht kommenden Ländern maßgebend war und auch die Macht hatte, sich durchzusetzen. Das konnte nur das Armeeoberkommando sein. Aber gerade dieses hatte sich ganz zurückgezogen und sich freiwillig ausgeschaltet.

Eine Abhilfe konnte nur erzielt werden, wenn das Armeeoberkommando sich seiner Rechte und seiner Pflichten wieder erinnerte, wenn es die fallen gelassenen Machtbefugnisse wieder aufgriff.

Da der Chef des Generalstabes dafür keinen Sinn und keine Zeit hatte, konnte nicht erwartet werden, daß er eine Besserung erreiche. Es mußte ein Generalquartiermeister neben dem Chef des Generalstabes bestellt werden, der die wirtschaftliche Leitung selbständig zu führen hätte, nur bezüglich der Verpflegung der Armee an die operativen Weisungen des Chefs des Generalstabes, sonst aber nur direkt an die Befehle des Kaisers gewiesen wäre. So wie dieser Generalquartiermeister die Leitung aller einschlägigen wirtschaftlichen Gebiete nach und nach an sich gezogen, wären die überflüssig gewordenen Stellen aufzulassen. Es wäre so zu der allein richtigen Diktatur in der Monarchie gekommen, d. h. dazu, daß eine Stelle die oberste Leitung der ganzen Versorgung der Monarchie ausübte.

In diesem Sinne wurde mein Bericht verfaßt.

Am nächsten Tage erhielt ich die Verständigung, daß der Kaiser mich zum Kommandanten der 2. Armee, die den Namen Ostarmee

anzunehmen hatte, ernannt habe. Es war also etwas Drittes geschehen, an das bisher niemand gedacht hatte. Für mich war es das schönste militärische Geschenk. Aber sachlich war diese Lösung natürlich keine Lösung. Es blieb alles beim Alten. Die allein helfende oberste Leitung fehlte auch weiter. Ich konnte mir nicht erklären, wie man auf diesen Gedanken gekommen war. Später erfuhr ich, daß der Kaiser geneigt war, auf meinen Vorschlag einzugehen, daß man aber im Armeeoberkommando nicht wollte. Da man selbst nicht dagegen auftreten konnte, soll man den österreichischen Ministerpräsidenten veranlaßt haben, dagegen Einspruch zu erheben, was dieser gerne getan haben soll. Wenn das wahr ist, dann wäre es das Stärkste, was man an Selbstentmannung leisten konnte. Ein solches Kommando konnte dann nicht erwarten, Geltung und Erfolg zu haben.

Ich erhielt eine Instruktion, die mir drei Aufgaben stellte:

> Ruhe und Ordnung in unserem Besetzungsgebiet aufrecht zu erhalten; die Ukraine für die Monarchie auszunützen, vor allem an Getreide und Vieh und für die Zukunft günstige Handelsbeziehungen mit der Ukraine anzubahnen.

Für diese drei Aufgaben erhielt ich freie Hand und unbeschränkte Machtvollkommenheit. Der Kaiser, der mich nochmals empfing, forderte mich auf nur mit aller Rücksichtslosigkeit vorzugehen und von meiner unbeschränkten Gewalt Gebrauch zu machen.

Bezeichnend war nun die Art der Ausfertigung meiner Ernennung. Der Befehl, mit dem mir die Instruktion zugestellt wurde, war vom Stellvertreter des Chefs des Generalstabes unterfertigt; die Instruktion, die mir vollste diktatorische Gewalt geben sollte, trug nicht etwa, wie zu erwarten war, die Unterschrift des Kaisers, sondern gar keine Unterschrift.

Auch das war ein Beweis dafür, wie wenig ernst man solche Dinge in Baden genommen hat.

Der Kaiser hatte mir noch aufgetragen, den Ministerpräsidenten Dr. Seidler aufzusuchen, von dem er anerkennend sagte, daß er kein Bureaukrat sei. Der Ministerpräsident empfing mich mit der Versicherung, daß meine Aufgabe eine sehr ernste sei, seine ganze Hoffnung beruhe auf der Ukraine. Da es immer das bequemste ist, auf andere zu hoffen, ich aber der Ansicht war, daß die Ukraine allein auch nicht helfen könne, antwortete ich: Die Ukraine allein wird nicht

volle Abhilfe schaffen können, die Monarchie muß sich vor allem selbst helfen, was nur durch eine straffere Ausnützung des Landes gehe.

Der Ministerpräsident war jedoch ganz anderer Ansicht: „Was, noch straffer, sagte er, wir haben bis jetzt mit der Straffheit nichts erreicht.“

Ich verzichtete aufklärend zu wirken, wo die Bedeutung einfachster Worte nicht erfaßt wurde. Man glaubte, daß das Hinausschießen einer Unzahl komplizierter, unvollständiger und oft zweckloser Verordnungen, die fast Niemand befolgte und für deren Einhaltung Niemand sorgte, eine „straffe“ Ausnützung sei.

Am Tage meiner Ernennung zum Armeekommandanten erfuhr ich, daß in Berlin Verhandlungen im Zuge waren, die auf die Ukraine Bezug hatten. Ich gab dem militärischen Vertreter meine Ernennung und meine Aufgabe bekannt und die Richtschnur, dafür zu sorgen, daß ich zur Aufbringung der Verpflegung freie Hand behielte.

Am Nachmittag sprach ich noch bei einem Sektionschef im Ministerium des Äußern vor, der abends nach Berlin abreisen sollte, um dort als Leiter der Schlußverhandlungen zu walten. Er nahm meine Ernennung und meine Aufgabe zur Kenntnis, erklärte aber, er wisse gar nicht, worüber in Berlin verhandelt werde. Jedenfalls ein glänzender Beweis für den ungeordneten Geschäftsgang.

In Wien erhielt ich noch die Versicherung der werktätigsten Unterstützung der österreichischen und der ungarischen Regierung. An Kompensationsgütern sollten ansehnliche Mengen zur Verfügung stehen u. zw. in Österreich Waren im Werte von über zwei Milliarden, in Ungarn von wenigstens einer Milliarde.

Da dies für meine Absichten das wichtigste war, reiste ich doch mit guten Aussichten nach Odessa ab.

Meine Absicht war, wohl mit der militärischen Aufbringung zu beginnen, jedoch sofort den eingelebten Getreidehandel heranzuziehen, ihn zu beleben und durch Überlassung von Kompensationsgütern zu bezahlen. Ich hoffte, auf diese Weise das Getreide billiger zu erhalten als um Geld und die Anhäufung unserer Banknoten im Verkehr der Ukraine zu vermeiden.

Zwei oder drei Tage nach meiner Ankunft in Odessa wurde das Ergebnis der Berliner Verhandlungen bekannt. Es nahm mir jeden Einfluß auf die Ausnützung der Ukraine. Die Aufbringung aller Nahrungsmittel, vor allem Getreide und Vieh, stand danach nur der

ukrainischen Regierung unter deutscher Mitwirkung zu. Wir sollten nicht einmal im eigenen Bereich den Bedarf der Ostarmee selbst kaufen, sondern von der deutsch-ukrainischen Organisation zugewiesen erhalten. Nur wenn diese Zuweisung nicht rechtzeitig erfolgte, konnte das Fehlende durch die Truppen beschafft werden.

Damit war meine eigentliche und wichtigste Aufgabe mit der sie betreffenden unbeschränkten Machtvollkommenheit, vier Tage nachdem der Kaiser sie mir gegeben hatte, hinfällig geworden, durch eine Entscheidung, die schon im Zuge und vorauszusehen war, als der Kaiser und das Armeeoberkommando ihre Verfügung trafen. Wie leichtfertig wurde doch die Autorität des Kaisers bloßgestellt! Man mag daran ermessen, wie gut der Monarch und sein Stab über wichtigste, das Leben der Armee und der Monarchie betreffende Vorgänge unterrichtet waren. Die Zerrüttung der ganzen Führung der Monarchie trat deutlich zutage. Während der Kaiser in Wien das letzte Mittel der Rettung des Reiches in die Hände eines Generals legte, nahm eine anscheinend ohne jede Direktive gebliebene Abordnung durch einen Vertrag dieses Rettungsmittel dem General wieder aus der Hand.

Ich entdeckte übrigens bald, daß fast alle Vereinbarungen in der Ukraine zum einseitigen Vorteil der Deutschen getroffen worden waren. Die Eisenbahnen, die Schiffahrt waren ganz in deutschen Händen, wurden auch vorwiegend nur im deutschen Interesse verwertet. Wir konnten z. B. Waggons nur in notdürftigstem Maße zugewiesen erhalten.

Die Kohlenbergwerke, die großen Fabriken, den Schiffpark, alles suchten die Deutschen ohne Rücksicht auf unsere Interessen und unsere Rechte für sich auszunützen, sich alle Vorteile zuzuwenden. Sie gebrauchten dazu ihre Überlegenheit, ihre größere Tüchtigkeit in vollem Maße, nützten die Gutmütigkeit und Interesselosigkeit unserer Heeresleitung, unsere schlechte Organisation und die geringe Fähigkeit unserer niederen Organe rücksichtslos aus. Sie hatten zweifellos das Recht dazu; ob es aber klug war, diese Vorteile so rücksichtslos geltend zu machen, ist zu bezweifeln. Dem reichen deutschen Volke nützten die so gewonnenen Vorteile nicht viel, uns brachte der Entgang der uns nach der besetzten Fläche zukommenden Vorräte zum Zusammenbruch.

Die Berliner Vereinbarungen stellten eine sehr komplizierte Organisation zur Aufbringung des Getreides fest. Bei dem passiven Widerstand der ukrainischen Behörden kam diese Organisation überhaupt nicht zur vollen Entwicklung. Wiederholt mußten in der Folge die Truppen der Ostarmee sich ihre Bedürfnisse selbst aufbringen. Als im Sommer in Odessa Brotmangel eintrat und alle Anstrengungen des Armeekommandos, das notwendige Mehl von der zuständigen Organisation zu erhalten, vergeblich waren, erklärte ich mich jeder Rücksicht auf diese ledig und mir selbst zu helfen. Hierauf war es möglich, Odessa wenigstens notdürftig zu versorgen.

In die Monarchie konnten nur sehr geringe Mengen Getreide abgegeben werden. Die Hoffnungen auf die Ukraine wurden somit ganz enttäuscht, nicht weil die nötigen Vorratsmengen nicht da waren, sondern weil gänzlich untaugliche Mittel angewendet wurden, die Vorräte zu erfassen.

Ganz abgesehen davon, daß die impotente ukrainische Verwaltung weder in der Landbevölkerung noch in der Intelligenz Ansehen genoß und dabei noch passiven Widerstand leistete, waren die Festsetzung von Höchstpreisen und der Monopolzwang der ukrainischen Regierung eher das Mittel, die Vorräte verschwinden zu lassen, als sie auf den Markt zu bringen. Die Ausübung des Zwanges durch Truppen war in den weiten, schütter bevölkerten Gebieten nicht rasch möglich, weil die notwendige Truppenmacht nicht immer zur Verfügung stand. Die bolschewikisch aufgehetzte, nur auf Landerwerb erpichte Landbevölkerung war nicht gewillt, ihre Vorräte gegen schlechte Bezahlung abzugeben.

Von Kennern des Landes und von bewährten Fachleuten wurde mir erklärt, daß bei richtigem Vorgang, vor allem bei Ausnützung der Handelsorganisation große Mengen Getreide herauszuholen waren.

Mir waren durch den Berliner Vertrag die Hände ganz gebunden. Die Deutschen wollten von ihrem Schein nicht abgehen. Sie konnten dank ihrer besseren Organisation und Wirtschaft warten, bis die Aufbringung in der Ukraine nach dem umständlichen Vorgang wirksam wurde, sie brauchten Mehl und Getreide nicht so dringend wie wir, und auf unsere Not nahmen sie keine Rücksicht. Sie mochten wohl unsere Beteuerungen, daß wir dringend Hilfe brauchten, nicht glauben, da schon im Frühjahr 1917 der k. u. k. Minister des Äußeren einen in den düstersten Farben gehaltenen

Bericht verfaßt hatte, und darüber doch noch mehr als ein Jahr, und zwar ein Jahr glänzendster militärischer Erfolge vergangen war.

Die kleinliche Rücksichtslosigkeit, Verträge mit Verbündeten nur dem eigenen Vorteil, nicht aber der Festigkeit des Bündnisses anzupassen, hat sich bitter gerächt.

Aber nicht nur meine wichtigste Machtvollkommenheit war mir entwunden worden. Auch mit der Anbahnung von günstigen Handelsbeziehungen sah es schlecht aus. Es herrschte auch da ein solcher Reichtum an Organisationen, daß man von einer vollkommenen Organisationslosigkeit sprechen konnte. Jeder machte was er wollte, jeder suchte nur seinen Vorteil, nicht den der Gesamtheit. Man folgte darin dem Beispiel des Staates, der selbst Gewinn machen wollte, ohne Arbeit geleistet zu haben. Es war den hohen Vertretern des Staates nicht geläufig, daß der Staat seinen Gewinn nur indirekt machen soll, durch Hebung des Handels nicht aber direkt, durch Besteuerung d. h. also Drückung des Handels. Die 60%ige Wegsteuerung des Gewinnes war ein Ansporn zu unreellem Vorgehen, war der Anlaß sich frei zu machen und eigene Wege zu gehen. Schleuderkonkurrenz, Schiebungen, die dem Zweck der Einfuhr — Getreide zu bekommen — zuwiderliefen, unreelle Lieferungen von Schundwaren, die auf einmaligen großen Gewinn abzielten, kamen vor und schädigten unseren Handel, statt ihm zu nützen. Von einer sicheren Führung und Unterstützung des achtbaren Handels war nirgend die Rede.

Da sich Niemand an das Armeekommando und seine Organe wandte, da ich überall auf den Widerstand staatlicher Organisationen stieß, war auch meine zweite Aufgabe und Machtvollkommenheit hinfällig.

Ein besonderes Augenmerk wandte ich unserer Valuta zu. Bei den kopflosen Barkäufen und den riesigen Summen, die täglich durch die Armee ins Land flossen, nahm der Banknotenumlauf in der Ukraine außerordentlich zu. Es kamen uns Fälle von bedenklichen Banknotenschiebungen zur Kenntnis. Millionen von Kronen wanderten aus der Ukraine nach Moskau, von wo sie gewiß ihren Weg nach England fanden. Ruckweise Rückgänge unseres Kronenkurses in Amsterdam ließen erkennen, daß größere Banknotenposten einfach verschleudert wurden. Dieser Kampf gegen unsere Krone kostete bei dem Tiefstand des Rubels und unserer Beziehung zwischen Krone und Rubel gar nicht viel.

In dieser Zeit erlebten wir die merkwürdigsten Wertverhältnisse der Krone. Wir kauften den Romanowrubel in der Ukraine um 1.80 Kronen. Zur selben Zeit mußten wir alle militärischen Käufe auf Befehl des Armeeoberkommandos gegen den festen Rubelkurs von zwei Kronen abschließen, indes gleichzeitig die Wiener Devisenzentrale den Rubelkurs mit 2.40 Kronen festsetzte. Daß solche Verhältnisse dem Schwindel und Betrug Tür und Tor öffneten, daß sie dem Stand unserer Krone nur schadeten, war natürlich. Man bedenke, daß Milliarden von Kronen in der Ukraine schwammen.

Alle Versuche, unseren Kronenkurs in der Ukraine zu stützen und dazu von Wien Hilfe und Unterweisung zu erhalten, waren ohne Erfolg. Man sah teilnahmslos zu und schoppte jede Woche und jeden Monat Millionen von Kronennoten in den Verkehr der Ukraine.

Somit war auch meine zweite Aufgabe, den Handel der Monarchie mit der Ukraine günstig anzubahnen, gescheitert und meinen Händen entwunden, diesmal an dem Widerstand und der Eigensucht der eigenen Staatsbehörden.

Zur Zeit als der Kaiser von Österreich und König von Ungarn einem k. u. k. General, der an der Spitze von 250000 österreichisch-ungarischen Soldaten in einem besetzten Lande die höchste tatsächliche Macht inne hatte, eine Aufgabe von Bedeutung gab, hatten österreichische und ungarische Regierungsstellen schon Abmachungen getroffen, welche dieser Aufgabe entgegenstanden. Da sie diese Abmachungen aufrechthielten, war die Aufgabe aufgehoben. Das war jedenfalls ein bedenkliches Zeichen für das Spiel der Regierungsmaschine.

Es sollte aber noch besser kommen.

Die Voraussetzung aller Erfolge in der Ukraine war Ruhe und Ordnung. Daher begann meine Instruktion mit der Verpflichtung für Ruhe und Ordnung Sorge zu tragen.

Diese Verpflichtung verlangte die Anpassung der Gerichtsbarkeit an die Verhältnisse des Landes. Da ich Machtvollkommenheit hatte, ordnete ich vor allem die bisher vom Armeeoberkommando verweigerte Ausdehnung der Feldgerichtsbarkeit auf Verbrechen und Vergehen der Bevölkerung gegen die Armee an, eine Anordnung, die nur das Gleichgewicht zu den Verhältnissen im deutschen Besetzungsgebiet herstellte, wo diese Bestimmung schon lange in Kraft war. Das Armeeoberkommando bewilligte übrigens diese Maßregel noch.

In der Folge fand ich eine weitere Regelung der Zuständigkeit der Gerichte nötig, die allein geeignet war, Übelständen in der Urteilsfällung vorzubeugen.

Da wurde diese Verfügung vom Armeeoberkommando aufgehoben. Ich lehnte die Aufhebung unter Hinweis auf die mir vom Kaiser gegebene unbeschränkte Machtvollkommenheit ab. Es stellte sich heraus, daß ein Unterorgan im Armeeoberkommando entweder nicht gewußt hatte, welche Rechte dem Kommandanten der Ostarmee zustanden oder sich über diese hinwegsetzte. Es bedurfte eines energischen Auftretens um der vom Kaiser im Armeeoberkommando ausgestellten Instruktion der unbeschränkten Machtvollkommenheit im Armeeoberkommando selbst zur Not Geltung zu verschaffen. Ganz gelang es mir nicht, meine Hände blieben gefesselt.

Das setzte der Verworrenheit und Planlosigkeit der Dienstverhältnisse wohl die Krone auf.

Somit war ich eigentlich trotz der schönen Instruktion, um alle diktatorische Machtvollkommenheit gebracht worden. Zwei Aufgaben waren mir ganz entzogen, in der Dritten war ich auch in Kleinigkeiten abhängig von dem Willen untergeordneter Organe.

Jetzt zeigte sich mir der tiefe Sinn, warum meiner Instruktion jede Unterschrift fehlte, warum der Begleitbefehl nur von dem unverantwortlichen Stellvertreter des Chefs des Generalstabes unterschrieben war.

Ich konnte nach keiner Richtung hin selbständig auftreten. Von Wien war aber trotz häufigen Mahnens nichts zu erreichen.

In unserem Besetzungsgebiet lagen massenhafte Beutevorräte. Der Abtransport unseres Anteiles war dringend erwünscht, schon um an der kraftverschwendenden Bewachung zu ersparen. Von Wien aus war aber weder die Vollmacht zu Verhandlungen mit den Deutschen zu erhalten noch wurden die Vereinbarungen von Wien aus geschlossen. Ebensowenig war es zu erreichen, daß klargestellt werde, wer die Kosten der Besatzungsarmee zu tragen habe.

Diese Fragen gleich anfangs beim Einmarsch grundsätzlich zu lösen, war versäumt worden.

Wir hatten es bekanntlich anfangs abgelehnt in die Ukraine einzumarschieren. Ein Veto des österreichischen Ministerpräsidenten, das seine Ursache in der Haltung der sozialdemokratischen Partei fand, war der Grund, warum das Armeeoberkommando von dem militärisch

notwendigen Einmarsch absehen mußte. Die Übernahme des Oberbefehles durch den Kaiser hatte somit das Gegenteil von dem bewirkt, was erreicht werden sollte. Durch die Vereinigung der obersten militärischen und politischen Leitung in eine Hand sollte erreicht werden, daß die Politik nur im Sinne der Kriegführung geleitet werde; tatsächlich wurden aber ganz nichtige politische Anlässe jetzt die Ursache, notwendige militärische Maßregeln zu unterdrücken.

Man mußte uns schließlich „bitten", in die Ukraine einzumarschieren. Ob diese Bitte echt war, ist mir unbekannt. Jedenfalls haben wir es versäumt, die Notlage der Ukraine auszunützen. Nach den Mitteilungen von Offizieren, die am Einmarsch teilgenommen haben, brachte unser Einmarsch nicht nur der ukrainischen Regierung Hilfe, sondern auch den Deutschen, die zu schwach waren, sich bis ans Meer auszudehnen, deren Flanke daher gefährdet war. Man hatte es in Wien nicht verstanden, diese Lage auszunützen und Bedingungen zu stellen, die uns dauernd Geltung verschaffen mußten.

Unsere Truppen waren bei ihrem Einmarsch in Odessa von der Bevölkerung mit Jubel und Blumen empfangen worden, als die Retter aus bolschewikischer Bedrängung. Wenige Wochen danach war die Erinnerung daran verflogen. So sieht die menschliche Dankbarkeit aus. Wir haben es aber nicht verstanden, uns entsprechend in Geltung zu setzen. Wie es mir schien, suchte man aus dem Lande nur Gewinn zu ziehen, ohne dafür auch dort zu helfen wo es nottat.

Von einer „Ukrainischen Gesinnung" war in unserem Besetzungsgebiete weder in der Großstadt noch auf dem Lande etwas zu merken. In Odessa war die Orientierung zweifellos russisch. Die Landbevölkerung dachte nur an die Lösung der Landfrage; ihr war jede Regierung recht, die diese Lösung in ihrem Sinne brachte. Da die ukrainische Regierung nicht über Versprechungen hinauskam, machte sich bald Unzufriedenheit, ja Unruhe unter den Bauern bemerkbar. Bolschewikische Hetzer fanden unter diesen Umständen leicht Glauben und Anhang. Die Ententemächte schürten durch Agenten in dem gleichen Sinne und gegen uns.

In Odessa herrschte zur Zeit meiner Ankunft volle Ruhe. Nur in der Arbeiterschaft gärte es. Die Arbeitsscheu wurde durch die Arbeitslosigkeit ergänzt. Der Ortsverkehr stockte ganz.

Die Ruhe konnte nur dann eine dauernde werden, wenn das öffentliche Leben wieder sein alltägliches Aussehen erhielt, Verkehr

und Handel in normale Bahnen kamen. Ich ordnete daher an, daß die Straßenbahn in Betrieb zu setzen sei und möglichst viele Fabriken die Arbeit wieder aufzunehmen hatten, wenn nötig unter militärischer Leitung. Dem energischen Zugriff unserer Organe gelang dies in kurzer Zeit. Die Wirkung war zweifellos eine gute.

Sehr ungünstig wirkte der Mangel einer guten Straßenpolizei. Die ukrainische Wache war gänzlich unbrauchbar. Aber auch unser Ersatz war nicht vollwertig. Wir hatten nur wenig ausgebildetes Gendarmeriepersonal. Alle Anforderungen guten Gendarmerie- und Polizeipersonals waren vom Armeeoberkommando abgelehnt worden, da man dieses Personal in der Heimat brauche. Wir erhielten nur notdürftig ausgebildetes Ersatzpersonal. Ich wies nun darauf hin, daß die Hetzarbeit und Propaganda der Entente immer mehr und mehr überhandnehme; daß nach meiner Ansicht der Herd der im Hinterland fühlbar gewordenen Propaganda in Rumänien liege, wo die Entente Gesandte und Militärattachees halte, und daß die Fäden der Hetzarbeit von dort durch die Ukraine in die Monarchie führten. Daher wäre es am leichtesten, der ganzen feindlichen Propaganda in der Ukraine beizukommen. Höheres Polizeipersonal, das auch zur Heranbildung der Polizei nötig war, sollte dem Armeekommando in reichem Maße zur Verfügung stehen. Meine Bitte blieb unberücksichtigt. Für Odessa stand ein einziger höherer Polizeibeamter zur Verfügung. Damit war nichts zu erreichen. Es gelang zwar einmal, einen ehemaligen russischen Offizier aufzugreifen, der von Jassy mit dem Auftrag kam, Bauernaufstände und Attentate zu veranstalten; wie viele solcher Agenten mochten uns aber entwischt sein! Daß solche Agenten, die über reiche Geldmittel verfügten, an den aufrührerischen Parteien der Bolschewiki, der Sozialrevolutionäre willige Werkzeuge fanden, war begreiflich.

Es flammten auch immer öfter, bald im deutschen Besetzungsgebiet, bald in unserem, Bauernaufstände auf, die von ehemaligen russischen Offizieren geführt, nur durch größere Truppenaufgebote unterdrückt werden konnten.

Gründliche Abhilfe zu schaffen lag außer meiner Macht, da mir der Polizeiapparat fehlte, um den Schürern das Handwerk zu legen und weil ich das Grundübel, die Unzufriedenheit der Bauern mit der Landfrage, nicht beheben konnte.

Im Monat August wurde mir bekannt, daß man in Baden mit mir unzufrieden sei, weil ich die in meine Wirksamkeit gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt hatte. Man schob das meiner geringen Energie zu.

Nun mußte man in Baden den Zusammenhang der Dinge genau kennen; man mußte wissen, daß mir jede Macht genommen war. Wenn man trotzdem von dort die gegenteilige Ansicht verbreitete, erinnerte das stark an eine Intrige.

Um dem ein Ende zu machen und soweit möglich auch sachliche Abhilfe zu schaffen, fuhr ich in der zweiten Woche des September nach Wien, um dem Kaiser Bericht zu erstatten. Ich hatte Gelegenheit, dem Kaiser ausführlich zu berichten, aus welchen Gründen meine Instruktion hinfällig geworden war, und warum ich somit die mir gestellten Aufgaben nicht erfüllen konnte. Der Kaiser nahm meinen Bericht zur Kenntnis, ohne sich irgendwie zur Sache zu äußern oder eine Änderung in Aussicht zu stellen. Ich solle nur mit dem Chef des Generalstabes sprechen.

Es kam zu einer eingehenden Besprechung aller unzweckmäßig geregelten Dienstzweige. Der Chef des Generalstabes war verhindert, daran teilzunehmen. Sie blieb ohne sachliches Ergebnis, da das Beharrungsvermögen der Abteilungen des Armeeoberkommandos stärker war, als die Notwendigkeit einer erfolgversprechenden Dienstordnung. Es sollte somit alles beim Alten bleiben.

Einige Tage später wurde ich dringend nach Baden berufen. Die bulgarische Front war zusammengebrochen. Man brauchte Truppen und hoffte sie aus der Ukraine nehmen zu können. Auf die Frage des Kaisers, meldete ich, daß Truppen nur mit gleichzeitiger Räumung entsprechender Teile der Ukraine abgezogen werden könnten. Ich wies auf die von Rumänien drohenden Gefahren hin. Diese zwängen zu einer Konzentrierung der Kraft nach Westen. Damit würde auch einem Herausziehen weiterer Kräfte vorgearbeitet. Auf Grund dieser Darlegungen wurde die Räumung der östlichen Ukraine bis an den Dnjepr beschlossen. Die Befehle zur Abgabe von Truppen gingen nach Odessa ab. Zuerst sollte eine Division aus Odessa im Seetransport abgehen. Ich erhielt Befehl noch in Wien zu bleiben. Anfangs Oktober kehrte ich nach Odessa zurück.

In Odessa fand ich den Abtransport der Truppen in schleppendem Gang. Da wir keinen Einfluß auf den Betrieb der Bahnen hatten, konnte nichts geändert werden.

Am 16. und 17. Oktober trafen das Manifest des Kaisers an die Völker Österreichs und ein Armee- und Flottenbefehl ein. Beide Kundgebungen des Kaisers waren sogleich allen Truppen zu verlautbaren. Das Manifest gab allen Völkern Österreichs die Freiheit, sich zu selbständigen Staaten zu organisieren, die sich dann zusammenschließen sollten. Galizien wurde die Freiheit gewahrt, sich an das neue Polen anzuschließen.

Im Armeebefehl lautete der Hauptsatz: „den Wünschen aller Völker Österreichs entsprechend erfolgt ihr Zusammenschluß in nationale Staaten, vereint in einem Bundesstaat."

Die Wirkung dieser Kundgebungen auf die Armee mußte die gleiche sein wie auf die Heimat. Dort, in der Heimat, hatten seit Jahrzehnten nur trennende Bestrebungen die Oberhand gehabt, ihnen war die Staatsgewalt und die Krone nicht entgegengetreten, ja oft entgegengekommen, indem man sie zu einer bequemen Regierungsmethode ausnützte: Man spielte die Nationen gegeneinander aus, um sich als Dritter am Streite zu freuen. Jetzt mußte die feierliche Verkündung des Zerfalles Österreichs eine wahrhafte Divorçons-Stimmung erzeugen. Alles wollte nur Trennung, Niemand wollte den Zusammenschluß. Den Reigen begannen die Tschechen, die schon am 20. Oktober erklärten, nicht zu verhandeln, sondern ihre eigenen Wege zu gehen. Ihnen folgten bald die Südslawen, bis sich zum Schlusse notgedrungen auch die Deutschen diesem Vorgang anschlossen. Ungarn erklärte, einem Bundesstaat Österreich gegenüber aller Verpflichtungen ledig zu sein und zur Personalunion überzugehen. Die Schaffung der nationalen ungarischen Armee war die wichtigste Folge dieser Erklärung.

Die Wirkung der kaiserlichen Kundgebungen auf die Armee mußte die gleiche sein. Zu innig waren doch die Beziehungen und der Verkehr zur Heimat, zu stark war die parteimäßige Verhetzung an der Arbeit.

Besonders unheilvoll mußte die Wirkung auf die Ostarmee sein, dank der eigenartigen Zusammensetzung dieser Armee. Abgesehen von einzelnen Truppenkörpern, wie dem unverläßlichen küstenländischen Schützenregiment Nr. 5, einem mährischen Dragonerregiment und einem einzigen deutschen Bataillon in Kiew, bestand die Armee nur aus ungarischen und galizischen Truppen. Alle diese Truppen mußten

im Sinne der Kundgebungen aus dem Verbande der gemeinsamen Armee scheiden.

Die Stimmung wurde immer schwüler. Die Auflösung mußte beginnen. Eine tiefe Gleichgültigkeit hatte sich bei mir geltend gemacht. Die Gleichgültigkeit eines Menschen, der erkennt, daß es nichts nützt, sich gegen das Verhängnis zu stemmen.

Mitten in diese Entwicklung kam kurz darauf plötzlich ein merkwürdiges Telegramm.

Das Armeeoberkommando ordnete an, sofort alle Truppen zu befragen, ob sie sich für die Monarchie oder für die Republik entscheiden. Ich las zwischen den Zeilen die Aufforderung heraus, die Truppen im Sinne der Erhaltung der Monarchie zu beeinflussen.

Der Generalstabschef beantragte, diesen unfaßbaren Befehl gar nicht zu verlautbaren und beim Armeeoberkommando Vorstellungen zu erheben. Ich lehnte es ab. Ich hatte Widerstand geleistet, solange es noch einen Zweck hatte; jetzt war es vergebens. Auch wußte ich nicht, was das Armeeoberkommando zu diesem Befehl veranlaßt hatte. Der Befehl wurde verlautbart. Seine Wirkung blieb nicht aus.

Kurze Zeit darauf erklärte ein Husarenregiment der Garnison Odessa, nur mehr ungarische Offiziere anzuerkennen, internierte die übrigen Offiziere, darunter den Regimentskommandanten, und verlangte nach Ungarn befördert zu werden, um die Heimat zu verteidigen. Eine Intervention des Armee-Generalstabschefs, eines Ungarn, nützte nichts. Ich ließ das Husarenregiment ausrücken. Es machte den alten strammen Eindruck, hatte aber ein verdrossenes Aussehen. Die Mitteilung, daß das Regiment bereits nach Ungarn abberufen sei — ich hatte die rechtzeitige Zurückziehung aller ungarischen Truppen beantragt — nützte nichts. Es war erkennbar, daß die Hetze tiefer saß.

Mir stand keine verläßliche Truppe zur Verfügung, die einschreiten hätte können. Dabei waren wir von bolschewikischen Elementen umlauert, die nur auf einen günstigen Augenblick zum Losschlagen warteten.

Bald waren alle ungarischen Truppen der Besatzung Odessas in der Forderung einig, sofort nach Ungarn abzugehen. Sie wollten bei der Neuregelung der Heimat mitwirken. Da die Eisenbahn sie nicht sogleich abtransportieren konnte, wollten sie zu Fuß abmarschieren. Um diese Truppen aus Odessa fortzubringen, ließ ich sie im Fußmarsch von Odessa abgehen.

Odessa konnte somit nur mehr von wenigen, auch nicht verläßlichen galizischen Bataillonen besetzt bleiben.

Mit Rücksicht auf die Möglichkeit des baldigen Erscheinens der englischen Flotte vor Odessa war die Verlegung des Armeekommandos nach Winnica vorbereitet worden. Sie sollte erfolgen, sobald die englische Flotte Konstantinopel erreichte. Die Entblößung Odessas von Truppen, die es ausschloß für den Schutz des Armeekommandos zu sorgen, veranlaßte mich, die Verlegung des Armeekommandos sofort anzuordnen. Nach Odessa sollte das 17. Korpskommando kommen, das aus dem Osten abgezogen wurde.

Ende Oktober ging das Armeekommando nach Winnica ab.

Bei der Durchfahrt durch Zmerinka meldete der Kommandant des 25. Korps, daß bei seinen Truppen noch Ordnung herrsche.

Am Tage darauf hatte das italienische Schützenregiment 5 das Korpskommando überfallen, den Korpskommandanten und viele Offiziere gefangen gesetzt, das Lager geplündert und in Brand gesteckt. Es erzwang den Abgang eines Zuges, auf dem die Meuterer die Offiziere mitschleppten, sie aber bald freiließen.

In Winnica meldete sich der Kommandant des dort stehenden Honvedregimentes. Er bezeichnete sein Regiment als vollkommen verläßlich. Am nächsten Tage meldete er, daß das Regiment unbedingt abmarschieren wolle. Es habe nichts genützt, auf den weiten Weg nach Ungarn hinzuweisen, und daß es besser wäre, auf den zugesagten Bahntransport zu warten. Die Vertreter der Mannschaft meinten, daß sie in drei Wochen Fußmarsch die Grenze Ungarns erreichen würden, sie hätten im Kriege schon längere Märsche gemacht. Ich gab die Bewilligung zum Abmarsch.

Somit war das Armeekommando auf eine als vollkommen verläßlich bezeichnete bosnische Sappeurkompagnie als Schutzwache beschränkt.

Am nächsten Tage sollte das mährische Dragonerregiment in Winnica auswaggonieren. Da kam die Meldung, daß das Regiment die Weiterfahrt nach Lemberg erzwungen habe. Es dürfte dort, wie alle Truppen, in volle Auflösung geraten sein.

Dem Armeekommando stand nun gar keine Truppe mehr zur Verfügung. Die ungarischen Truppen hatten inzwischen den Befehl des neuen ungarischen Kriegsministers erhalten, heimzukehren. Sie er-

klärten hiemit nicht mehr dem Armeekommando zu unterstehen und weigerten sich, Befehle weiter noch anzunehmen.

In Kiew hatte sich ein polnischer Generalstabsoffizier gemeldet, der sich ermächtigt bezeichnete, die polnischen Truppen zu übernehmen und ihren Rücktransport zu veranlassen.

Diese Verhältnisse veranlaßten mich, das deutsche Kommando in Kiew aufmerksam zu machen, daß die Ostarmee nicht mehr in der Lage sei, die wichtigen Bahnknotenpunkte Zmerinka und Winnica zu sichern. Beide Orte wurden von den Deutschen besetzt.

Die Unsicherheit der telegraphischen Verbindungen verursachte für alle von unseren Korpskommandos über Winnica nach Kiew zu sendenden Meldungen für den Abtransport eine zwei- bis dreitägige Verspätung. Weil das Armeekommando keinen Einfluß auf den Abtransport hatte, war der Umweg über Winnica unnötig; deshalb wurde angeordnet, alle Anmeldungen direkt an den bevollmächtigten General nach Kiew zu senden. Das Armeekommando war somit überflüssig geworden. Den Abtransport veranlaßten die deutschen Eisenbahnstellen, auf die das Armeekommando keinen Einfluß hatte, die Anmeldungen besorgten die Korpskommandos direkt.

Als nun nicht nur die bosnische Sappeurkompagnie den Gehorsam verweigerte und ihren Abtransport forderte, sondern auch das Personal des Armeekommandos, das vorwiegend aus Ungarn bestand, widerspenstig wurde, ordnete ich den Heimtransport des Kommandos an. Das Armeeoberkommando war anderer Ansicht. Es glaubte, daß das Armeekommando noch etwas für den Abtransport der Truppen nützen konnte. Es befahl daher, daß das Armeekommando noch in der Ukraine bleibe.

Natürlich nützte dieser Befehl ebensowenig, wie die Befehle des Armeekommandos genützt hatten. Das Personal des Armeekommandos verlangte immer dringender seine Heimsendung, so daß Mitte November der Rücktransport über Rowno angetreten wurde. In Rowno blieb ein engerer Stab zurück, um durch Verhandlungen mit der westukrainischen Regierung in Lemberg und mit der polnischen in Warschau günstige Bedingungen für den Durchmarsch der Truppen zu erwirken.

Die Verhandlungen zeitigten zwar günstige Ergebnisse, indem der Durchzug gestattet wurde, doch blieb es bei der Entwaffnung aller Transporte, Abnahme alles Staatseigentumes und schließlich auch der

Wegnahme des Privateigentums durch willkürlich vorgehende Amtsstellen.

Die Mehrzahl des Personales des Kommandos fuhr von Rowno über Deutschland in die Heimat.

Das Kommando blieb nun etwa eine Woche untätig in Rowno. Da jede Verbindung mit der Heimat abgeschnitten war, niemand dafür sorgte, daß uns wenigstens die dringendsten Nachrichten zukamen, war unsere Lage eine recht unangenehme und peinliche. Wir mußten schließlich damit rechnen, daß uns die letzten Mannschaftspersonen im Stich lassen konnten.

Nach etwa einer Woche mußten wir Rowno verlassen, da die Deutschen alle Wohnungen selbst in Anspruch nahmen. Wir fuhren nach Kowel.

Auch dort hatten wir gar nichts zu tun. Jeder Einfluß auf irgendeinen Transport war ausgeschlossen. In Kowel lernten wir den ersten Soldatenrat und sein segensreiches Wirken kennen. Schon in Rowno war uns das Verhalten der deutschen Soldaten aufgefallen. Offiziere sah man fast nie. Die Mannschaft leistete keinen Gruß, verhielt sich aber sonst ruhig. In Kowel fiel die Wichtigtuerei auf, mit welcher die als Soldatenräte und dergleichen Würdenträger gekennzeichneten Personen herumeilten. Vorsitzender des Soldatenrates Kowel war ein Arzt. Täglich hatte der Soldatenrat seine Sitzungen. Fördernd wirkten diese jedenfalls nicht auf den Dienstgang ein. Wenigstens entzog sich der deutsche Platzkommandant einer solchen Sitzung nach kurzer Zeit, indem er sagte, er habe Wichtigeres zu tun.

An uns rieb sich der Soldatenrat besonders gerne. Ein hohes Kommando ohne Truppen, ohne Wirkungskreis und ohne Macht war der dankbarste Gegenstand, seine Macht zu zeigen.

Endlich konnte das Kommando Ende November über Polen in die Heimat reisen. Die Polen sorgten für die ungehinderte Beförderung durch polnisches Gebiet. Sie nahmen uns nur alles staatliche Eigentum, Automobile, Pferde, Wagen und Waffen ab. Das Privateigentum der Offiziere wurde nicht angetastet.

In Oderberg hatten wir die Wahl, entweder über Deutschland oder über tschechisches Gebiet die Reise fortzusetzen. Auf die Versicherung eines Stabsoffiziers, daß unser Eigentum unangetastet bleiben werde, entschlossen wir uns, den kürzeren Weg durch Mähren zu nehmen. In Göding wurden wir verhalten, den Waggon zu verlassen.

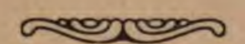
Man wollte staatliches Geld beschlagnahmen. Nun hatten wir allerdings solches Geld bei uns, um es in Wien dem rechtmäßigen Eigentümer abzugeben. In der Kasse war nur ein kleiner Betrag, zwei Offiziere gaben die verwahrten Summen ab, so daß etwa 3—400 000 Kronen den Tschechen in die Hände fielen.

Bei dieser Gelegenheit wurde aber das Gepäck der Offiziere in der rücksichtslosesten und rohesten Weise durchstöbert und von den Legionären alles behalten, was ihnen gefiel. Anwesende und um Abhilfe ersuchte Offiziere waren diesen disziplinlosen Legionären gegenüber machtlos. Jedenfalls hat dieses schändliche Treiben einer zügellosen, durch Verrat verhärteten Soldateska dem tschechischen Namen keine Ehre eingetragen.

Es war das Schmerzlichste, beim Abschluß einer langen Dienstzeit noch von Offizieren und Soldaten der alten Armee in so schmählicher Weise behandelt zu werden.

Am 1. Dezember langten wir in Wien ein, wo sich das Armeekommando gänzlich auflöste.

Damit war der Krieg für mich nach 4¼jähriger Dauer beendet.



Die Politik im Kriege.

Unter „Politik und Kriegführung" wurde dargetan, wie die zum Kriege führende Politik wesentlichen Einfluß auf die Einleitung des Krieges, auf die ersten Mißerfolge und auf die weitere ungünstige Entwicklung der Kriegführung genommen hat.

Dieselbe ungünstige Einflußnahme läßt sich an der im gleichen Geiste weitergeführten Politik im Kriege verfolgen.

Politik und Kriegführung sollen sich im Laufe des Krieges unausgesetzt in die Hände arbeiten. Die Politik soll die Kriegführung in die Lage versetzen, sich ganz der jeweilig wichtigsten strategischen Aufgabe zuzuwenden, alle militärische Kraft dort zu konzentrieren, wo die Entscheidung zu suchen ist. Sie muß der Kriegführung den Rücken decken durch geschickte politische Abwehr neuer Feinde, oder durch Hinhaltung dieser, bis eine günstige Entscheidung am Schlachtfelde wieder der Politik ihre Aufgabe erleichtert: Zwietracht in die Reihe der Feinde zu tragen, sie zu trennen, neue Feinde abzuschrecken und so alle Fäden für den zu erkämpfenden Frieden zusammenzubinden.

Die Politik muß nicht nur unausgesetzt bestrebt sein, die Feinde zu schwächen, sie muß auch das eigene Volk in die der günstigen Entscheidung zuträgliche Verfassung bringen, es mit dem Willen zum Sieg, zum Ausharren erfüllen, dazu wenn nötig zwingen; sie muß auch im Gegensatze dazu auf die Psyche der feindlichen Völker zerstörend und entnervend wirken. Da das wichtigste Kampfmittel der Politik das Wort ist, das gesprochene und geschriebene Wort, muß der führende Politiker jedes Wort wohl überlegen, das er der Öffentlichkeit in irgendeiner Form, als Rede, Bericht, in der Presse oder sonstwie preisgibt.

Nichts kann die Widerstandskraft eines Volkes, eines Heeres schwerer schädigen als unbedachte Worte der führenden Politiker.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie der ungünstige Ausgang der ersten Operationen der Mittelmächte auf ihre, besonders Österreich-Ungarn feindlich gesinnten Nachbarn, Italien und Rumänien, einwirkte.

Italien schritt in klarer, unzweideutiger Weise auf den Krieg mit Österreich los. Es war mit aller Sicherheit vorauszusehen, daß

Italien die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen werde, sich seine ersehnten, unerlösten Gebiete zu holen.

Jede zaghafte Haltung, jede schwächliche Nachgiebigkeit konnte die Entscheidung Italiens für den Krieg nur beschleunigen. Je geschlossener es dagegen die Mittelmächte traf, desto schwerer mußte ihm der Entschluß werden, den Krieg zu erklären. Sein Traum war, nur das todwunde Österreich allein zu treffen, seinen Krieg nur mit diesem Österreich auszufechten. Hätte es Österreich von Ungarn und Deutschland trennen können, es hätte unbedenklich zu jedem Mittel gegriffen, dieses Ziel zu erreichen.

Es gelang ihm nicht. Es traf vor allem Österreich-Ungarn geschlossen. Aber merkwürdigerweise stand Deutschland beiseite. Es machte sogar alle Anstrengungen, Österreich-Ungarn zu bewegen, freiwillig einen Teil seines Gebietes an Italien abzutreten, um dessen Neutralität zu erkaufen.

Monatelang wurde gehandelt und gefeilscht, obwohl man sich sagen mußte, daß Italien auf diesem Wege nicht zu befriedigen war.

Italien wollte einfach alles; es wollte Tirol bis zum Brenner, es wollte das Küstenland mit Görz und Triest und es wollte Dalmatien haben. Es wollte sich, das war doch von allem Anfang an sonnenklar, mit Trient allein nicht abspeisen lassen, es konnte sich nicht abspeisen lassen, denn eine zweite Gelegenheit, alles zu erwerben, kam nicht mehr.

Daß unter diesen Verhältnissen Deutschland seinen Bundesgenossen drängte, ein schweres Opfer zu bringen, mehr noch ein Opfer an Selbstachtung und Stolz als an Entsagung auf Besitz, das war ein Zeichen großer Schwäche und somit ein schwerer politischer Fehler. Dabei mußten sich aber die deutschen Diplomaten noch sagen, daß dieses Opfer jedenfalls nutzlos gebracht worden war, wenn die Mittelmächte weiter im Unglück geblieben wären. Italien hätte sich, mit Trient in der Tasche, nicht gescheut, einen neuen Anlaß zum Kriege zu finden und sich so nach und nach alle seine Wünsche zu erpressen.

Es war daher eine schlechte Politik, Italien mit solchen Versprechungen ködern oder auch nur hinhalten zu wollen. Diese Versprechungen zeigten die politische Schwäche der Mittelmächte, die Angst vor dem Eingreifen Italiens und nützte natürlich nichts, weil Italien angesichts dieser Schwäche mit Recht mehr verlangte.

Dagegen hemmte diese Politik die militärische Bereitstellung

gegen Italien. Um Italien nicht zu „reizen“ — als ob das noch nötig gewesen wäre — mußte jede Bereitstellung von Truppen an der italienischen Grenze unterbleiben, durfte nur eine weit rückwärts gelegene Linie notdürftig befestigt werden, obwohl es günstiger war, in vielen Teilen weiter vorne Stellung zu nehmen, ja stellenweise sogar auf italienisches Gebiet vorzugreifen. Die Politik hinderte somit die Vorbereitung der Kriegführung, statt sie zu unterstützen, zu begünstigen.

So stümperte die österreichisch-ungarische-deutsche Politik den Krieg mit Italien herbei, statt ihn zu verhindern oder hinauszuschieben. Hätte sich Deutschland ebenso energisch als Feind Italiens gezeigt, wie Italien gegen Österreich, dann hätte sich Italien noch Monate Zeit gelassen und hätte sich eine Kriegserklärung vielleicht sehr überlegt.

Sehr eigentümlich war, daß die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn ohne Folgen bezüglich Deutschland geblieben ist. Daß Italien nicht gleichzeitig den Krieg an Deutschland erklärte, war das beste Zeichen dafür, daß Italien diesen Krieg scheute. Umso unbegreiflicher war das Eingehen Deutschlands auf diese politische Farce. Die Vorteile, die etwa sonst für Deutschland aus diesem Zustand gewonnen werden konnten, mußten verschwinden gegenüber den schweren militärischen Nachteilen, die aus der nicht einheitlichen Kriegführung entstanden.

Diese politische Absonderlichkeit hatte jedoch eine noch ärgere militärische im Gefolge. Deutschland, das mit Italien im Frieden blieb, stellte in Tirol eine Division gegen Italien ins Feld. Solche Spielereien mußten Unklarheiten und Ungehörigkeiten im Gefolge haben. Es wurde schon in einem früheren Kapitel erwähnt, wie diese zwecklose Maßregel es mit sich brachte, daß eine nötige militärische Maßnahme, das Vorschieben der eigenen Linie auf italienisches Gebiet, unterbleiben mußte, weil die deutschen Truppen nicht angreifen sollten, daher italienischen Boden nicht betreten durften.

Der unklare Friedenszustand zwischen Deutschland und Italien war vielleicht die Ursache, daß die militärische Führung der Mittelmächte im Dezember 1915 nicht auf den Gedanken kam oder sich nicht in ihm einigen konte, den nächsten Vernichtungsschlag gegen Italien zu führen. Deutschland war nicht im Kriegszustand gegen Italien, hatte daher kein Interesse an der Niederwerfung Italiens. Es konnte sich ohne vorherige Kriegserklärung nicht selbst am Kampf beteiligen. Österreichisch-ungarische Truppen in Rußland freizumachen, damit wir

„unseren Krieg" mit Italien zu Ende führen konnten, dazu wollte sich sicherlich der deutsche Stolz nicht verstehen. Somit ging jeder seiner Wege. Die falsche Politik im Kriege verschuldete die getrennten Wege der beiden Heeresleitungen und verschuldete damit die neuen Mißerfolge, sowohl vor Verdun, als in Italien und in Rußland. Bei dem Mangel einer gewaltigen Übermacht an Zahl mußte die straffe Zusammenfassung der Kraft zu einem Entscheidungsschlag eintreten, sie mußte das Ziel der militärischen Führung und der Politik sein. Die Politik mußte durch gleichzeitige Kriegserklärung an Italien die Kriegführung in die Lage versetzen, die gesamte Kraft in einem Entscheidungsraum zu vereinigen. Dieser nächste Entscheidungsraum war, wie schon einmal hervorgehoben wurde, Italien.

Welchen Einfluß eine vernichtende Niederlage Italiens auf die Psyche der Bevölkerung Österreich-Ungarns gehabt hätte, wie sehr dadurch die moralische Widerstandskraft der Monarchie gefestigt worden wäre, kann daran ermessen werden, daß jedes auftauchende Gerücht über eine bevorstehende Offensive gegen Italien — und leider wußte man das überall schon Monate voraus, eher als an der betroffenen Front — Jubelstürme in der Bevölkerung auslöste.

Welche gewaltige Wirkung hätte es auf die ganze Welt, auf alle noch zaghaften Feinde ausüben müssen, wenn wenige Monate nach der Kriegserklärung Italiens die italienische Armee vernichtet gewesen wäre!

Rußland geschlagen und zurückgeworfen, Serbien und Montenegro vernichtet, Italien vernichtet — welch glänzende militärische und damit auch politische Lage hätten die Mittelmächte im Frühjahr 1916 eingenommen.

Die Schuld an dem Eintritt des Gegenteils belastet die verfehlte Politik im Kriege.

Seit dem Versagen der ersten Operationspläne war Mitteleuropa einer großen eingeschlossenen Festung zu vergleichen.

Die Bevölkerung dieser Festung mußte nach denselben Richtlinien gelenkt, geführt und geleitet werden, wie die Einwohnerschaft einer belagerten Festung.

Die Regierungen hatten daher die Verpflichtung, auf die Stimmung der Bevölkerung, auf ihre Ernährung zu achten, dafür zu sorgen, daß jede die Widerstandskraft der Festung erschütternde Haltung der Bevölkerung oder ihrer Vertretungen unterbleibe.

Eiserne Entschlossenheit bis zum Äußersten, bis zum Siege auszuhalten, mußte der nach außen erweckte Eindruck sein und bleiben.

Felsenfestes Vertrauen in ihr Recht, Begeisterung für die Durchkämpfung des von gewinnsüchtigen Feinden aufgedrängten Krieges mußten der Bevölkerung eingeflößt werden. Feste, rücksichtslos eingreifende Regierungsmaßnahmen mußten jede Regung einer gegenteiligen, die Schwächung der Widerstandskraft herbeiführenden Gesinnung und Bestrebung im Keime ersticken. Schuldige, sie mochten noch so gute und reine Beweggründe haben, mußten hart getroffen werden. Verrat, Trennungsgelüste mußten mit rücksichtsloser Härte unterdrückt werden. Je schwerer die Last des Widerstandes wurde, desto energischer mußte die Bevölkerung zum Willen des Durchhaltens gezwungen werden.

Wir finden auch alle diese Forderungen an die innere Politik im Kriege in glänzender Weise erfüllt — bei unseren Feinden, den Belagerern, ganz vernachlässigt leider bei uns, den Belagerten. Die verderblichen Folgen konnten nicht ausbleiben.

Einen schweren Fehler beging die deutsche Politik schon durch das am 4. August 1914 abgegebene feierliche Eingeständnis eines an Belgien begangenen Unrechtes. In diesem unbegreiflichen Vorgehen kommt die ganze verfehlte deutsche Ideologie zum Ausdruck, die in ihrer übergroßen Ehrlichkeit schon an Einfalt erinnert.

Nie hat ein Engländer Unrecht, wenn er etwas tut, was England nottut. Kein Vertrag, kein Recht, kein fremdes Leben ist heilig genug, um England einer Gefahr auszusetzen. England in Not ist das höchste, das unbedingte Recht zu jeder Selbsthilfe.

Dasselbe Gesetz hätte die deutsche Politik schaffen sollen, schaffen müssen. Aber das war ja der Fluch: Hätte Deutschland die starke Politik besessen, die so zu handeln wußte, wären wir gar nicht ins Jahr 1914 gekommen.

Das Eingeständnis der Verletzung der belgischen Neutralität als Unrecht war ein Verbrechen am deutschen Volk, das eine ganz und gar unfähige Politik begangen hat, eine Politik, die nicht wußte, was sie bedeutete, die über ihr eigenes Wesen als Kampf auf Leben und Tod im unklaren war.

Deutschland hatte das volle moralische Recht durch Belgien zu marschieren, niemand konnte ihm dieses Recht nehmen, nur seine eigene politische Führung. Sie hat es genommen. Erst seit dem

4. August war Deutschland schuldig, erst seit diesem Tag standen Volk und Heer unter dem Druck dieser Schuld.

Die Freude der Feinde Deutschlands darüber war mit Recht groß. Sie hatten damals schon den Krieg moralisch gewonnen.

Die ganze innere Politik der Mittelmächte entsprach der Schwächlichkeit der großen Politik nach außen.

In Österreich-Ungarn geschah von Seite der Regierungen nichts, um die innere Widerstandskraft des Reiches zu erhöhen.

Der Gegensatz zwischen Österreich und Ungarn blühte weiter. Ungarn nützte jede Gelegenheit aus, um politische und wirtschaftliche Vorteile zu erringen, die nur auf Kosten Österreichs und der Gemeinsamkeit errungen werden konnten.

Österreich, das immer auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen war, mußte besonders nach dem Ausfall Galiziens bald in volle Abhängigkeit von Ungarn geraten. Statt nun aber eine Steigerung der ungarischen Produktion zu erzielen, richtete die ungarische Politik ihr Hauptaugenmerk darauf, Österreich und die Armee in volle Abhängigkeit von Ungarn zu bringen. Sie erreichte es, daß die Kriegsverwaltung, die natürlich ihren Bedarf an Verpflegung vor allem aus Ungarn zog, ihre Käufe einstellen mußte und nur mehr von den Regierungen beliefert wurde. Da Österreich bald selbst in Not kam, hatte Ungarn in Kürze das Alleinrecht in der Versorgung der Armee mit Nahrung. Rücksichtslos wurde dieses Alleinrecht ausgenützt, wenn auch darüber die Widerstandskraft Österreichs und der Armee in die Brüche ging.

Ungarn setzte der Schaffung eines einheitlichen Ernährungsdienstes unbedingten Widerstand entgegen. Ich glaube zwar, daß bei richtigem Vorgehen diese Notwendigkeit zu erreichen gewesen wäre. Sie wurde aber nicht erreicht. An dieser Kurzsichtigkeit ist die Monarchie, ist aber auch Ungarn zugrunde gegangen.

Die österreichische Regierung tat gar nichts, um das innere Gefüge Österreichs den Kriegsverhältnissen anzupassen. Das Parlament war unbrauchbar, es wurde daher gleich bei Beginn des Krieges heimgeschickt. Dieser Zustand hätte aber nun eine um so rührigere fruchtbringende Tätigkeit der Regierung erfordert. Sie tat aber nichts, ließ alles gehen wie es eben ging und war zufrieden, die Verwaltungsmaschinerie überhaupt in Gang zu erhalten.

Weder auf politischem Gebiet, noch auf wirtschaftlichem, noch zur

Volksernährung tat die Regierung das geringste. Staatsfeindliche Elemente saßen in den Zentralstellen. Kein Wunder, daß alles auf den Zerfall hinarbeitete.

Einmal ging ein Freudenruf durch Österreich, als der Staat diesen alten Namen auch öffentlich durch eine Verordnung erhielt. Die „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ sollten von nun an Österreich heißen. Man glaubte, hoffte, daß nun Schlag auf Schlag diesem Namen Geltung verschafft werden würde. Nichts geschah aber. Die ganze Kraft hatte sich damit erschöpft. Nicht der Wille, ein Österreich, einen wirklichen Staat zu schaffen, hatte den alten Namen neugeboren! Ungarn hatte seinen Willen nach einem gemeinsamen Wappen durchgesetzt, und da dieses Wappen aus dem Wappen von Ungarn und dem Wappen von.... einem zweiten Wesen bestehen sollte, das einen Namen haben mußte, wurde Österreich feierlich Österreich getauft. Keine weitere Folgerung wurde gezogen, obwohl es nötig und mit sicherem Erfolg möglich war.

So konnten in Österreich Kriegsfeindlichkeit und Verrat ihre verderbliche Wirkung äußern. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen sei betont: Kein vernünftiger Mensch fühlte Liebe für den Krieg an sich, jeder war ihm feind. Vernünftige Menschen suchten dieser Feindschaft Geltung zu verschaffen, indem sie alles daransetzten, den Krieg rasch siegreich zu beenden. Die „Kriegsfeindlichkeit“ tat aber in vollster Verblendung oder in verbrecherischer Gewissenlosigkeit das Gegenteil, sie tat alles, um die Kriegführung zu unterbinden, zu lähmen, verlängerte dadurch den Krieg und brachte uns um den Erfolg. Diese blinde, kurzsichtige Kriegsfeindlichkeit ist gemeint, die sich z. B. darin äußerte, dem Staate und dem Heere die Mittel zur Kriegführung zu verweigern.

In Ungarn war Tisza unbeschränkter Herr. Sein Starrsinn, seine Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit steigerten den Widerstand und den Haß seiner politischen Feinde ins Ungemessene. Jedes Mittel schien seinen Gegnern recht, ihn zu Fall zu bringen.

In dieser Lage war die innere Politik der Monarchie, als durch den Tod Kaiser Franz Josefs die Möglichkeit eines neuen Kurses eintrat.

In Österreich-Ungarn blieb alles beim Alten, nur daß durch die Einberufung des österreichischen Parlaments die alte Schande dieses Staates in verstärktem Maße wiederkehrte. Auch der Krieg änderte

nichts an dem unfruchtbaren Parteihader und an den verzweifelten Versuchen der Regierungen, sich schwimmend zu erhalten, was seit langer Zeit das Hauptziel der Regierungskunst war.

Dieses politische Zerrbild mußte die Hoffnung der Feinde auf endlichen Erfolg beleben und stärken.

Einmal wieder leuchtete einen Augenblick ein Hoffnungsstern auf, als der österreichische Ministerpräsident Graf Clam-Martinitz am 12. Juni 1917 im Parlament verkündete: „Das Programm der Regierung ist Österreich." Jeder gute Österreicher hoffte, daß diesem schönen Wort bald Taten folgen würden. Doch schon am 19. Juni 1917 überreichte diese Regierung ihr Rücktrittsgesuch, weil eine der stärksten Parteien, die Polen, der Regierung sogar eine kurzfristige Vollmacht zur Leistung und Deckung der Kriegsausgaben verweigerte. Man höre aber und staune, was der Grund für diese Haltung war: Die Polen forderten einen Zivilstatthalter für Galizien, wo seit Monaten ein General das Land ebenso gut und ebenso schlecht verwaltete wie früher die Zivilstatthalter, einen polnischen Landsmannminister und einen Polen als Handels- oder als Eisenbahnminister!

Man verhandelte ernsthaft — mitten im Weltkrieg! — um diese „Politiker" und diese verbrecherische Politik zu befriedigen, statt zu handeln, wie es in der belagerten Festung geboten war.

Am 23. Juni kam das neue Ministerium zur Welt. Der Kaiser hatte seine unglückliche Hand in der Wahl seiner Berater abermals mit vollem Erfolg walten lassen.

Da trat am 3. Juli ein Ereignis ein, das ganz Österreich in Aufruhr brachte, die Amnestie politischer Verbrecher. Wenn man die Feinde Mitteleuropas aufgefordert hätte, eine Maßregel zu ersinnen, die Österreich besonders schwer schädigen mußte, sie hätten keine bessere Wahl treffen können. Durch diesen, so schlecht angebrachten Gnadenakt kehrten politische Verbrecher und Verräter aller Art in kritischer Zeit ins öffentliche Leben zurück. Wenn man glaubte, auf Dankbarkeit und Versöhnung rechnen zu können, dann hatte man die menschliche Natur, besonders die Natur verbohrter Politiker ganz falsch eingeschätzt.

Dieser Gnadenakt wurde von allen Seiten nur als das Zeichen einer tief sitzenden Schwäche angesehen und ausgenützt. Alle guten Elemente im Staate und in der Armee wurden abgestoßen, verbittert,

alle staatsfeindlichen schöpften daraus neuen Anreiz, neue Aneiferung, ihr gewinnbringendes und dabei so gefahrloses Handwerk fortzusetzen.

Die Hand eines Kindes hatte diesen Akt der Gnade, der am Geburtstage des Kronprinzen Otto verkündet wurde, veranlaßt; es war die Äußerung eines kindlich naiven Gemütes.

Niemand wußte, wie diese Amnestie entstanden war. Unverantwortliche Personen waren an der Arbeit. Weder der österreichische Ministerpräsident noch der Minister des Äußeren wollten etwas von der Vorbereitung dieses Aktes gewußt haben.

Ein Jurist der Militärkanzlei des Kaisers erzählte mir, daß er aufgefordert worden war, den Erlaß zu verfassen. Er habe diese Zumutung abgelehnt unter Hinweis auf die verderblichen Folgen.

Es mußte sich dann doch eine willige Hand geboten haben, die Österreich den gut gemeinten Dolch in den Rücken stieß.

Graf Tisza lehnte es ab, die Amnestie auf Ungarn auszudehnen. Er bezeichnete diesen willkürlichen Akt als ein Unglück für die Monarchie. Die Amnestie blieb somit auf Österreich beschränkt.

Hochverräter vom Range eines Kramarsch, eines Raschin, politische Mörder wurden frei und der glänzenden österreichischen Politik wieder geschenkt.

Die Zeit wurde in Österreich weiterhin vertrödelt mit den hoffnungslosen Versuchen, die politischen Parteien in irgendeinem Ziel zu vereinigen. Man versuchte es weiter, Feuer und Wasser — Tschechen und Deutsche — ohne Schaden zusammenzubringen und war erstaunt, daß das nicht ging. Man durfte sich daher nicht wundern, daß schließlich selbst die zähe, unverwüstliche Lebenskraft Österreichs diesen Heilversuchen unterlag.

Da die Regierung wieder nur Sinn und Zeit für die unmögliche Schlichtung dieser politischen Gegensätze hatte, da sie kein Verständnis, keinen Willen für die Ordnung der trostlosen Ernährungsverhältnisse besaß, da sie in wirtschaftlicher Hinsicht nichts unternahm, um die Bevölkerung vor strafbarer Ausbeutung zu sichern, wurden sowohl die Ernährungslage als auch die politischen Spannungen immer kritischer und verderblicher.

Die Folge war, daß die Regierung von Zeit zu Zeit an Wahnvorstellungen litt, die Unzufriedenheit der Bevölkerung werde sich gewaltsam Luft verschaffen, es müsse zur Revolution kommen. Dieses Leiden übertrug sich natürlich auf den Monarchen, so daß Stimmung

und Handlung hin und her schwankten zwischen der Sorge und der Angst vor der Revolution und zwischen der Sorglosigkeit der vom drückenden Alp befreiten Regierungskunst.

Ende Jänner 1918 weilte ich mit Urlaub in Wien, als mir der General der Kavallerie Fürst Schönburg eröffnete, daß man mit dem Ausbruche ernster Unruhen rechne, und daß für diesen Fall eine vorwiegend militärische Regierung gebildet werden solle. Der Fürst sei als Ministerpräsident in Aussicht genommen. Er rechne nun mit mir als Ernährungsminister. Ich dankte für das Vertrauen, sprach aber meine Überzeugung aus, daß es zu spät und nicht mehr zu helfen sei, so sehr sei das Ernährungswesen bereits verfahren.

Der Fürst entgegnete, daß von der ausreichenden Ernährung alles abhänge; bekomme die Bevölkerung Brot, dann sei die Ruhe leicht aufrecht zu erhalten, dann sei es leicht zu regieren. Ich sei der einzige General, der ihm bezüglich dieses Verwaltungszweiges Vertrauen einflöße. Ich behielt mir Bedenkzeit vor, lehnte aber später bestimmt ab, mit dem Bemerken, daß ich nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers nachgeben könnte, da ich meinen Namen durchaus nicht freiwillig mit dieser verlorenen Sache in Verbindung bringen wolle und nur dem Zwange eines Befehles Folge leisten könnte.

Einige Tage später wurde ich nach Baden berufen, wo mir der Kaiser eröffnete, er müsse auf mich als Ernährungsminister rechnen. Die Lage, setzte er aber heiter bei, hat sich wieder so gebessert, daß für die nächste Zeit nicht mit der Notwendigkeit dieses Ministeriums gerechnet werden müsse.

Es kam auch nicht dazu.

Welche Verhältnisse zuerst die Sorge und dann später die Hoffnung begründeten, blieb mir unbekannt. Man begnügte sich damit, Truppen ins Hinterland zu legen und eigene Kommandierende Generale für einzelne Gebiete zu bestellen. Es wurde offenbar etwas viel herumversucht. Der sichere Steuermann fehlte.

Aber auch in Ungarn konnte sich die neue Regierungskunst erproben. Dort stand die mächtige, alles beherrschende Gestalt des Grafen Tisza. Voller Eigenheiten in der ungarischen Auffassung der Welt, war er doch der einzige Staatsmann, den die Monarchie besaß. Darum war er nicht genehm. Sein Wesen mißfiel. Man hatte ein „Testament" übernommen, demzufolge auch Ungarn, das eine feste Einheit bildete, in seine Nationen zu zerlegen war. Man hatte das

Testament jedoch nur halb gelesen oder nur halb verstanden. Nicht das „Zerlegen" war die Hauptsache, sondern das Zusammenfassen, das Anschließen der Serben und der Rumänen, das dann die Zerlegung Ungarns und die Bildung neuer Staaten im Rahmen der Monarchie, und zwar eines südslawischen und eines rumänischen Staates zur selbstverständlichen Folge haben mußte.

Von der Angliederung war aber keine Rede, als man mit der Zertrümmerung des Bestehenden begann. Die haßerfüllten ungarischen Regierungsgegner, denen jedes Mittel gegen Tisza recht war, wurden bald für das allgemeine Wahlrecht gewonnen, das den Nationalitäten das Übergewicht gegen die Magyaren geben sollte. Tisza war nicht gewillt, Ungarn auf diesem Wege vernichten zu lassen. Er nahm den Regierungsgegnern den Wind aus den Segeln und legte selbst ein freisinnigeres Wahlgesetz zur Genehmigung vor. Der König von Ungarn verweigerte die Genehmigung. Tisza zog die Folgerung und ging, ging aber mit der Mehrheit in die Opposition.

Die Minderheit, die nur der Haß gegen Tisza geeinigt hatte, trat ans Ruder. So schuf man mitten im Kriege neben der ohnmächtigen österreichischen Regierung eine ohnmächtige ungarische Regierung.

Die Folgen dieser Regierungskunst stellten sich bald ein. Die Regierung der Minderheit konnte gegen die geschlossene Mehrheit in der Opposition nichts ausrichten. Alle Versuche, ein Wahlgesetz zu schaffen und zur Mehrheit zu werden, scheiterten. Da man nicht rechtzeitig umkehren wollte, glitt das Staatsschiff Ungarns von Minderheit zu Minderheit in den Abgrund, der es willig aufnahm.

Neben dieser verblendeten inneren Politik, die gar nicht zu ahnen schien, was der Krieg von ihr forderte und die noch immer glaubte, ihre Mätzchen seien das Wichtigste für Staat und Volk, ging unsere äußere Politik ihre alten Wege in neuer, frischer Gewandung.

Die äußere Politik ging die alten Wege, denn sie wollte jetzt ebenso wenig etwas Tatsächliches, wie in den früheren Jahrzehnten. Sie wollte den Status quo ante, ja sie war sogar zu schweren Opfern bereit. Sie, die nichts erstrebte, machte sich unnütze Gedanken über allgemeine Abrüstung, Schiedsgerichtsbarkeit, Völkerbund und krieglose Politik zu eigen.

Sie zog diese Wege in neuer, frischer Gewandung, denn der neue Minister des Äußeren, Graf Czernin, brachte seine frische Scheinenergie, seine weitgehende Offenheit, die alle Welt zu Zeugen seiner

Ansichten machte und eine ziemliche Menge von Rücksichtslosigkeit mit in die Geschäftsführung.

Er redete sehr gut, gefällig, blendend; er sprach zu allen Zeiten und Gelegenheiten ganz offen über den Willen der Monarchie, selbst über Opfer zum Frieden zu kommen.

Unbedenklich äußerte er Ansichten, die jetzt mitten im Daseinskampf kund zu tun zumindest zwecklos war, die aber eher schadeten, weil sie den aufhorchenden, schwer ringenden Feind Hoffnung schöpfen ließen. Der Feind sah in diesen Äußerungen eines führenden Ministers nicht die Bekenntnisse einer schönen Menschenseele, sondern die Ängste eines gequälten, nach Rettung suchenden, seiner Stellung nicht gewachsenen Diplomaten. Denn so spricht doch nie der Minister eines starken, kraftbewußten Staates, der siegen will, nein nicht einmal ein Minister, der nur zu siegen hofft. Von allgemeiner Abrüstung, von Schiedsgerichten und Völkerbund spricht mitten im Kampf nie der Starke, der zu siegen hofft, sondern nur der Schwächling, der noch retten will, was zu retten ist. Mit solchen Redensarten — leider werden solche Erörterungen noch lange Zeit nur Redensarten bleiben — ist es kinderleicht, sich volkstümlich zu machen, den Beifall der Menge zu erwerben, besonders dann, wenn draußen an der Front der männermordende Kampf tobt. Aber die Sache hat auch eine andere Seite, die Bedenken erregt. Man gewinnt mit solchen theoretischen Erörterungen nicht nur den Beifall der Menge, man erregt auch Hoffnungen, die man nicht erfüllen kann, man legt Keime, die nur als Unkraut fortwuchern können. Daher muß ein Minister des Äußeren, besonders in Kriegszeiten mit solchen Darlegungen vorsichtig sein, will er von allen ernsten Seiten auch ernst genommen werden. Die Entente, vor allem Wilson, hat die Erklärungen des k. u. k. Ministers des Äußeren keiner Beachtung für würdig befunden, sie hat sie nicht ernst genommen. Dasselbe Schicksal wird ihnen von vielen Seiten in der Monarchie und in Deutschland widerfahren sein. Wert hatten sie keinen, Wert werden sie nie erhalten — geschadet haben sie unendlich viel.

Der k. u. k. Minister des Äußeren hat seit seinem Amtsantritt mit vollem Recht auf den Frieden hingearbeitet. Er hat damit nur seine Pflicht erfüllt. Er hat hiebei aber leider ganz falsche, nicht zum Ziele führende, sondern davon entfernende Wege eingeschlagen. Er hat auf den jungen Kaiser Karl, auf Kaiser Wilhelm und auf den an-

scheinend kriegsmüden, schwächlichen deutschen Kronprinzen in einer Weise eingewirkt, die selbst starkes Selbstvertrauen ins Schwanken bringen konnte. Er hat in gleicher Weise auf die deutschen Kanzler, auf deutsche Abgeordnete, auf deutsche Generale einzuwirken versucht. Er hat damit schweres Unheil gestiftet.

Er hat gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als Minister, im Frühjahr 1917, zu einer Zeit, als wir überall siegreich in Feindesland standen, dem deutschen Kaiser nahegelegt, das deutsche Elsaß-Lothringen abzutreten, um dafür Großpolen mit Galizien in Personalunion zu erhalten. Eine starke Zumutung, gestellt von einem Deutschen an den deutschen Kaiser. Er regte das an, weil er glaubte, daß England und Frankreich sich damit zufrieden geben und den Londoner Pakt so ändern würden, daß Österreich-Ungarn nicht noch weitere Opfer an Italien, Serbien und Rumänien werde bringen müssen.

Zur selben Zeit, im April 1917, schrieb Graf Czernin einen Bericht, der die Lage der Monarchie in den düstersten Farben schilderte und den Zusammenbruch der Monarchie voraussagte. Diesen gefährlichen Bericht übergab er dem Kaiser Karl mit dem Ersuchen, denselben an Kaiser Wilhelm zu senden.

Hier fällt zweierlei auf:

Daß ein Minister des Äußeren einen solchen Bericht schriftlich niederlegt, einen Bericht, der, in falsche Hände gelangt, die unheilvollsten Folgen haben mußte — und solche Berichte haben die schlechte Eigenschaft, in falsche Hände zu kommen — und

daß er diesen Bericht dem Kaiser zur Übersendung übergibt, daß er also selbst veranlaßt, daß eine nicht zu übersehende Anzahl unverantwortlicher Personen mit diesem gefährlichen Bericht in Berührung kommt, was dem Mißbrauch Tür und Tor öffnete.

Durfte ein Minister des Äußern so — sagen wir milde — vertrauensselig vorgehen?

Dieser Bericht wurde an den jungen Kaiser Karl gerichtet, der ohnedies einen fast krankhaften Zug nach dem Frieden hatte und darüber als Heerführer das Handeln vergaß, der vergaß, daß der Friede *errungen* werden mußte, der niemand an seiner Seite hatte, der ihn zur Tat fortreißen konnte. Dieser Bericht mußte den Monarchen schwer in nachteiligster Weise beeinflussen. Er scheint ihm die ganze Besonnenheit geraubt zu haben und ihm das Mittel gewesen zu sein, auf verwerflichen Nebenwegen in unverantwortlicher Weise ans Ziel zu kommen.

Graf Czernin hat sich um den aus der Hand gegebenen gefährlichen Bericht, um seine Schicksale offenbar gar nicht mehr weiter gekümmert, denn er hat, wie er angibt, erst nach dem Kriege erfahren, wohin dieser Bericht gekommen ist.

Der Bericht kam nun tatsächlich in unaufgeklärter Weise in unrechte Hände. Er gelangte an den deutschen Zentrumsabgeordneten Erzberger, der als Partner Czernins im bedenkenlosen Erstreben des Friedens um jeden Preis gelten konnte, nur daß ihn kein Amt zur Führung der Politik berechtigte. Durch dessen leichtsinnige Gebarung ist der Bericht dorthin gelangt, wohin er nicht gehörte: in die Hände der Ententeminister.

Welche Wirkung dieser Bericht dort haben mußte, kann sich wohl jeder noch so naive politische Laie selbst ausmalen. Daß die Ententeminister, wenn sie bis dahin je an einen Verständigungsfrieden dachten, und sie sollen im Sommer 1917 ernstlich daran gedacht haben, diesen Gedanken unbedingt und für immer fallen ließen, ist klar und verständlich.

Graf Czernin sagt darüber in einer am 28. Juli 1919 veröffentlichten Erklärung: „Der Inhalt des Berichtes kam durch das Vorgehen Erzbergers zur Kenntnis unserer Gegner. Ein Jeder, der meinen Bericht liest, kann sich eine Vorstellung von den Folgen machen."

Ist das nicht ein vernichtendes Urteil über den Urheber des Berichtes und seiner Verwertung?

Merkwürdigerweise sandte aber der k. u. k. Minister des Äußeren gleichzeitig einen seiner „politischen Freunde", also eine unverantwortliche Person zur Wühlarbeit nach Berlin. Diese Person, die „zahlreiche und gute Konnexionen im deutschen Reichstag hatte, setzte sich mit verschiedenen Führern in Berlin in Verbindung und entwickelte denselben die Situation der Monarchie. Es war selbstverständlich, daß dieser Herr nicht im Auftrage des Ministeriums sprechen konnte, sondern seine eigenen Eindrücke und Ansichten vorbringen mußte. Eine vorsichtige Haltung war geboten, weil Indiskretionen unabsehbare Folgen haben konnten. Sowie die Entente den Eindruck erhalten hätte, daß wir nicht aus Friedensliebe, sondern weil wir nicht mehr können, den Krieg zu beendigen gedenken, wäre alle Mühe umsonst gewesen.

„Mein Freund hat sich dieser Aufgabe mit ebenso großer Hingebung als Geschicklichkeit unterzogen und den Berliner Herren, ins-

besondere Erzberger und Südekum, in Kürze folgendes mitgeteilt: Soviel er beurteilen könne, seien wir an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Die nächsten Wochen würden entscheiden, ob der Friede werde oder der Krieg à outrance weitergehe. Frankreich sei müde, wolle kein Eingreifen Amerikas, wenn es nicht sein müsse. Zwinge die Haltung Deutschlands die Entente zur Fortsetzung des Krieges, so sei die Lage sehr ernst. Österreich-Ungarn könne nicht mehr, die Türkei auch nicht — Deutschland könne den Krieg nicht allein zu einem guten Ende führen. Die Stellung Österreich-Ungarns sei der ganzen Welt klar. Österreich-Ungarn sei bereit, einen Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen zu schließen und sich mit ganzer Kraft dafür einzusetzen, daß die Wiederholung eines Krieges verhindert werde. (Österreich-Ungarn stehe auf dem Standpunkte, daß eine allseitige gleichmäßige, aber sehr weitgehende Abrüstung zu Wasser und zu Lande das einzige Mittel biete, um den finanziellen Wiederaufbau Europas nach dem Kriege zu ermöglichen.) Deutschland müsse ebenso klar wie Österreich-Ungarn seine Stellung öffentlich bekanntgeben und erklären:

1. Keine Annexionen, keine Kriegsentschädigung;
2. insbesondere bedingungslose völlige Freigabe Belgiens (politisch und wirtschaftlich);
3. alle von Deutschland und Österreich-Ungarn besetzten Gebiete werden geräumt, sobald beide Staaten ihr Territorium wieder zurückerhalten haben (inklusive der deutschen Kolonien);
4. auch Deutschland will gleich Österreich-Ungarn an der allgemeinen Abrüstung mitarbeiten und die Garantie schaffen, daß kein zweiter Krieg mehr möglich sei.

Eine solche Erklärung müsse gemeinsam von der deutschen Regierung und dem Reichstag öffentlich abgegeben werden.

Die bekannte Friedensresolution vom 19. Juli 1917 war das Resultat dieser Demarche. Vorerst fiel ihr der Reichskanzler Bethmann zum Opfer." (Aus „Im Weltkrieg" von Graf Czernin.)

Zur richtigen Beurteilung des Czerninschen Verhaltens und seiner Folgen sei ein Brief des Grafen Tisza an Czernin angeführt (aus „Im Weltkrieg"):

„Die verschiedenen, aus dem feindlichen Auslande kommenden Nachrichten lassen keinen Zweifel darüber, daß der Krieg seinem Ende entgegengeht. Jetzt heißt es vor allem, gute Nerven behalten und die

Partie mit kaltem Blute zu Ende spielen. Nur jetzt keine Zeichen der Schwäche. Unsere Feinde sind nicht aus allgemeiner Menschenliebe friedfertiger geworden, sondern weil sie einsehen, daß wir nicht zu vernichten sind.

„Ich bitte Dich, nicht weiter im Sinne Deines Berichtes vom 12. April zu sprechen. Eine pessimistische Auffassung des Leiters unserer äußeren Politik müßte jetzt alles verderben. Ich weiß, daß Du vorsichtig bist, aber ich bitte Dich, mache Deinen Einfluß geltend, damit auch Seine Majestät und dessen Umgebung nach außen Zuversicht zur Schau tragen. Nochmals: So gut es steht, man wird nicht mehr mit uns sprechen wollen, wenn man nicht mehr an unsere Widerstandskraft glaubt — und nicht daran glaubt, daß unser Bündnis auf festen Füßen steht."

Daß Tisza sich veranlaßt sah, so an den Minister des Äußeren zu schreiben, ist schon Vorwurf.

Wäre dieser Brief des ungarischen Ministerpräsidenten, des eigentlich wortkargen Grafen Tisza, entstanden, wenn er ihn nicht für nötig gehalten hätte? Spricht nicht aus den Ermahnungen Tiszas die Sorge, daß es ohne sie schlecht gehen könnte? Ist daher nicht jedes Wort ein Keulenschlag?

Hat sich Czernin nach diesen Ermahnungen gehalten? War Czernin vorsichtig mit seinem Bericht, mit seinen Worten, mit seinen Beeinflußungen deutscher Parlamentarier? Hat Czernin kein Zeichen von Schwäche gegeben?

Tisza sagt, eine pessimistische Auffassung unseres Leiters der äußeren Politik müßte jetzt alles verderben. War diese Mahnung nicht sehr nötig, kam sie nicht leider schon zu spät?

Hat Graf Czernin, wie es Tisza vom Minister des Äußeren forderte, seine Worte auf die Goldwage gelegt? Nein! Er hat bedenkenlos seinen Geist blitzen lassen und hat dabei, man verzeihe das harte Wort — unverantwortlich geredet. Seine Reden waren nicht, wie es sich in solcher Zeit für einen Minister des Äußeren geziemt hätte, ebenso viele Taten, sondern seine einzige Tat war: Reden.

Dieser Brief Tiszas stellt im Verein mit den Geschehnissen die schärfste Verurteilung Czernins dar.

Angesichts dieses Briefes, angesichts der Gebarung mit dem Berichte und ihren Folgen, ist die Frage gerechtfertigt: Durfte ein Minister des Äußeren überhaupt einen solchen Bericht niederschreiben,

durfte er diese Schrift überhaupt aus der Hand geben? Man kann diese Fragen nur mit einem deutlichen, entschiedenen „Nein!" beantworten.

Über die Antwort des deutschen Reichskanzlers auf den Bericht sagt Graf Czernin selbst:

„Der optimistischen Antwort Bethmanns lag offenbar nicht nur das Motiv zugrunde, uns etwas mehr Vertrauen in die Zukunft einzuflößen, sondern das richtige Gefühl einer in der Luft liegenden günstigeren Konstellation — da Berlin natürlich ähnliche Berichte aus den feindlichen Ländern erhalten hatte wie wir." (Aus „Im Weltkrieg".)

Diese günstigere Konstellation ging verloren, weil der Bericht Czernins in die Hände Clemenceaus kam.

Zum Schlusse muß nun noch festgestellt werden, daß dieser unheilvolle Bericht des k. u. k. Ministers des Äußeren sachlich falsch war, daß er zu schwarz sah, da die Monarchie noch in der Lage war, anderthalb Jahre zu kämpfen und zu siegen. Sie hätte sogar entscheidend siegen können, wenn sie mit mehr Vertrauen in ihre Kraft und mit dem Willen zum Siege geführt worden wäre. So aber fehlte dem obersten Feldherrn, dem Kaiser, der Wille zum Sieg, das Vertrauen zu sich und in die Kraft der Monarchie. Das hatte der Bericht des Grafen Czernin verschuldet. Der Bericht sollte dieselbe Wirkung in Deutschland äußern, und er hat sie geäußert, denn er traf dort auf eine Schar gleichgestimmter Volksführer, allen voran der bedenkenlose Zentrumsabgeordnete Erzberger, dessen Eitelkeit und Selbstüberschätzung ihn zu einer Politik auf eigene Faust verleiteten. Diesen Führern war die mattherzige deutsche Politik noch zu kriegerisch, sie wollten ein öffentliches Bekenntnis ihrer Schwäche vor der ganzen Welt abgeben. In völlig falscher Einschätzung der Feinde Deutschlands, in gänzlich verfehlter Beurteilung der Ziele und Bestrebungen dieser Feinde bearbeiteten sie das Volk im Sinne einer unbedingten Verständigung, nicht beachtend, daß man damit den Siegeswillen des Volkes lähmte, ihm die Stärke, die Widerstandskraft nahm. Diese Männer arbeiteten nun im selben Sinne wie Graf Czernin, der angeblichen „Menschlichkeit" des demokratischen Westens in die Hände, sie unterstützten die Feinde in der Zermürbung unserer inneren Front — und mit vollem Erfolg, wie Graf Czernin feststellt, denn sein Bericht und seine Wühlarbeit hatten die verderbliche Friedensreso-

lution des Reichstages und den Sturz des Reichskanzlers herbeigeführt.

Dieses Verhalten des k. u. k. Ministers des Äußeren kann nur damit charakterisiert werden, daß Clemenceau, wenn es vom französischen Minister des Äußeren beobachtet worden wäre, es als schwersten und verderblichsten „Defaitismus" aufgefaßt und mit Kerker und Kriegsgericht geahndet hätte.

Wir hatten leider keinen Clemenceau!

Graf Czernin konstatiert selbst: „Die Königin Maria von Rumänien hat nie den Glauben in den Endsieg verloren."

Uns hat selbst ein solches Weib gefehlt — Männer dieses Schlages hatten wir schon gar nicht.

Um den Vorwurf zu vermeiden, daß ich zu hart urteile, sei Graf Czernin selbst als Zeuge berufen.

Graf Czernin sagt bezüglich seiner ersten Beeinflussung des deutschen Kaisers zum Abschluß des Friedens (im Frühjahr 1917):

„Ich faßte daher den Entschluß, dem Kaiser vorzuschlagen, er möge selbst das erste Opfer bringen und in Berlin beweisen, daß er nicht nur mit Worten für den Frieden sei. Er möge mich bevollmächtigen, in Berlin zu erklären, daß für den Fall, daß Deutschland sich mit Frankreich über die elsaß-lothringische Frage verständige, Österreich bereit sei, Galizien an das neuzugründende Polen abzugeben und sich mit ganzer Kraft dafür einzusetzen, daß dieses großpolnische Reich an Deutschland angeschlossen werde; nicht inkorporiert, aber beispielsweise in Form einer Personalunion.

Ich war mir bei dem Vorschlag der Tragweite desselben völlig bewußt. Wenn Deutschland das Angebot annahm und wir unsererseits bei den dann zu erwartenden Verhandlungen mit der Entente keine wesentlichen Änderungen des Londoner Paktes erreichten, so zahlten wir den Krieg allein. Denn wir hätten dann nicht nur Italien, Rumänien und Serbien befriedigen müssen, sondern auch den als gewisse Kompensation stets erhofften Anschluß Polens verloren. Auch Kaiser Karl sah die Situation klar, war aber dennoch sofort entschlossen, den ihm vorgeschlagenen Schritt zu machen." (Aus „Im Weltkrieg".)

Graf Czernin war sich also darüber klar, und Kaiser Karl auch, daß dieser Vorschlag damit enden konnte, daß Österreich-Ungarn die ganze Rechnung des Krieges bezahle, da es dann abzugeben hätte:

Galizien und die Anwartschaft auf das Königreich Polen an Deutschland; Tirol bis an den Brenner, das Küstenland mit Görz und Triest, Dalmatien an Italien; alle südslawischen Teile an Serbien, alle rumänischen Gebiete an Rumänien.

Man wird wohl zugeben, daß dies einer Friedenspolitik um jeden Preis ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen.

Graf Czernin sagte nun in seiner Rede vor dem Wiener Gemeinderat am 2. April 1918, also zu einer Zeit, als er die Wirkung seiner Politik doch schon erkennen konnte:

„Seitdem ich im Amte bin, habe ich nur ein Ziel gehabt, dem Reiche einen ehrenvollen Frieden zu bringen und Zustände zu schaffen, die Österreich-Ungarn die künftige freie Entwicklung sichern und ferner alles Menschenmögliche zu machen, damit dieser entsetzliche Krieg für undenkliche Zeit der letzte sei. Ich habe niemals etwas anderes gesagt und niemals etwas anderes versucht. Aber ich versuche nicht, diesen Frieden zu erbetteln, nicht, ihn durch Bitten und Klagen herbeizuführen, sondern ihn durch unser moralisches Recht und unsere physische Kraft zu erzwingen. Ich halte jede andere Taktik für kriegsverlängernd und ich muß es leider sagen, in den letzten Wochen und Monaten ist in Österreich vieles gesprochen und getan worden, was zweifellos diesen schrecklichen Krieg verlängert. Die Kriegsverlängerer teilen sich in verschiedene Gruppen ihren Motiven und ihrer Taktik nach.

„Da sind erstens diejenigen, die ununterbrochen um den Frieden bitten; sie sind verächtlich und töricht und sie verlängern den Krieg. In Frankreich nennt man diese Sorte „Defaitisten", allerdings aber springt man dort weniger sanft mit ihnen um als bei uns. Das Streben um einen Frieden um jeden Preis ist verächtlich, da es unmännlich ist und töricht, weil es dem bereits ersterbenden feindlichen Angriffsgeist unausgesetzt neue Nahrung zuführt, daher künstlich das Gegenteil dessen erreicht, was beabsichtigt wird. Der Friedenswunsch der breiten Massen ist ebenso natürlich wie verständlich, er ist auch keine österreichisch-ungarische Spezialität, sondern eine Welterscheinung — aber die Führer des Volkes müssen bedenken, daß gewisse Äußerungen im feindlichen Auslande das Gegenteil dessen erreichen, was sie anstreben."

Wie soll man an der Hand dieser Rede das Verhalten des k. u. k. Ministers des Äußeren anders beurteilen, als das des erfolgreichsten Kriegsverlängerers und Defaitisten auf Seite der Mittelmächte?

Welche Wirkung mußten seine Äußerungen, besonders sein Bericht auf die leitenden Männer der Entente ausüben? War nicht er der politische Führer des Reiches und damit der ganzen Bevölkerung Österreich-Ungarns? Hat er das im Frühjahr 1917 bedacht, war seine Haltung dementsprechend?

Was sagt nun Graf Czernin in seinem Buche „Im Weltkrieg" über die von ihm im Frühjahr 1917 an den Kaiser Karl und damit an Österreich-Ungarn gestellte Zumutung, unter Umständen die ganze große Rechnung des Krieges zu zahlen?

„Zur Zeit, als diese Zeilen geschrieben werden — im Juli 1919 — besteht Österreich längst nicht mehr. Es gibt nur mehr ein kleines, verarmtes, elendes Land, namens Deutschösterreich, ein Land ohne Heer, ohne Geld, hilflos, hungernd und fast verzweifelt. Dieses Land hört die Friedensbedingungen von St. Germain. Es hört, daß es Tirol bis zum Brenner ausliefern soll, daß es die Berge Andreas Hofers den Italienern zu geben hat. Und wehr- und hilflos, wie es ist, schreit es auf vor Verzweiflung und in wildem Schmerz; es herrscht nur eine Stimme, daß dieser Friede unmöglich ist.

„Wie konnte eine österreichische Regierung dieses Londoner Diktat annehmen zur Zeit, als unsere Heere weit draußen im Feindesland standen, unbesiegt und ungebrochen, als wir die stärkste Landmacht der Welt zum Bundesgenossen hatten und die größten Generale des Krieges fest an den Durchbruch und an den Endsieg glaubten?!

„Das Verlangen, ich hätte im Jahre 1917 oder 1918 einen Frieden annehmen sollen, welchen das gesamte deutsch-österreichische Volk im Jahre 1919 ablehnt — das ist Wahnsinn." (Aus „Im Weltkrieg".)

Und doch hat Graf Czernin mit diesem Wahnsinn gespielt und hat damit den Geist des unerfahrenen, vom Willen, das Beste zu tun, getragenen Monarchen erfüllt, hat ihm damit die ohnedies geringe Kraft, als Heerführer zu wirken, ganz genommen. Da dem Kaiser kein Ludendorff zur Seite stand, der ihn mit der Kraft des Siegerwillens erfüllt hätte, war die Verdrossenheit des Kaisers erklärlich, mit der er im Herbst 1917 in Feltre unser Vordringen bis an die Piave quittierte und meine Antwort auf die Frage „Was machen" hinnahm, daß man den Angriff beiderseits des Gardasees mit dem Willen, die italienische Armee zu vernichten, aufnehmen müsse

Nein! so darf man nicht Politik im Kriege führen, besonders nicht in einem Kriege um die Existenz! So mußte man den Krieg und die Existenz verlieren.

Man rühmt jetzt vielfach den prophetischen Geist des Grafen Czernin, der das alles voraussah. Wenn man in wichtigster Stellung mehr als ein Jahr alles tut, um dieses vorausgesagte Ziel zu erreichen, dann ist es kein Wunder, daß man Recht behält.

Alle Versuche des Grafen Czernin, den Frieden herbeizuführen, sind von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß England und Frankreich durch halbe Zugeständnisse hätten befriedigt werden können. Erst nachdem durch seinen Bericht nicht nur die schwache Friedenshoffnung des Sommers 1917, sondern jede Friedenshoffnung vernichtet worden war, erkannte auch Graf Czernin, daß jeder Friedensversuch an dem starren Vernichtungswillen der Feinde scheitern mußte.

An dieser späten Erkenntnis gemessen, ergibt sich jeder frühere Versuch, durch Selbstverleugnung zum Frieden zu kommen, als ein falscher Zug einer schlecht geführten Politik. Nur vernichtende militärische Schläge konnten die Friedensstimmung bei den Feinden anregen.

Hätte Graf Czernin die Zeit im Frühjahr 1917 nicht damit vertrödelt, um zuerst den Kaiser Karl zaghaft und kleinmütig, dann den Kaiser Wilhelm und seine Räte mürbe zu machen, sondern dazu verwendet, um im jungen Kaiser Karl den Willen zur Vernichtung Italiens zu erregen und großzuziehen, hätte er das ganze politische Gewicht der Monarchie eingesetzt, um auch die Deutschen zu diesem Willen zu bringen, wäre dann der Schlag im Frühjahr 1917 statt erst im Herbst gefallen und hätte er dem eisernen Willen entsprechend mit der Vernichtung Italiens geendet, dann hätte eine kurze Aufforderung zum Friedensschluß sowohl vor dem Niedersausen des Schlages als auch nach der Vernichtung der italienischen Armee tausendmal mehr Wirkung gehabt, wie alle seine Berichte, Besprechungen, politischen Reden und alle anderen diplomatischen Mittel zusammen genommen. Er wäre dann wirklich der große Politiker gewesen, der er jetzt nur scheinen will, der das Wesen der Politik erkannt, den Zusammenhang von Politik und Kriegführung erfaßt und gemeistert hätte, er wäre ein neuer Bismarck gewesen, der mit Recht auch von den „Militärs" Gefolgschaft und Anpassung gefordert und erhalten hätte.

Am 2. Oktober 1917, also schon nach dem Scheitern seiner Friedensbemühungen, hielt Graf Czernin bei einem Diner in Ofenpest eine politische Rede über die Friedensfrage. Er sagte:

Wir sind zu einem Verständigungsfrieden bereit. Österreich-Ungarn hat bewiesen, daß es kein sterbender Staat ist. Wir sind

bereit die Waffen niederzulegen, gleichzeitig mit unseren Gegnern und in Zukunft etwaige Streitigkeiten schiedsgerichtlich und friedlich zu regeln.

Kein Revanchekrieg soll möglich sein; daher Abrüstung. Diese Abrüstung darf sich aber niemals gegen einen einzelnen Staat kehren; sie muß Land, Wasser und Luft in gleichem Maße umfassen.

Aber der Krieg als Mittel der Politik muß bekämpft werden. Auf internationaler Basis muß eine allgemeine, gleichmäßige und sukzessive Abrüstung aller Staaten der Welt erfolgen und die Wehrmacht auf das unumgänglichst Notwendige beschränkt werden.

Der Weg dahin ist lang und dornenvoll, aber er muß gegangen werden.

Das Zweite ist die Freiheit der hohen Meere. Absichtlich wird „hohe Meere" gesagt, denn ich dehne den Gedanken nicht ouf die Meerengen aus.

Wenn diese beiden Momente klargestellt sind: obligatorische, internationale Schiedsgerichtsbarkeit und allgemeine Abrüstung zu Lande, Freiheit der hohen Meere und Abrüstung zur See,

dann entfällt auch jeder Grund für territoriale Sicherungen als drittes Moment. Daher können wir auf Vergrößerung der Monarchie verzichten, vorausgesetzt, daß auch der Feind unser Gebiet räumt.

Der vierte Grundsatz wäre die freie wirtschaftliche Betätigung Aller. Kein Wirtschaftskrieg dürfte eintreten.

Das sind die Grundsätze der künftigen neuen Weltordnung.

Wenn unsere Feinde den Frieden wollen, sind wir zum Frieden bereit. Zwingen sie uns aber weiter zum Kriege, dann haben wir freie Hand für das Ende.

„Wir wissen, daß wir durchhalten können, durchhalten im Felde und durchhalten im Hinterland."

Diese Rede wurde seinerzeit von der urteilslosen Menge und von der — Presse bejubelt.

Was soll man heute über den politischen Wert, über die Reife dieser Rede sagen? Es genügt darauf hinzuweisen, daß der für die nächste Zeit erstrebte und ersehnte Friede mit dem Bau einer neuen Weltordnung verknüpft wird, zu deren einzelnen Grundsätzen der Weg vom Redner selbst als „lang und dornenvoll" bezeichnet wurde. Mit theoretischen Grundsätzen und Phrasen macht man aber keine Politik, keinen Frieden, keine neue Weltordnung.

Was müssen sich die feindlichen Staatslenker, welchen der Bericht des Grafen Czernin vom 12. April 1917 bekannt war, beim Lesen dieser Rede gedacht haben? Ernst werden sie diese rednerisch schöne, bestechende Leistung nicht genommen haben.

Ein Minister des Äußeren, der im Frühjahr den nahen Zusammenbruch der Türkei, Bulgariens und der Monarchie verkündet und dann im Herbst die Welt mit dem Willen und Können zum Durchhalten schrecken will, ist nicht gefährlich, ist vielmehr ein guter Helfer eines Clemenceau, eines Lloyd George.

Die Stelle: „aber der Krieg als Mittel der Politik muß bekämpft werden" zeigt, daß dieser Minister des Äußeren weder über das Wesen der Politik als Kampf noch über das des Krieges im klaren war. Er sieht den Krieg noch als „Mittel der Politik". Krieg muß es geben, solange es „Politik" gibt, und Politik wird es geben, solange es selbständige Staaten und Völker geben wird, d. h. also immer, solange die Erde bevölkert sein wird. Der Krieg hängt nicht von dem Friedenswillen *eines* Volkes ab. Gerade die friedfertigsten und friedwilligsten Völker sind kriegsanreizend, sie können ohne, ja sogar gegen ihren Willen von aufstrebenden Nachbarvölkern oder Staaten zum Krieg gezwungen werden.

Welchen Zweck sollten solche Reden im Weltkriege haben? Mußten die *handelnden* Minister unserer Feinde nicht über den das Gegenteil *sprechenden* Minister Österreich-Ungarns lächeln?

Zur Beurteilung der politischen Auffassung des k. u. k. Ministers des Äußeren sei noch eine Stelle seiner Rede vor dem Wiener Gemeinderat vom 2. April 1918 angeführt. Graf Czernin sagte:

„In manchen Teilen der Welt werden die Reden Herrn Wilsons als der Versuch aufgefaßt, einen Keil zwischen Wien und Berlin zu treiben. Ich glaube das nicht. Ich glaube das nicht, weil ich eine viel zu hohe Meinung von dem staatsmännischen Blick des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten habe, um zu glauben, daß er eines solchen Gedankenganges fähig wäre. Herr Wilson ist ebensowenig imstande, uns ein unehrliches Vorgehen zuzumuten, wie wir ihm ein solches zumuten könnten: *Herr Wilson will Wien von Berlin nicht trennen.* Er will es nicht und weiß auch, daß das unmöglich ist. Herr Wilson sagt sich aber vielleicht, daß Wien ein günstiger Boden ist, um dort das Samenkorn des allgemeinen Friedens hineinzulegen. Er sagt sich vielleicht, daß die österreichisch-ungarische

Monarchie das Glück hat, einen Herrscher zu besitzen, der aufrichtig und ehrlich den allgemeinen Frieden will, daß dieser Monarch aber niemals einen Treubruch begehen, niemals einen schimpflichen Frieden schließen wird und daß hinter dem Kaiser und König 55 Millionen stehen. Und Herr Wilson sagt sich vielleicht, daß diese geschlossene Masse eine Kraft darstellt, die nicht gering einzuschätzen ist, daß dieser ehrliche und starke Friedenswille, welcher den Monarchen, die Regierungen und die Völker der beiden Staaten verbindet, imstande ist, der Träger jener großen Gedanken zu sein, in deren Dienst sich Herr Wilson gestellt hat."

Ich schrieb damals, als ich diese Rede las, in meinem Grimm in mein Tagebuch:

„Czernin will durch diese bestimmten Behauptungen über Wilsons Charakter und Absichten diesem Manne schmeicheln. Er will ihn persönlich gewinnen oder wie der Wiener sagt: ‚Einseifen'. Er schiebt aber Wilson eine offenkundige Dummheit zu und gibt ihm eine scharfe Waffe in die Hand.

Nur wir waren so dumm, auch noch bei den Friedensverhandlungen den Russen die bindende Erklärung zu geben und uns danach zu benehmen, daß es uns gar nicht einfalle, sie von ihren Verbündeten zu trennen. Wenn wir da Recht behalten hätten, wären wir natürlich nie zu einem Frieden mit Rußland gekommen. Da wir aber den Frieden mit Rußland geschlossen, also Rußland doch von seinen Verbündeten getrennt haben, so haben wir also entweder nur geschwätzt und sind von den Ereignissen widerlegt worden, oder wir haben mit den Reden geheuchelt. Es würde mich gar nicht wundern, wenn wir das als Antwort auf diese Stelle der Rede zu hören bekämen.

Es wäre ein glänzender diplomatischer Gegenzug Wilsons, wenn er sagen würde:

‚Graf Czernin ist ein schlechter Diplomat. Ohne mich zu kennen, unterstellt er mir ganz bestimmte Gedanken; dazu ist er noch so unhöflich, mir eine Dummheit zuzumuten. Ich weise beides zurück. Ich will Wien von Berlin trennen, weil dies ein Weg zum Sieg ist. Unser Feind ist Deutschland. Wien liegt in Sklavenketten. Wir wollen diese brechen, um so zuerst die Hilfe Österreich-Ungarns auszuschalten und dann Deutschland zu schlagen. So macht es jeder vernünftige Kämpfer, so mache ich es auch. Das ist kein ‚unehrliches Vorgehen', denn ich sage es offen vor aller Welt. Übrigens hat auch

Graf Czernin mit Rußland nichts anderes gemacht, obwohl er immer beteuerte, öffentlich vor der ganzen Welt: Es fällt mir nicht bei, Rußland seinen Verbündeten abspenstig zu machen. Bei Graf Czernin stimmen eben Wort und Tat nicht zusammen; er ist entweder ein Heuchler oder er weiß nicht, was er spricht und tut.'

So ähnlich könnte Wilson den Grafen Czernin abkanzeln. Er hätte die Lacher und damit den Beifall der ganzen Welt auf seiner Seite. Wir aber hätten wieder das Gefühl, gut vertreten zu sein, — wie immer!"

So meine Niederschrift vom 8. April 1918.

Heute wissen alle, wahrscheinlich auch Graf Czernin, daß Wilson und die Ententeminister nur danach strebten, Deutschland zu isolieren, daß sie dazu vor keinem Mittel zurückschreckten, also auch nicht davor, Österreich-Ungarn zu einem Sonderfrieden zu veranlassen. Ja noch mehr: Alle Kundgebungen Wilsons hatten nur den Zweck, das deutsche Volk und die Völker Österreich-Ungarns gegen ihre rechtmäßig bestehenden Staatseinrichtungen und gegen die angestammten Herrscher aufzuwiegeln, sogar in sich selbst uneinig zu machen, sie mit Demokratie, Abrüstung, Völkerbund und ähnlichen Schlagworten zu ködern. Die Entente und damit Wilson gingen sogar soweit, gefangene Soldaten der Mittelmächte zum Treubruch und zum Eidbruch nicht nur zu verleiten, sondern auch zu zwingen. Diese Vertreter der „allein echten" Demokratie gingen also im „unehrlichen Vorgehen" oder richtiger im unehrenhaften Verhalten bis zum Äußersten.

Danach mag nun jeder Leser sich selbst seine Ansicht bilden, wie richtig Graf Czernin den Charakter, die Gesinnung und die Ansichten Wilsons und der Ententeminister beurteilt hat.

Seine Bewunderer werden sagen, es war eben „Diplomatie", sich so zu äußern. Möglich, dann war es die schlechteste Diplomatie, die man sich denken kann, denn sie fing Wilson nicht ein, umnebelte aber den Sinn der Bevölkerung Mitteleuropas mit ganz falschen, ihre Zukunft vernichtenden Vorstellungen.

Im Herbst 1917 waren die diplomatischen Versuche Czernins, den Frieden herbeizuführen, gescheitert. Dagegen schien sich im Osten der Kampf dem Ende zuzuneigen. Dadurch wurde die Aussicht geweckt, die freigewordenen Truppenmassen im Westen anzusetzen, um dort doch endlich durchbrechen zu können.

Graf Czernin sagt darüber: „An den Erfolg des U-Bootkrieges

abe ich nie geglaubt. An den Durchbruch an der Westfront habe ich
eglaubt, und von der Hoffnung, daß er den starren Vernichtungs-
illen unserer Feinde brechen werde, habe ich im Winter 1917/18
lebt."

Es war zu spät geworden, ganz abgesehen davon, daß die Rich-
ing des Angriffes militärisch und politisch falsch war. Militärisch:
eil sie den Feind an seiner stärksten Stelle anpackte, wo nur ge-
altige Übermacht den Erfolg bringen konnte, politisch: weil sie den
weifrontenkampf beließ und einen der Hauptkämpfer, Österreich-
ngarn, von der Entscheidung ausschloß.

Graf Czernin erkannte zu Ende des Jahres 1917, daß die Feinde
eutschlands keinen Verständigungsfrieden schließen wollten, er er-
annte also endlich das, was Klarblickende schon längst erkannt hatten.
ie ganzen Friedensbemühungen hatten sich daher als völlig verfehlt
wiesen.

Einen Feind wie England kann man nur mit dem Schwert zum
rieden zwingen. Es war ein schwerer politischer Fehler, das nicht
i erkennen, falsche Mittel zur Erreichung des Friedens anzuwenden
nd damit die Kriegführung zu lähmen.

Doch das vom Grafen Czernin verspritzte politische Gift wirkte
eiter, sowohl in Wien als auch in Deutschland.

Im März 1918 wurde in Wien bekannt, daß Briefe des Kaisers
arl an seinen Schwager, den im belgischen Heer stehenden Prinzen
ixtus von Parma, in unverantwortlicher Weise Friedensvermitt-
ngen betreiben sollten. Man leugnete, doch Clemenceau wurde grob
nd deutlich und zieh Wien der Lüge. Die Angelegenheit nahm neben
rer sachlichen Trostlosigkeit die Formen eines politischen Skan-
als an.

Der Minister des Äußeren erklärte, daß die Briefe, von denen
r nichts wußte, hinter seinem Rücken abgesandt worden waren und
eigte deutlich auf den Einfluß von Frauen hin, die bedenkenlos auf
osten der Monarchie und Deutschlands Familieninteressen verfolgten.
r zog die Folgerungen dieses Verhaltens des Kaisers, das er wohl
erschuldet hatte, aber nicht decken wollte, und gab seine Entlassung.
ie wurde angenommen.

Seiner Schuld wurde er damit nicht ledig. -

Die Zusammenhänge dieses politischen Skandals dürften wohl

nie ganz klar werden; man kann sich aber über das Werden ein Bild machen.

Als Graf Czernin im Frühjahr 1917 dem jungen, unerfahrenen, von seinem Berufe als Friedensbringer träumenden Monarchen seine Pflicht vorhielt, vom Frieden nicht nur zu reden, sondern auch durch die Tat, durch ein Opfer seinen Friedenswillen zu beweisen, pflanzte er in diesen nicht allzu starken Geist die fixe Idee des Friedens um jeden Preis.

Graf Czernin sagt, daß sich Kaiser Karl der vollen Tragweite seines Antrages an Deutschland vom Frühjahr 1917 bewußt war. Kaiser Karl war also entschlossen, den Friedensschritt zu unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, mehr als die Hälfte der Monarchie zu opfern. Er war also dank der Einwirkung des Grafen Czernin zur ärgsten Selbstverstümmlung bereit, um den Frieden zu erkaufen. Einmal mit diesem Gedanken vertraut geworden, hakte er sich mit dem Starrsinn eines Märtyrers daran fest und blieb ihm treu, auch als Graf Czernin nach dem Mißlingen seiner Diplomatie zur Lösung der Friedensfrage durch Kampf und Sieg sich bekehrte. Da der Minister ihn also im Stiche ließ, ging Kaiser Karl seine eigenen Wege. Dahinein mochten nun Bestrebungen der Familie Parma fallen, so daß sich Kaiser Karl leicht auf den Weg der direkten Verhandlungen durch Vermittlung seiner Schwäger bringen ließ. Das Gefühl, etwas Unrechtes zu tun, kam bei ihm gar nicht auf. Das Urteil, daß solche Schleichwege dem Harmlosen, Vertrauenden verderblich sein müssen, fehlte ihm. Er wollte nichts als den Frieden, den Frieden um jeden Preis. Prinz Sixtus von Parma soll sogar wiederholt in Wien gewesen sein. Familienrücksichten, aus welchen heraus das Reich entstanden ist, waren ja leider in Wien oft wichtiger als Staatsinteressen.

Was mag alles auf diesem Wege zur Kenntnis der Ententemänner gelangt sein? Man bewundert jetzt Clemenceaus Stärke und Härte, womit er alle Hoffnungslosigkeit der Lage Frankreichs überwunden, sich selbst und die Franzosen zum Durchhalten gezwungen hat, wie er im Frühjahr 1918 das französische Parlament anflehte, mit Foch, dem unausgesetzt über die Karten gebeugten, schwer arbeitenden Manne Geduld zu haben, bis der Endsieg der Entente zufalle.

Die übermenschlich erscheinende Kraft dieses Greises wird erklärlich, durch den tiefen Blick, den er in die Verfassung der Monarchie

und des Kaisers Karl, in die Gegensätze zwischen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Politik und in die Wirkung dieser Gegensätze auf die deutsche Volksvertretung und das deutsche Hinterland machen konnte.

Diesen Blick ermöglichten der Bericht Czernins, die Briefe des Kaisers Karl an Sixtus, die Berichte des Prinzen und gewiß auch andere auf diesem Weg zugeflogene Nachrichten.

Clemenceau wußte, daß Österreich-Ungarn als Kämpfer nicht mehr zu rechnen und nicht mehr zu fürchten war.

Damit war der Krieg für die Mittelmächte verloren. Die politische Geistesrichtung des Kaisers Karl führte ihn unbedingt, selbst auf dem Weg über den Sonderfrieden, zur Waffenstreckung und damit zum Zusammenbruch der Mittelmächte; die durch seine fixe Friedensidee erzeugte militärische Unfähigkeit des Armeeoberkommandos lähmte das österreichisch-ungarische Heer, brachte es zur Niederlage an der Piave, und beide zusammen führten endlich die Auflösung der zu Tode regierten Monarchie und des in den Tod geführten Heeres herbei.

Graf Czernin, der Urheber dieser Geistesrichtung, hat daher als Minister des Äußeren sein voll gemessen Maß an Schuld an dem Verluste des Krieges und am Untergang Österreich-Ungarns. Wenn er sich als Deutscher fühlt, dann mag er auch das Bewußtsein haben, für ewig das Brandmal an sich zu tragen, einer der Schuldigsten am Niederbruche des deutschen Volkes zu sein.

Er ist die einzige handelnde Person des Krieges, die ich in diesem Buche kritisch und verurteilend erwähne.

Ich tue es, weil die breite Wohlgefälligkeit, mit der er sein verderbliches Wirken in seinem Buch „Im Weltkrieg" schildert, dazu herausfordert und weil die Anerkennung einer verblendeten Welt dazu zwingt. Ich scheue mich nicht, mein entgegengesetztes Urteil der ganzen Welt ins Gesicht zu sagen. Betont soll sein, daß ich den Grafen Czernin nicht kenne, nie gesehen habe. Persönliches liegt mir daher ganz ferne, ich urteile nur sachlich nach seinem Handeln und Reden.

Graf Czernin hat übrigens „Im Weltkrieg" sein eigenes Urteil gesprochen, er gibt dort dem denkenden, nicht urteilslos glaubenden Leser in voller Harmlosigkeit selbst das Material dazu preis.

Kein Wunder! Denn ein Minister des Äußeren, der mitten im Weltkrieg die leere Phrase spricht: „Der Krieg als Mittel der Politik muß bekämpft werden", kann auch jetzt nach dem Ende des Krieges

keine Ahnung haben vom Wesen der Politik, von den Zusammenhängen von Politik und Krieg.

Graf Czernin ist kein großer Politiker gewesen, er ist nichts anderes als ein glänzender, geistvoller Plauderer. Er ist einer jener Menschen gefährlichster Sorte, die dem Irrlicht vergleichbar sind. Sie leuchten im Dunkel der Nacht mit falschem Schein der suchenden Menschheit als Hoffnungsschimmer auf und führen sie in Sumpf und Tod.

Der Weltkrieg war nicht die Zeit und die Gelegenheit für einen Minister des Äußeren, seinen Geist im Wortgeplätscher und in kühnen Gedanken aufblitzen zu lassen, sondern da mußte er vielmehr Kopf und Herz auf das einzige Ziel richten, den Krieg durch Einsatz der vollsten Kraft durch Kampf und Sieg zu enden.

Graf Czernin läßt sich durch den General Ludendorff sagen:

„Was haben Sie denn mit unserem Kronprinzen gemacht, der ist ja ganz schlapp geworden? Aber wir haben ihn wieder aufgepumpt" und fügt bei:

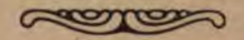
„Das Spiel war immer dasselbe. Die letzte Kriegszeit galt in Deutschland ein einziger Wille, und das war der Wille Ludendorffs. Sein Denken war Kämpfen, seine Seele Sieg."

Graf Czernin hat auch da Unrecht. Leider galt in Deutschland nicht der dem Willen Clemenceaus ebenbürtige Wille Ludendorffs, dafür hatte schon Graf Czernin gesorgt, sondern dort fraß der faule Wille Erzbergers und Genossen unaufhaltsam am Mark des deutschen Volkes. Alles Ankämpfen Ludendorffs war umsonst.

Wäre Graf Czernin — und die deutsche Politik — gleichen Geistes wie Ludendorff gewesen, wäre er nicht erst Ende 1917, als er seine ganze Hoffnung auf den Durchbruch im Westen setzte, sondern gleich anfangs dazu gekommen, daß sein „Denken bloß Kämpfen, seine Seele Sieg war", hätte er den Kaiser Karl gleich anfangs „aufgepumpt" statt ihn „schlapp zu machen", bei Gott, wir hätten noch 1917 trotz aller vorherigen Sünden den Krieg siegreich beendet.

So hat uns die schlechte Politik im Kriege in das Nichts geschleudert, hat die Zukunft des deutschen Volkes für Jahrzehnte zerstört, trotz aller ruhmreichen Siege auf den Schlachtfeldern.

Die schlechte Politik nahm diesen Siegen die Kraft der Entscheidung.



Schlußwort.

Das deutsche Volk ist in dem Riesenkampf unterlegen. Es ist nach viereinhalbjährigem Kampf gegen die ganze Welt, nur unterstützt durch das kleine, nicht sehr kampffreudige Bulgarien und durch zwei „sterbende" Staaten, Österreich-Ungarn und die Türkei, nach den größten militärischen Leistungen infolge seiner eigenen politischen Schwäche gefallen.

Das deutsche Volk hatte zu wählen zwischen zwei Gattungen von Führern, zwischen den „Rittern zur Rechten" und den „Rittern zur Linken".

Der eine Typus, der „Ritter zur Rechten", zeigte den harten, unbeugsamen Willen, den Willen zur Tat, zum Kampf, zum Sieg. Er forderte vom Volk die höchsten Tugenden, harte Arbeit, Entbehrungen, Entschlossenheit, Opfermut, Hingebung an das Vaterland, an das Volk, Aufopferung für die Ehre des Volkes, kurz gesagt den unbeugsamen Willen zum Sieg. Dieser Typus der Führer mußte hart sein, unbeugsam, gewalttätig scheinen, er mußte das Volk fortreißen, aufpeitschen, wenn nötig zu all diesem Willen zwingen, denn nur die höchste Anspannung der Volkskraft konnte zur größten Leistung, zum Siege über die Welt führen.

Der andere Typus des Führers, der „Ritter zur Linken", war der weiche, nachgiebige, Blutopfer scheuende, den Mangel an Kraft, an Entschlossenheit mit Humanitätsduselei verbrämende Geist der Bequemlichkeit, der Genußsucht, der Arbeitsscheu, der geistigen und körperlichen Trägheit oder der falsche, das eigene Volkstum verleugnende und schändende Geist der Internationalität. Diese Mischung ergab zusammen die dem deutschen Volksgeist eigentlich fremde, nur durch rassenfremde Elemente hineingebrachte Abneigung gegen Kampf und Sieg, die sich lieber knechtisch beugt, die sogar den Spruch des deutschen Dichters vergessen und verleugnet hatte: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Der erste Führertypus, der im Weltkrieg in Clemenceau und Lloyd George besonders stark auf seiten unserer Feinde hervortritt, war in Deutschland nur im Heere vertreten, wo er in Ludendorff seine Verkörperung fand. Den deutschen Politikern war dieser Typus leider fremd, in Österreich-Ungarn fehlte er ganz.

Dagegen schoß in Deutschland und in Österreich-Ungarn der zweite Typus üppig in die Halme. Alle Politiker gehörten dieser schwächlichen, weichen Menschensorte an, welcher harter Wille, Tatkraft und zwingende Rücksichtslosigkeit ebenso fremd waren, wie die Kraft, Entbehrungen und schwere Verantwortung zu fordern und zu tragen.

Diese Sorte von Führern hoffte, daß sie das Volk vor allzu großen Opfern bewahren würden, wenn sie es bewogen, sich vor fremdem Willen zu beugen. Jetzt dürfte es auch den Kurzsichtigsten schon aufgedämmert sein, daß die Opfer, welche der rechtzeitig selbst mit den härtesten Gewaltmitteln aufgezwungene Sieges-Wille gebracht hätte, weitaus geringer gewesen wären, als die jetzt gebrachten, und daß das Volk vor allem nicht seine Selbstachtung und seine Ehre mit unter den Opfern suchen müßte.

Die erstere Art der Führer hat es jedenfalls schwerer durchzudringen. Sie ist unbequemer. Es ist kein angenehmer Beruf, dem Volke immer den Spiegel seiner Fehler entgegenzuhalten, es in Kampf und Arbeit, in Tugend und Entsagung zu führen, zu Leiden und Entbehrungen zu zwingen, andere Bestrebungen mit Härte, ja selbst mit Grausamkeit zu ersticken. Der Träger dieser Aufgabe läuft Gefahr, als Volksfeind und Tyrann, und wenn er zu Kampf und Sieg aufpeitscht, als Kriegshetzer, als Kriegsgeißel zu erscheinen.

Es werden sich dann als seine Gegner immer „gute" und „edle" Menschen finden, die als „wahre Beglücker des Volkes" dieses dem Kampf und der Arbeit fernhalten wollen und den harten Führer als Ungeheuer brandmarken.

Diese Art von Führern ist genehmer, sie findet mehr Beifall, mehr Anhang — wenn der Geist des Volkes verseucht ist, aber sie hat selten wirklichen Erfolg.

Wunderbar ist nur, daß diese falschen Propheten von Menschlichkeit und Edelsinn nicht längst erkannt und verurteilt wurden: lebt doch in jedem Menschen ein Stück von jeder dieser Führerarten.

In jedem Menschen sitzt die Sucht nach Wohlleben, die allzugroße Bereitwilligkeit, gegen sich nachsichtig zu sein, sich von Arbeit und Kampf wegzustehlen zu Lust und Vergnügen, seine Pflicht nicht zu erfüllen, kurz: die alte wohlbekannte Trägheit des Geistes und des Körpers.

In jedem Menschen lebt aber auch — wenn auch noch so kümmerlich — der harte unbeugsame Wille, der ihn trotz der Trägheit zu Arbeit und Kampf hochreißt und anspornt, und nie hat ein Mensch es zu etwas Rechtem gebracht, dessen Willenskraft nicht seine Trägheit besiegte.

Nie wird es aber auch ein Volk zu etwas bringen, das in seinem Staatsleben den gewerbsmäßigen Trägern der Trägheit so großen Einfluß läßt, wie es Deutschland und Österreich während des Krieges taten: denn der Typus der Ludendorff und Clemenceau ist nichts als der emporstrebende Wille, der Typus der Defaitisten, der Erzberger, Czernin und Genossen ist nichts als die Verkörperung der Trägheit, aus dem Leben des Einzelnen ins Leben des Volkes übertragen.

Weil das deutsche Volk unter den tatsächlichen Volksführern, also unter den nach Amt und Würde zur politischen Führung Berufenen und unter den Volkserwählten keinen Führer der ersten Art hatte, weil der eiserne Wille nur in der Armee lebte und wirkte, hat das deutsche Volk auf dem Schlachtfelde bis zum Schluß gesiegt, ist aber politisch im Kampf gegen den von Clemenceau und Lloyd George in diesem Geist geführten Bund von Feinden unterlegen.

Man erinnere sich in Deutschland, daß die Serben ihr ganzes Land verloren hatten, daß Herrscher, Regierung, Volksvertretung und Armee heimatlos waren und doch von einem Pasic zum Weiterkämpfen in der Fremde aufgerissen wurden. Man erinnere sich, daß es den Belgiern gleich erging, und daß König und Regierung, Volksvertretung und Armee durch vier Jahre heimatlos am Kampfe festhielten, um den Sieg zu erringen. Man erinnere sich, daß weite reiche Gebiete Frankreichs vom Kriege hart betroffen wurden, daß herrliche Bauwerke alter fränkischer Städte, die den Stolz Frankreichs bildeten, in Trümmer fielen, daß Paris, das Herz Frankreichs, unter den Schauern des seinen Mauern drohenden Kampfes erbebte, daß es von Luftangriffen und von phantastischen Geschützen aus einem Entsetzen ins andere geschüttelt wurde, und daß Clemenceaus harter Wille trotzdem jede Regung von Nachgiebigkeit und Friedenswillen

mit Kerker und Schafott unterdrückte und sein tief erschöpftes, den Frieden ersehnendes Volk zur Ausdauer bis zum Siege zwang! Man erinnere sich an die furchtbare Gefahr, die England und seinem Lebensnerv, der Handelsflotte, durch den U-Bootkrieg drohte, als man noch nicht wußte, ob die Gegenmittel wirksam sein würden, als man noch nicht wußte, ob Deutschland seine ganze Riesenkraft auf dieses Kampfmittel zusammenfassen werde oder nicht. Ein Beben ging durch England, „Sein oder Nichtsein" war die Frage, und doch verstand es ein Lloyd George, die Tatkraft des Volkes aufzupeitschen zum Sieg über die furchtbarste Gefahr, die ihm je gedroht, gegen die Lahmlegung seiner Handelsflotte durch die deutschen U-Boote.

Was kann dem Allen das deutsche Volk entgegenstellen? Was hatte im Vergleich dazu das deutsche Volk bis zu seinem Zusammenbruch gelitten?

Erbärmliche Schwäche, die moralische Schwäche seiner politischen Führer hat dem deutschen Volk den Glauben an sich selbst, das Bewußtsein seiner Stärke, den Glauben und den Willen zum Sieg genommen, hat ihm das Rückgrat gebrochen.

Diese Führer glaubten, daß der Weltkrieg die richtige Zeit war, um den erbärmlichen inneren Kampf um „Demokratie und Freiheit" und um ähnliche, von den Feinden der deutschen Leichtgläubigkeit und Streberei hingeworfene Schlagworte und Begriffe auszutragen. Sie stürzten das, was allein noch die Kraft des deutschen Volkes ausmachte, das Heer und das Kaisertum, und lieferten das betörte Volk wehrlos dem herzlosesten, von Haß getragenen Feinde aus, dessen Haß durch die furchtbaren Schläge, die ihm die deutsche Kraft, das Heer, beigebracht hatte, ins Maßlose gesteigert war.

Jetzt zu klagen und über die Folgen der Niederlage entsetzt zu sein, nützt nichts. Das muß getragen sein. Aber für die Zukunft soll das Volk aus dem Unglück lernen. Es soll erkennen, woran es zugrunde ging und wo es daher bessern muß.

Das deutsche Volk ging freiwillig unter das fremde Joch, weil ihm und seinen politischen Führern, vom Volksvertreter bis zum Kanzler, die Art von seiner Art waren, der Geist und Wille des Sieges fremd war, weil das Volk sich Führer erwählte, die sich von den Friedensschalmeien und Freiheitsgaukeleien der Feinde betören ließen, ihnen Glauben schenkten und den Lockungen einer unmöglichen Weltverbrüderung folgten.

Jetzt, bei dem Gerassel der Sklavenketten und unter dem schweren Druck des Joches wird das deutsche Volk wohl erkennen, wohin es die „Ritter zur Linken", diese Führer zur Verbrüderung und Menschlichkeit geführt haben. Jetzt wird es wohl erkennen, wie ganz anders es gekommen wäre, wenn es den Ratschlägen, dem Wollen des „Ritters zur Rechten", dem harten Führer zum Sieg, gefolgt wäre.

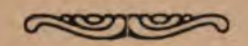
Wer die Ereignisse des Weltkrieges an Hand meiner Schilderung verfolgt, wird jetzt meine Behauptung aus der Einleitung, daß wir hätten siegen müssen, verstehen.

Ich spreche zum Schluß diese meine Überzeugung nochmals klar aus:

Der Weltkrieg war von den Mittelmächten unbedingt siegreich zu beenden; nur der Kunst seiner Führer ist es gelungen, die Siegespalme schließlich der Entente in den Schoß fallen zu lassen.

Will das deutsche Volk sich wieder erheben, will es das Joch abschütteln und seine alte Größe erreichen, dann muß gesorgt werden, daß die „Ritter zur Linken", die Führer in die Sklaverei, verschwinden und daß das ganze Volk, vor allem die zur Führung gewählten und berufenen Männer mit dem Willen zu Kampf und Sieg erfüllt werden, daß der vom Grafen Czernin angeklagte Ludendorffsche Geist im Volk zur vollen Geltung komme.

Wenn man einmal mit Recht vom deutschen Volk wird sagen können „sein Denken ist Kämpfen, seine Seele Sieg", wenn ein Politiker dieses Geistes, dieses Willens das Volk politisch führen wird, wenn Volksvertreter dieses Geistes dem Kanzler des Reiches zur Seite stehen, wenn somit ein neues wahrhaft „deutsches" Geschlecht erstanden ist, dann, deutsches Volk, wird deine von dir jetzt verwirkte Größe wieder die Welt erfüllen!



Anhang.

Einfluß der geographischen Verhältnisse auf eine Offensive nach Serbien.[1]

Ueber den Begriff „Geographie" herrscht keine besondere Klarheit. Die Geographie befaßt sich nur mit der anschaulichen Schilderung großer Gebiete, mit der Beschreibung der Erdoberfläche im großen, im Gegensatze zur Geländelehre, die sich mit den Einzelheiten der Erdgestaltung, mit der allgemeinen Beschreibung der einzelnen Glieder der Erdoberfläche, also mit der Beschaffenheit und den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Geländegattungen (Ebene, Hügelland, Gebirge), mit dem Zusammenhang der Geländeformen im großen und mit ihrer Gliederung im einzelnen (Kuppe, Sattel, Hang, Tal, Graben usw.) beschäftigt. Das besondere militärische Studium fügt dann der Geographie noch die Beurteilung der militärischen Bedeutung der geographischen Gebiete für die Kriegführung hinzu (Militärgeographie), indessen in der Geländelehre nur der Einfluß der Einzelheiten des Geländes, also der örtlichen Verhältnisse, auf die Tätigkeit der Truppen (Waffenwirkung, Bewegung usw.) beurteilt wird.

Damit ergibt sich schon der Zusammenhang dieser Hilfswissenschaften mit den beiden großen militärischen Gebieten: Die Militärgeographie vermittelt uns die Kenntnisse des Schauplatzes der Kriegshandlungen im großen, sie bildet also, wenn man diesen Namen schon anwenden will, eine der Grundlagen der Strategie; die Geländelehre vermittelt uns die Kenntnisse für die taktische Verwertung der Erdoberfläche. Die Beurteilung oder Würdigung der geographischen Verhältnisse ist daher eine der Grundlagen, und zwar eine der wichtigsten, aller operativen (strategischen) Entschlüsse und Handlungen. Die Beurteilung oder Würdigung der örtlichen Geländeverhältnisse eine der Grundlagen, und zwar eine der wichtigsten, aller taktischen Entschlüsse und Handlungen.

[1]) Eine nicht zur Sache gehörende Einleitung wurde weggelassen.

Ebensowenig als man die Gebiete Strategie und Taktik scharf trennen kann, ebensowenig kann man eine scharfe Grenze zwischen Geographie und Geländelehre ziehen; diese Gebiete übergreifen sich. Aber sicher fällt es unter das Maß dieses Themas, örtliche Verhältnisse, wie z. B. die Überhöhung des serbischen Donauufers oder die örtlich, also taktisch oder technisch günstigeren Übergangspunkte mit in den Vordergrund der Beurteilung zu stellen. Es wird doch gewiß Jedem einleuchten, daß man den Aufmarsch eines Heeres nicht nach der Lage eines taktisch günstigen Übergangspunktes regeln kann; die operativen Rücksichten gehen den taktischen unbedingt voran, denn man muß die Truppenmassen vorerst überhaupt an den Fluß oder an den Feind heranbringen können, um sie dann taktisch zu verwerten. Günstige Übergangspunkte sind daher in erster Linie nur solche, wo gute, verläßliche Wege beiderseits an den Fluß heranführen.

Die Umkehrung dieser Rücksichten, also das Voranstellen der taktischen Rücksichten müßte es dahin bringen, daß die ganze Heeresbewegung einer taktisch günstigen Stellung zustrebt, so wie 1866 die Armee Benedeks in die schon seit Friedrich dem Großen berühmte Stellung bei Josefstadt vormarschierte.

Diese Darlegung zeigt den hohen praktischen Wert solcher Arbeiten: Sie bilden die Grundlage, um zu bewußten und berechtigten operativen Entschlüssen zu gelangen; sie zeigt aber auch, daß die Voranstellung eines operativen Entschlusses die Sache ganz verkehrt. Anstatt den operativen Entschluß auf den richtig gewürdigten geographischen Verhältnissen aufzubauen, wird die Geographie nach dem vorangesetzten operativen Entschluß gewürdigt; daß man auf diesem Wege sehr oft fehlgreifen muß, bedarf wohl keiner Begründung, denn er verwechselt Ursache und Wirkung.

* * *

Eine Offensive aus der Monarchie nach Serbien muß, mit Ausnahme des südwestlichen Endes der Grenze (bei Visegrad), überall sehr bedeutende Grenzflüsse überschreiten. Nur bei Visegrad ist die Grenze offen.

Die Richtung einer von Visegrad ausgehenden Offensive in den südlichsten Teil Serbiens, das wenig wegsame Gebirge, das nur von einer einzigen besseren durchlaufenden Weglinie — Visegrad-Vardište-Užice — durchschritten wird, die auf bosnischem Boden zunächst der

Grenze in einer Strecke von 6 km nicht einmal fahrbar ist und die geringe Leistungsfähigkeit der nach Visegrad führenden Bahn lassen es wohl nicht zu, hier sehr starke Kräfte anzusetzen. Da man aber in dieser Richtung nach etwa 60 km Marsch das verkehrswege- und hilfsquellenreiche obere Moravatal erreicht, von wo aus gute Straßen nach Valjevo, an die Kolubara, nach Belgrad und Kragujevac führen, so kann eine hier vorgehende starke Nebengruppe, die allerdings reich für den Gebirgskrieg ausgestattet sein muß, durch Bedrohung der Flanke und des Rückens aller im Inneren Serbiens stehenden Kräfte sehr wirksam werden.

Für die Offensive über die Flußgrenze ergeben sich folgende Richtungen:

1. Über die Drina, also von West nach Ost.
2. Über die obere Savegrenze bei Mitrowitz-Sabac.
3. Über die Save-Donau beiderseits Belgrad in der Strecke von der Kolubara-Mündung bis Báziás.
4. Über die untere Donau, abwärts Báziás.

Zu 1. In der Strecke Visegrad Zvornik ist der Übergang starker Kräfte ausgeschlossen. Bei Hochwasser, also besonders im Frühjahr, ist der Übergang (Überschiffung) infolge der reißenden Strömung überhaupt unmöglich; aber auch bei normalem Wasserstande macht die Strömung den Übergang sehr schwierig und langwierig. Das schwierige Gebirgsgelände und die geringe Zahl der in diesem Abschnitte auf beiden Seiten zum Fluß führenden fahrbaren Wege schließen die Verwendung starker Kräfte aus. Hier kann man daher nur an den Übergang von Detachements mit Gebirgsausrüstung denken und zwar nur im Zusammenhang mit dem Vorgehen starker Kräfte über die untere Drina nach Valjevo, um die kürzesten Wege von der Drina nach Valjevo (Rogacica Valjevo) und an die Wege Loznica Valjevo (Ljubovija Pecka und Uzovnica Krupanj) zur Bedrohung von Flanke und Rücken des Gegners auszunützen.

Der Übergang starker Kräfte über die Drina bleibt somit auf die untere Drina-Strecke abwärts Zvornik beschränkt. Aber auch dort liegen die Verhältnisse nicht günstig.

Schon die Versammlung starker Kräfte an der unteren Drina stößt auf Hindernisse, da alle Bahnen, die gegen die untere Drina führen, wenigstens zwei Tagmärsche von der Drina entfernt enden

(Brcka und Dl. Tuzla zwei, Zupanja drei, Samac vier Tagmärsche) und weil über die Save nur eine einzige Brücke führt — bei Brcka— die entweder nur für den Bahnverkehr oder nur für Truppenmärsche benützt werden kann.

Der Aufmarsch müßte daher bewirkt werden:

a) An der Save, 2 bis 3 Tagmärsche von der Drina entfernt; der mehrtägige Anmarsch an die Drina, der nicht geheim bleiben könnte, würde den Zeitpunkt des Überganges ziemlich genau festlegen, weil große Truppenmassen aus Verpflegsrücksichten nicht lange an der Drina stehen bleiben könnten. Auch die gründliche, lange Zeit erfordernde Vorbereitung des Überganges wäre in diesem Falle nicht möglich.

b) An der Drina, was aber außerordentliche Vorsorgen für die Verpflegung erfordert. Die Posavina ist trotz ihrem relativen Reichtum nicht geeignet, größere Truppenmassen durch längere Zeit zu ernähren, besonders nicht im Frühjahr und im Sommer. Die Verpflegung für die Zeit des Aufmarsches müßte daher zugeschoben werden.

Eine Armee von 200 000 Mann und 50 000 Pferden Verpflegsstand würde z. B. an Verpflegung für einen etwa 14 Tage dauernden Aufmarsch, gleichmäßiges Eintreffen der Transporte angenommen, brauchen:

200 000×7 Tage×1 kg = 1,4 Millionen kg = 1400 Tonnen = 2800 Wagenladungen und

50 000×7 Tage×9 kg = 3150 Tonnen = 6300 Wagenladungen, zusammen also über 9000 Wagenladungen.

Da während des Aufmarsches die wenigen durchlaufenden, und besonders im Frühjahre schlechten fahrbaren Verkehrswege von den ununterbrochen anmarschierenden Truppen und Trains ganz in Anspruch genommen wären, müßte der größte Teil dieser Vorräte schon vor Beginn des Aufmarsches im Aufmarschraume hinterlegt sein. Oder endlich

c) man wählt den Mittelweg, marschiert wohl an der Save auf, schiebt aber so starke Kräfte an die Drina vor, daß sie die Vorbereitung des Überganges durchführen und sichern können, und daß man sie noch leicht verpflegen kann.

Die Bereitstellung der Truppen an der Drina ist aber in jedem Falle schwierig, weil im Abschnitte abwärts Zvornik nur drei bessere,

jederzeit benützbare fahrbare Wege an die Drina heranführen (Brcka Bjelina; Brcka Celic dann entweder Janja oder Calopek und Bosn. Samac, Gracanica, Zvornik). In den wichtigen Abschnitt Janja Calopek führt kein einziger fahrbarer Weg, der jederzeit benützt werden kann, weil die Straße Janja Calopek vom serbischen Ufer eingesehen, streckenweise sogar unter Feuer genommen werden kann.

Auch der Übergang über die Drina ist schwerer, als es die geringe Mächtigkeit des Flusses voraussetzen läßt. Bei Hochwasser ist der Brückenschlag ausgeschlossen, weil der wilde, ungeregelte Fluß fast bei jedem Hochwasser sein Hauptbett verlegt. Aber auch bei normalem Wasserstand müssen alle, längere Zeit stehenden Brücken über das Überschwemmungsgebiet hinweg, also mindestens 5—600 m lang gebaut werden. Dabei gefährdet jedes Hochwasser ihren Bestand und die Verbindung des Heeres. Im Frühjahr ist somit der Übergang starker Kräfte besonders gewagt. Bei normalem und besonders bei Niederwasser erschweren wieder (besonders bei Loznica), zahlreiche Sandbänke, abwärts Loznica viele versumpfte Nebenarme die Überschiffung.

Endlich sind in der Drina nur wenig Überschiffungsmittel zu finden. Der Zutransport zu Wasser aus der Save ist ausgeschlossen, der Zutransport über Land wegen der früher besprochenen Eisenbahn- und Wegverhältnisse umständlich und zeitraubend, muß daher sofort bei Beginn der Mobilisierung begonnen werden und bleibt doch beschränkt. Für den Übergang muß daher ein s e h r r e i c h e s Kriegsbrückenmaterial zugewiesen werden.

Noch ungünstiger als in Bosnien sind die Wegverhältnisse östlich der Drina. Wie natürlich, führen die meisten guten Straßen in Serbien von der Save-Donau nach Süden ins Innere des Landes. In der Richtung West-Ost finden sich nur wenige Straßen. Von der Drina führt nur eine Straße über Sabac an die Kolubara, eine zweite schon recht schlechte Bergstraße (häufig Vorspann nötig) von Loznica nach Valjevo. Außer dieser Straße lassen sich von der Drina nach Valjevo nur 3 bis 4 minder fahrbare Wege benützen. Da auf diesen Wegen Trains nur in beschränktem Maße fortkommen könnten, müßte die Hauptmasse des Trains auf die schlechte Straße Loznica-Valjevo verlegt werden. Das bedeutet: Wenn eine Armee von 150000 bis 200000 Mann Verpflegsstand mit den Spitzen die Linie Lazarevac-Moravci erreicht hat, würde ihre Trainkolonne noch über

die Drina bis Bjelina oder Brcka reichen. Es ist klar, daß ein Nachschub auf dieser Straße um so unmöglicher wäre, als der Bestand der Drinabrücke ein sehr unsicherer bliebe. Die Armee müßte ihren Zuschub von seitwärts, von der Save, beziehen.

Die weitere Vorrückung gegen den wichtigsten Teil Serbiens, gegen das Moravatal, führt entweder über die versumpfte, im Frühjahr fast unpassierbare Kolubara, oder durch das dünn besiedelte, hilfsquellenarme Gebirge südöstlich Valjevo. In diesem Gebirge führen wohl drei bessere Straßen (über Arangjelovac, Grn Milanovac und Uzice) und einige mindere fahrbare Nebenwege an die Morava; trotzdem wäre in diesem Gebiete, aber auch schon für den Marsch nach Valjevo, reichliche Gebirgsausrüstung nötig. Da die untere Drinagrenze am weitesten vom Moravatal abliegt (160 km = 8 Märsche), und weil die Vorrückung von der Drina an die Morava durch sehr schwieriges Gelände führt, wäre die Offensive über die Drina die langwierigste.

Je weiter im Süden die Vorrückung erfolgt, desto ärmer wird das Land und desto schwieriger wird der Nachschub der Bedürfnisse von der Save, weil er mit steigender Entfernung immer schlechtere Straßen benützen muß. Dies wird die Dauer der Operation noch mehr verlängern.

Charakteristisch und maßgebend für die Anlage der ganzen Operation über die Drina ist der Umstand, daß die Offensive in dieser Richtung die Truppen immer nach einigen Tagen Marsch durch hilfsquellen- und wegarmes Gebiet in verhältnismäßig hilfsquellenreiche Räume führt und in Gegenden, wohin der Zuschub von der Save-Donau verhältnismäßig leicht ist.

Der Übergang über die Drina führt zuerst in das verhältnismäßig reiche Becken von Loznica Ljesnica, in das übrigens von Sabac eine Schmalspurbahn führt, so daß der Zuschub von Sabac nach Loznica bei entsprechender Vorsorge viel leichter zu bewirken ist, als von Brcka nach Loznica. (Sabac Loznica 50 km; Brcka Loznica 70 km.)

Drei bis vier Märsche durch das wenig besiedelte, daher auch weg- und hilfsquellenarme Jadartal führen nach Valjevo, das reiche Ressourcen bietet, und wohin die Schmalspurbahn von Zabrez die Verbindung mit der Save vermittelt.

Von Valjevo ginge der Marsch ganz oder zum Teil durch armes Gebirge.

a) Nach Arangjelovac in den reichsten Teil Serbiens, 60 km = 3—4 Märsche, aber immer längs der Schmalspurbahn Valjevo Arangjelovac (Belgrad);

b) über Grn. Milanovac nach Kragujevac ins Moravatal und an die Eisenbahn nach Belgrad (Semendria) 5—6 Märsche (110 km);

c) über Grn. Milanovac nach Cacak ins obere Moravatal 4 bis 5 Märsche (80 km).

Diese Verhältnisse erfordern gebieterisch, die hilfsquellenarmen Strecken so schnell als möglich zu durcheilen, um sich in dem hilfsquellenreicheren Raum mit Hilfe der Landesmittel und durch den möglichen Nachschub von der Save für den nächsten Sprung auszustatten.

Da in den wegarmen Gebieten jede umständlichere Trainbewegung ausgeschlossen ist, müßte jede Kolonne das, was sie für den betreffenden Sprung braucht, bei sich mitführen. Mit Rücksicht auf die schlechten Wegverhältnisse müßten die Trains sehr leicht sein und die Pferde verläßlich gut gefüttert werden.[1]) Die Wagen dürften daher nur mit 4 qm Nutzlast und mit je ½—1 qm Haferzuladung für die Zugpferde beladen werden. Volle Ausnützung aller Wagen mit dieser Nutzlast wäre unbedingt geboten. Weil aber bei anhaltendem Regen selbst dieser leichte Train auf den Landwegen stecken bleiben könnte, müssen Mann und Pferd so viel bei sich haben, daß sie bis zur Erreichung der neuen Hilfsquellen zur Not versorgt sind.

Für den Sprung Drina-Valjevo wären z. B. die Kolonnen auszurüsten:

Mann und Pferd mit 4 tägiger Reserveverpflegung (Reserveverpflegsportion entsprechend zusammengesetzt, ohne Fleischkonserven, da Serbien ein sehr viehreiches Land ist, aber mit Speck, Wurst usw.). 160 Patronen beim Mann. So ausgerüstet könnten die Truppen zur Not Valjevo erreichen.

Truppentrain mit zwei Verpflegsportionen und die Komp.-Mun.-Wagen.

Drei Verpflegstaffel. Div.-Bäckereien.

Zwei Munitionskolonnen jeder Art (Inf.-Kan.-Haub., schwere Haub.).

(Kriegsbrückenwagen und Feldspitäler bei der Hauptkolonne.)

---

[1]) Es wäre nötig, die Pferde der unmittelbar bei den Kolonnen eingeteilten Trains im Aufmarschraum bei harter Arbeit (Zutransport von Überschiffungsmittel, Verpflegung, Munition usw.) sehr reichlich zu füttern, um sie in Training zu bringen.

Jede Kolonne hätte somit 9 Tage Mannesverpflegung, 8 Tage Futter und reichliche Munitionsvorräte bei sich.

Alle anderen Trains müßten in der großen Trainkolonne folgen und zwar so geordnet, daß Staffel, Mun.-Kolonnen und Sanitätsanstalten an der Spitze eingeteilt sind, um als Ersatz vorgezogen zu werden, falls es notwendig wird und geht.

In Valjevo müßte das auf dem Marsche verbrauchte ersetzt werden (Requisition und Zuschub von der Save) um wieder zum nächsten Sprung ausgerüstet zu sein.

Daraus ergibt sich die hohe Bedeutung der Eisenbahnen Serbiens für diese Offensive; sie müssen daher bald in Besitz und Betrieb genommen werden. Nicht zu sparsame Verwendung von Eisenbahntruppen und die Zufuhr von Betriebsmaterial für die Schmalspurbahnen, das in Serbien nur sehr spärlich vorhanden ist (Lokomotiven und Waggons von den zirka 1500 km Schmalspurbahnen der Monarchie mit gleicher Spur), müßten hiezu vorbereitet sein.

Obwohl also die Drina kein mächtiges Hindernis, gleich Save und Donau, ist, liegen doch die operativen Verhältnisse für den Übergang starker Kräfte (Aufmarsch, Vormarsch von der Drina, Verpflegung, Nachschub) sehr ungünstig und zwar ganz besonders im Frühjahr.

Zu 2. Besser liegen die Verhältnisse an der oberen Save-Grenze.

Die Offensive über die obere Save führt wohl auch nach Westserbien also in den gleichen Raum, wie die Offensive über die Drina, hat daher auch dieselben operativen Nachteile wie diese; trotzdem liegen hier die Verhältnisse wesentlich günstiger als an der Drina.

Die Save ist zwar ein viel mächtigeres Hindernis als die Drina, aber sie fließt in einem konstanten Bett; aus der oberen Save, aus dem Bosut und durch Transport über Land aus der Donau — bei frühzeitiger Bereitstellung auch auf dem Wasserwege — kann reiches Überschiffungsmaterial beschafft werden. Hochwässer erschweren zwar den Übergang, schließen ihn aber nicht, wie bei der Drina, aus. Besonders die Überschiffung wird durch den Wasserstand wenig beeinflußt. Allerdings genügt auf der Save eine Kriegsbrücke auf längere Dauer nicht, so daß sie durch eine schwere Schiffbrücke ersetzt werden muß; aber selbst eine Unterbrechung der Brücke braucht die Verbindung nicht aufzuheben, da Mittel genug zu Gebote stehen, um sehr leistungsfähige Dampffähren in Betrieb zu setzen. Das Material für die schwere

Brücke müßte schon vor Beginn der Feindseligkeiten oberhalb der Drinamündung bereit sein, da es nach Beginn der Feindseligkeiten unmöglich wäre, die großen Schiffe unbeschädigt hinaufzuschleppen.

An die Save führen im Abschnitt Raca Klenak zwei Eisenbahnen und zahlreiche Straßen heran. Aufmarsch, Verpflegung und Materialtransporte werden daher dicht an die Save herangeführt werden können.

Von Sabac führt ein ganzes Bündel guter Straßen ins Innere Serbiens, allerdings vorwiegend in südlicher Richtung, also gegen den gebirgigen Teil Serbiens. Für den Vormarsch nach Ost, gegen den Hauptteil Serbiens, stehen neben mehreren schlechten Landwegen nur zwei bessere durchlaufende Straßen (über Obrenovac und Lazarevac) zur Verfügung. Er trifft bald die schwer überschreitbare Kolubara.

Der wichtigste Punkt an der oberen Save ist Sabac; ist dort der Übergang gelungen, dann ist der Verteidiger der Macva abgeschnitten. Überdies gehen von Sabac nach allen Richtungen die besten Wege Westserbiens ab.

Auch über die Save ist der Übergang im Frühjahr am schwersten, weil zur Zeit der regelmäßigen Frühjahrshochwässer die Macva auf große Strecken überschwemmt ist, so daß die Bewegung fast nur auf die aufgedämmten Wege beschränkt bleibt was der Verteidigung sehr zustatten kommt.

Die Versorgung einer bei Mitrowitz Sabac übergehenden Armee mit allem Nötigen, ist desto leichter, je näher die Armee an der leistungsfähigen Wasserstraße der Save bleibt. Aber auch bei einem Marsch in südlicher Richtung, also über Valjevo, ist die Versorgung der Armee viel leichter, als die einer über die Drina vorgehenden Armee. (Valjevo Sabac 60 km, zwei gute — über Kamenica und Ub — zwei minder gute Straßen — über Osecina und Tekeris —; Valjevo Brcka 130 km, eine schlechte Straße — über Janja, Han Palator, Loznica).

Bei einem gleichzeitigen Übergang über die Drina und Save wird der Verteidiger Westserbiens allerdings gründlich umfaßt, was man unbedingt ausnützen wird, ob die Hauptkraft der nach Westserbien vorgehenden Gruppe über die Save oder über die Drina vorgeht. Der gleichzeitige Übergang starker Kräfte über die Drina und über die Save bringt diese gegenseitige Unterstützung voll zur Geltung und erleichtert daher die Forcierung der Flußlinien; der beschränkte Raum zwischen dem gebirgigen Teil Westserbiens und

der Save (Sabac-Valjevo 60 km) die geringe Zahl und der Zug der guten Straßen, die fast alle nach Süden gegen das Gebirge und nicht nach Osten gegen das Zentrum des Landes führen, heben diesen Vorteil ganz auf, da bei diesen Verhältnissen, wie früher erwähnt, die Operationen so starker Kräfte in diesem ungünstigen und minder wichtigen Raum Serbiens nur langsam vorschreiten können.

Soll aber in Westserbien nur eine Nebengruppe auftreten, dann ist es trotz dem größeren Hindernis operativ besser, sie mit der Hauptkraft über die Save zu senden, gleichgültig, ob die Richtung der Operationen dieser Nebengruppe über Valjevo oder über die Kolubara führt.

Zu 3. In diesem Abschnitte sind die Verhältnisse für die Offensive starker Kräfte nach Serbien am günstigsten. Vor allem trifft die Offensive in dieser Richtung den wichtigsten und für den Ausgang des Krieges entscheidenden Raum Serbiens: Das Moravatal. Das Moravatal ist der reichste und dichtest besiedelte Teil Serbiens; es enthält die Hauptverkehrsader des Landes, die einzige Verbindung Serbiens mit der übrigen Welt, die Eisenbahn Belgrad Konstantinopel (Saloniki). Im Moravatal liegen alle wichtigen militärischen Anlagen. Ist der Angreifer einmal im Besitze des Moravatales, dann könnte der Widerstand der in die Gebirge abgedrängten Teile der serbischen Armee wohl noch längere Zeit dauern, aber keinen Umschwung in der Entscheidung mehr herbeiführen. Daß bei dieser Richtung auch noch die Hauptstadt des Landes, Belgrad, sofort in die Hand des Angreifers fällt, ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Die Offensive in dieser Richtung zwingt daher den Feind, der vielleicht im Hinhalten, im Zeitgewinn, seinen Kriegszweck suchen könnte, zur Entscheidung. Er kann das Moravatal nicht ohne entscheidenden Kampf aufgeben und sich in die Berge zurückziehen.

Aber auch alle anderen Verhältnisse liegen gleich günstig.

In Südungarn und in Syrmien können Kräfte beliebiger Stärke aufmarschieren. Zahlreiche Eisenbahnen und die Schiffahrtslinie der Donau ermöglichen den Aufmarsch und die Verpflegung der stärksten Armeen. Fünf Eisenbahnen führen dicht an das Ufer der Flüsse heran (Semlin, Pancsova 2, Temeskubin, Báziás).

Nur das Straßennetz zunächst den Flußgrenzen läßt noch zu wünschen übrig; da könnte eine zielbewußte Staatsleitung noch viel bessern.

In diesem Grenzabschnitte ist das Flußhindernis der Breite nach am mächtigsten.

Selbstverständlich ist auch hier der Übergang während der langandauernden Frühjahrshochwässer, die alle Überschwemmungsgebiete weithin unter Wasser setzen, schwieriger als bei Normalwasser. Am schwierigsten ist er Ende März und im April, wo zum Hochwasser auch noch der gefährliche untere Wind regelmäßig und fast täglich auftritt.

Die Flußgrenze umfaßt den vorspringenden Raum von Belgrad in gleicher Weise, wie Save und Drina die Macva umfassen. Nur tritt hier bei Belgrad der größte Vorteil für einen Flußübergang hinzu: Die Donau aufwärts Semlin und die Temes ermöglichen das Bereitstellen eines beliebig starken Überschiffungsparkes.

Im Gegensatze zur Drina und zur oberen Save ist das Hindernis in diesem Abschnitte so mächtig, daß das Kriegsbrückenmaterial für die gesicherte Durchführung des Überganges nicht mehr hinreicht. Nur über die Save, und auch da nur bei Normalwasser, ließe sich eine Kriegsbrücke schlagen. In der Donau und in der Save bei Hochwasser, könnte eine Kriegsbrücke bei der großen Länge dem Wasserdrucke und dem Wellenschlag selbst bei geringem Winde nicht mehr standhalten; bei stärkerem unteren Wind (Kosava, Frühjahr und Herbst) wäre die Verwendung von Kriegsbrückenmaterial sowohl zum Brückenschlag als zur Überschiffung ausgeschlossen.

Der Übergang über die untere Save und über die Donau müßte daher mit dem auf der Donau üblichen Schiffsmaterial geschehen. Auf der Donau und in ihren großen Nebenflüssen sind aber solche Massen an Schiffsmaterial aller Art — von der Zille bis zum Dampfer — vorhanden und in kurzer Zeit in der Donau oberhalb Semlin und in der Temes bei Pancsova bereitzustellen, daß damit die stärksten Truppenkräfte *auf einmal* überschifft werden könnten.

Da vom Gelingen der Überschiffung das Gelingen des Überganges abhängt, das Gelingen der Überschiffung aber von der Stärke der auf einmal überschiffbaren Truppen (Staffelstärke), wobei die Mächtigkeit des Hindernisses nur bei wiederholten Turnusfahrten in Betracht kommt — liegen die Übergangsverhältnisse bei Belgrad Pancsova viel günstiger als an jedem anderen Punkt der Grenze, selbst günstiger als an der viel schwächeren Drina. Wird der Über-

gang bei Belgrad-Pancsova mit Übergängen nahe der Kolubara (Kriegsbrückenmaterial) und bei der Moravamündung (Semendria, Temesſziget), wo hinter den Inseln Schiffsmaterial gedeckt bereitgestellt werden kann, verbunden, dann kann in diesem Abschnitt eine so gewaltige Übermacht den Übergang erzwingen, daß er unbedingt ohne übergroße Verluste gelingen muß; die sogenannte „Festung" Belgrad kann entsprechend starker, schwerer Artillerie nicht einmal durch Stunden standhalten. Brücken könnten nur aus schweren Schleppschiffen hergestellt werden. Bis zur Fertigstellung der Brücken können einige Dampffähren bei Belgrad und bei Semendria den Verkehr über den Fluß bewerkstelligen.

Der gelungene Übergang bringt sofort den Besitz dreier wichtiger und reicher Orte (Belgrad, Semendria, Pozarevac), von denen fünf gute (Belgrad Lazarevac, Gr. Milanovac, Cacak; Belgrad Kragujevac Kraljevo; Semendria, Palanka, Raca, Kragujevac, Krusevac; Semendria, Batocina, Jagodina, Krusevac; Pozarevac, Svilajnac, Paracin, Kruzevac) und mehrere mindere Straßen und zwei Eisenbahnen (von Belgrad und Semendria) Morava aufwärts führen. Gelingt es die Belgrader Eisenbahnbrücke und die Tunnels südlich Ripanj vor Zerstörung zu bewahren — was die Einleitung besonderer Unternehmungen wert wäre — dann ist die Versorgung der längs der Eisenbahn im Moravatal vorgehenden Kräfte, die auch viel im reichen Moravatal finden werden, verhältnismäßig leicht. Aber auch wenn Brücke und Tunnels nicht gerettet werden könnten, würde die durch ein Trajekt mit dem Eisenbahnende Temeskubin verbundene Bahn Semendria Jagodina die Versorgung der Armee wesentlich erleichtern.

Diese günstigen geographischen Verhältnisse, die seit jeher bestanden haben, sind die Ursache, daß alle in die Balkanhalbinsel geführten Kriegszüge mit dem Flußübergange bei Belgrad begonnen haben (mit Ausnahme von Unternehmungen, die geringere Ziele hatten, z. B. Eroberung Bosniens). Belgrad wurde daher auch mit Recht als das „Tor des Balkans" bezeichnet, welches Tor, seiner Bedeutung entsprechend, seit jeher durch die starke Festung Belgrad geschlossen wurde. Trotz dieses starken Verschlusses ist es aber immer gelungen, bei guter und gründlicher Vorbereitung das gewaltige Hindernis der Donau zu bezwingen (mustergültig in der Vorbereitung und Durchführung ist der Übergang des Prinzen Eugen).

Diese Verhältnisse haben sich im Lauf der Zeiten nur noch zugunsten einer Offensive über Belgrad verändert.

Die Bedeutung des Moravatales ist durch den Bau der Eisenbahn, durch die Anlage zahlreicher Straßen und durch gesteigerte Kulturentwicklung gegenüber den anderen Grenzgebieten noch stark gestiegen. Die gewaltige Entwicklung des Schiffsverkehres auf der Donau, die es unnötig macht, erst Schiffe für den Übergang zu bauen, das reiche Eisenbahnnetz Ungarns, das es möglich macht, in kurzer Zeit gewaltige Truppenmassen an der Donau zu versammeln, die mächtige Entwicklung der Artillerie, die der Breite des Flusses spottet, der Bestand einer starken Donauflottille und endlich der Umstand, daß das „Tor des Balkans" jetzt offen, von keiner starken Festung verschlossen ist, machen hier die Offensive ungleich leichter, als sie zur Zeit des Prinzen Eugen war.

Belgrad ist daher auch heute noch das Tor, und zwar das offene Tor Serbiens.

Zu 4. Abwärts Bázias ist der Brückenschlag mit Kriegsbrückenmaterial infolge der bedeutenden Breite und der ziemlich starken Strömung nicht möglich. Zum Übergang müßte ebenso wie bei Belgrad schweres Schiffsmaterial verwendet werden. Das zum Übergang nötige reiche Schiffsmaterial kann aber in dieser Flußstrecke nicht im letzten Augenblick beschafft werden; es kann auch nirgend vorher gedeckt bereitgestellt werden. Die Schiffe aber erst im Bedarfsfalle aus der Donau oberhalb Belgrad herbeizuschaffen, geht wohl nicht, solange die Serben Herren ihres Ufers sind.

Da überdies das Gebirge beiderseits der Donau die Entfaltung großer Kräfte ausschließt, kommt dieser Abschnitt für den Übergang starker Kräfte gar nicht in Betracht.

Nach den geographischen Verhältnissen ergibt sich somit:

Am entschiedensten, günstigsten und sichersten ist der Übergang der gegen die Serben angesetzten Hauptkraft bei Belgrad Semendria zu bewirken, trotz der Mächtigkeit des Hindernisses.

Am schwierigsten, und zwar in operativer Hinsicht, ist der Übergang starker Kräfte über die untere Drina, trotzdem dies das unbedeutendste Grenzhindernis ist.

Am zweckmäßigsten wäre daher nach den geographischen Verhältnissen die Anordnung einer Offensive nach Serbien in folgender

Weise: Eine starke, dem Feinde weit überlegene Hauptkraft geht bei Belgrad, Pancsova, Semendria über und nimmt Richtung Kragujevac.

Eine Nebengruppe geht mit der Hauptkraft bei Sabac über die Save, mit einer Nebenkraft über die Drina und dringt über Valjevo, Grn. Milanovac auf Kragujevac vor.

Eine Nebengruppe geht von Visegrad über Uzice ins obere Moravatal vor.

Die beiden Nebengruppen könnten den Übergang entweder einige Tage vor der Hauptkraft oder gleichzeitig mit ihr durchführen.

Schon aus den bisherigen Betrachtungen ist zu schließen, daß das Frühjahr der schlechteste Zeitpunkt für den Beginn eines Krieges gegen Serbien ist, weil um diese Zeit die ohnedies starken Grenzhindernisse ganz besonders schwer zu überwinden sein werden.

Im Frühjahr führen aber auch alle Flüsse im Innern Serbiens Hochwasser. Wasserlinien, die im Sommer, im Herbst und im Winter ohne Bedeutung sind, werden im Frühjahr durch sumpfiges Anland zu starken Hindernissen, wie die Kolubara und alle Nebenflüsse der Morava.

Im Frühjahre sind aber auch alle Landwege, ja selbst die meisten Straßen den Anforderungen, die der Marsch großer Armeekolonnen stellt, nicht gewachsen.

Das Frühjahr ist daher auch die ungünstigste Zeit für die Operationen im Innern Serbiens.

Da Serbien ein reiner Ackerbaustaat ist, ist es reich an Lebensmittel aller Art, und erzeugt weit mehr, als seine Bevölkerung braucht. Der Überschuß wird ausgeführt. Infolgedessen wird man nur in der ersten Zeit nach der Ernte große Bestände an Lebensmitteln noch im Lande finden. Im Frühjahr und in den ersten Sommermonaten wird man am wenigsten Nutzen aus dem Reichtum des Landes ziehen können.

Zustand der Grenzhindernisse und der Flüsse im Innern des Landes, Beschaffenheit der Straßen und Wege und die Hilfsquellen lassen somit das Frühjahr als die ungünstigste Zeit für den Beginn der Offensive nach Serbien erscheinen. Jede andere Jahreszeit, selbst der Winter, ist für die Offensive günstiger. Selbst der Winter ist günstiger als das Frühjahr, weil um diese Zeit die Grenzflüsse Niederwasser haben, weil im Inneren Serbiens kein Fluß und kein Sumpf ein Hindernis darstellt und weil die Wege Serbiens, wenn sie

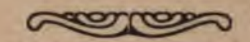
gefroren und mit Schnee bedeckt sind, noch am besten benützt werden können. Bei Tauwetter, das doch nur vorübergehend auftritt, sind die Verhältnisse nicht schlechter, als sie im Frühjahr dauernd vorliegen.

Wie früher erwähnt, bildet die richtige militärische Beurteilung der geographischen Verhältnisse eine der Grundlagen für einen Operationsplan. Obwohl aber die geographischen Verhältnisse eine der wichtigsten Grundlagen für die Einleitung militärischer Operationen sind, so sind sie doch nicht die einzigen. Es treten noch politische Verhältnisse (der inneren und äußeren Politik), militärische (Organisation, Standesverhältnisse, Bewaffnung, Stand der Ausrüstung) und finanzielle Verhältnisse, und endlich nicht in letzter Linie persönliche Momente hinzu, die alle den Entwurf eines Operationsplanes beeinflussen.

Wieweit diesen meistens abschwächenden Einflüssen nachgegeben wird, oder wieweit man es vermag, sie den in erster Linie durch die geographischen Verhältnisse bedingten operativen Forderungen dienstbar zu machen, ist ein Teil der den Entwurf eines Operationsplanes beeinflussenden persönlichen Gesichtspunkte.



Schlagwort- und Namenverzeichnis.





Erinnerungen und Urteile

aus dem Weltkrieg

von

General der Infanterie

Alfred Krauß

(Wien)

*

Zweite Auflage

J. F. Lehmanns Verlag München



Im Felde unbesiegt

Der Weltkrieg in 28 Einzeldarstellungen

Herausgegeben von
General der Infanterie

G. v. Dickhuth-Harrach.

Geheftet Mk. 18.—, gebunden Mk. 26.—
(dazu der Sortimentsteuerungszuschlag).

Um dem deutschen Volke sein früheres Selbstbewußtsein, das ihm die Revolution geraubt hat, wieder zu geben, um in ihm wieder die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wach zu rufen, hat sich eine Reihe unserer Besten, an ihrer Spitze Hindenburg und Ludendorff, zusammengeschlossen und ein Werk geschaffen, das die unvergleichlichen Taten seiner Kämpfer im Weltkriege festhält und das die unverwüstliche Kraft zeigt, die in dem Volk, das diese Leistungen vollbringen konnte, ruht. Wachrufen will es diese, und alle, die es lesen, sollen den Helden des Weltkrieges zum Dank ihre ganze Kraft für das Wohl ihres Vaterlandes und zur Errettung aus dessen schwerster Not einsetzen.

Das schönste Volks- und Heimatbuch

Inhaltsverzeichnis:

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

